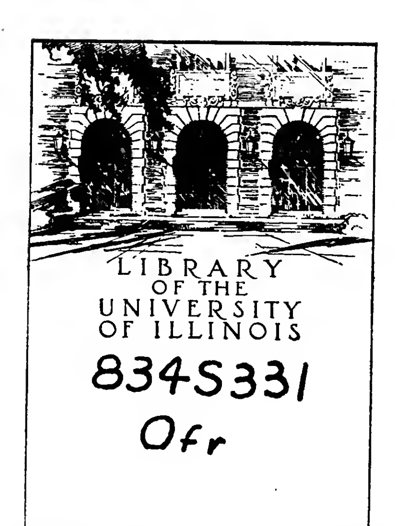
DER FREMDE

Roman

VON

RENE
SCHICKELE

BERLIN
BEI PAUL CASSIRER


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS



DER FREMDE

ROMAN

VON RENÉ SCHICKELE

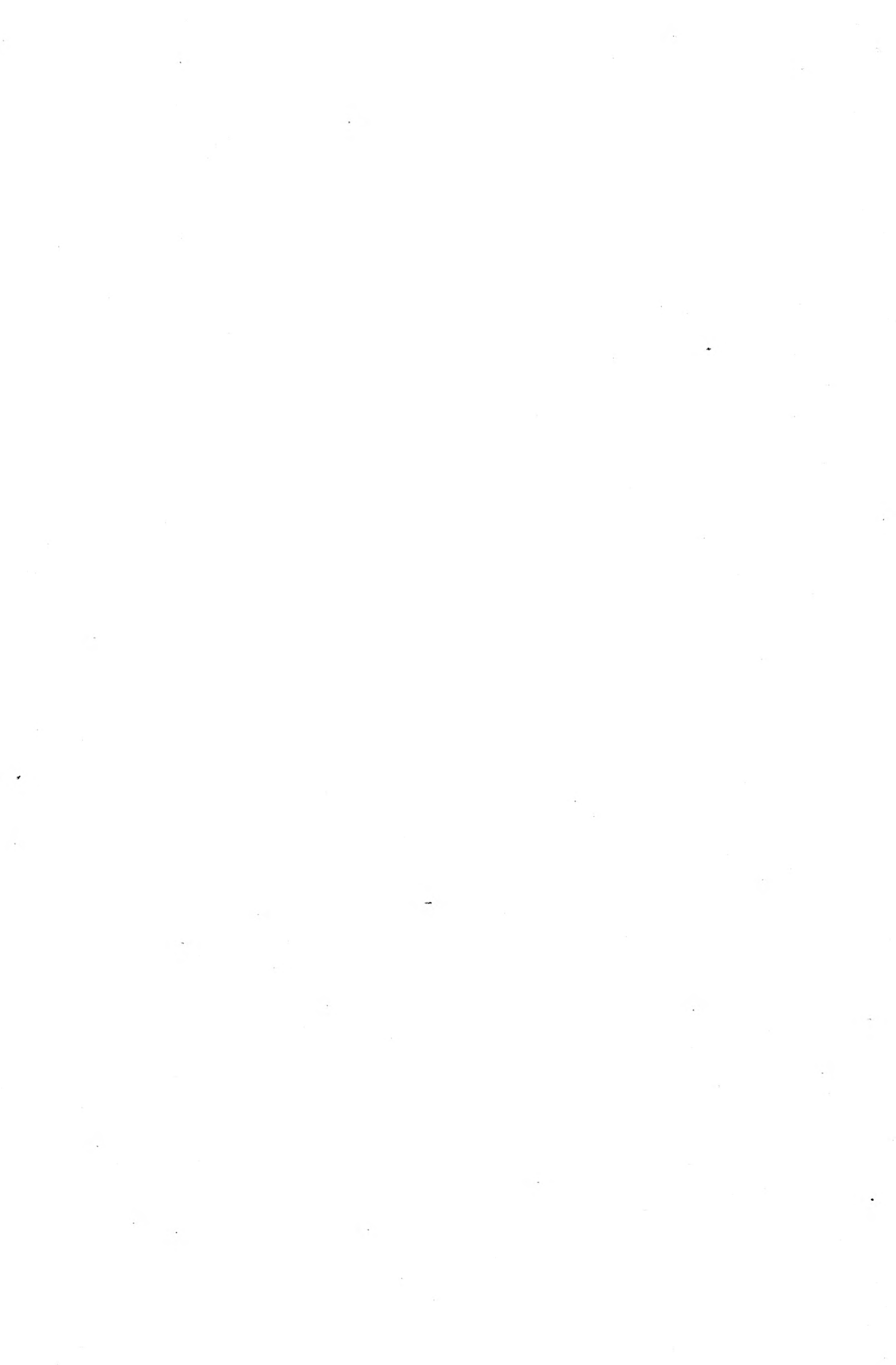
VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN

1 9 1 3

Druck: Otto Godemann,
Berlin S 14, Dresdener Strasse 88/89

ERSTES BUCH

DAS LIED DES LANDES



I

Eines Nachts wurde Frau Yvonne durch ein Rütteln an der Tür aus dem Schlaf geweckt. Sie erkannte die Stimme des Dienstmädchens. Sie antwortete und hielt gerade ein Streichholz an den Docht der Kerze, als in der Stille der Nacht ein Trompetensignal aufsprang. Zugleich schlug das Mädchen mit den Fäusten gegen die Tür und schrie:
„Die Preussen sind da!“
Und das Signal wiederholte sich, diesmal ganz nah.
Frau Yvonne liess das Streichholz, das ihr die Finger verbrannte, fallen und sank zurück. Das Dunkel begann sich schwer um sie zu drehen; es stand still, und sie sah ihren Gatten in Kürassieruniform auf dem Pferde sitzen, den Arm zum Schlag erhoben. In diesem Augenblick öffnete sich sein Mund, als ob er schrie, seine Augen wurden tote Fischaugen und sahn sie an. Dann fiel der Körper schwerfällig vom Sattel und verschwand in einem Gewimmel von

stürzenden und sich bäumenden Pferden und wirren Gestalten, die Hiebe austeilten und empfingen.

Sie sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Von Zeit zu Zeit musste sie stillstehn und sich zusammenraffen, um ihre zitternden Hände zu beherrschen, und dann konnte sie nur mühsam, mit einer immer erneuten Anstrengung ihres Willens, gehn. Die Glieder hingen wie eingeschlafen, in ihrem Herzen aber war eine fliegende Unruhe, ein massloser Taumel, den sie nicht fassen konnte, der schmerzte, und der sie empörte.

So kam sie bis ans Fenster des Esszimmers. Die steile Hauptstrasse Zaberns, die wie ein tiefer weisser Graben unter der Vollmondnacht vorbeischoss, erfüllten zuckend, ausbrechend die in der Schlacht bei Wörth zerrissenen Reiterregimenter. Frau Yvonne sah den Aufruhr in verzerrten Gesichtern, in Händen, die an den Zügeln rissen und mit der Reitpeitsche schlugen, weisse Totengesichter fuhren empor, die erloschen, sie erriet überall in dunkeln Flecken das Blut. Dort, wo die Strasse plötzlich abbog, stürzte dieser Wahnsinn ins Dunkel.
Frau Yvonne lehnte sich weit aus dem Fenster. Ihre Augen suchten in der Kluft, die alles verschlungen hatte.

Da krachte ein Gewehrfeuer: ein Spielrad, das sich eine Minute lang knarrend in der Nacht drehte.
Ihr schwindete. Sie zog die Hände vors Gesicht und stand hoch aufgerichtet, unbeweglich lauschend.
Sie wagte wieder zu atmen und floh in ihr Zimmer.
Die Augen an der Decke, lauschte sie dem Schlagen von Türen, lauschte der Stille, die so unermesslich war wie die Sommernacht, die sie dicht neben sich, vor dem offnen Fenster fühlte, weiss mit blutigen Sternen.
Sie lauschte angestrengter, weil dann Pferdegetrampel auf der Strasse kam und ging. Es schien vor dem Haus zu verweilen, und sie erstarrte bis ins Herz.
Später erhob sie sich und schlich ans Fenster des Esszimmers. Es dämmerte. Als sie sich hinauslehnte, sah sie im Morgengrauen vor dem Marktplatz einen Trupp dunkler Reiter mit Lanzen, auf deren Spitzen scharf und kalt das Frühlicht glänzte. Sie rauchten aus gekrümmten Pfeifen, plauderten und sahn sich um.
Frau Yvonne zog sich in die Zimmer zurück, unter denen der kleine Garten blühte, und die in der grossen, weissen Luft, über Wiesen, Feldern und Waldabhängen den sanften blauen Höhenzug der Vogesen vor sich hatten.

Dort ging im rauchigen Brand der Wipfel die Sonne unter. Am Morgen schienen die Tannen goldig aus blauen Gründen. Die blassen Kornfelder und die leuchtenden Wiesen im Wind sandten grosse Schauer von Licht in den Himmel. Wenn der Wahnsinn des Mittags brütete, nahmen sie, schwer in den Himmel gehoben, die wütenden Umarmungen des Gestirns entgegen, die Häuser schienen erdrückt, sie lagen atemlos unter dem gewalttätigen Griff der Stunde. Die Bäume standen einsam und ohnmächtig.
Man sah keinen Menschen.
Die Sonne schlug Funken aus den roten und grauen Ziegeln, sie zog ganze Flammen aus Scheiben und Dachrinnen. Frau Yvonne fühlte fröstelnd die Glutwellen in der Kühle des Gartens vergehn. Sie barg sich in seiner Kühle und liess ihre Augen die Sonne liebkosen. —
In den hohen und weiten Nächten lagen die Vogesen als ein beglänzter Schattenriss am Horizont, die Grillen sangen. Dann spürte Frau Yvonne unter ihrer Hand den Herzschlag des Kindes, das in ihrem Blute eingebettet war.
Wenn die Erinnerung an jene Nacht sie überfiel, schrak sie zusammen und schloss hastig die Augen, um die Bilder nicht zu sehen, die mit furchtbarer Deutlichkeit vor ihr standen und sie anzogen. Sie empfand unwillkürliche Bewegungen, als ob sie sich unter die Hufe der heran-

brausenden Reiter werfen, als ob sie die kalten harten Lanzenspitzen auf ihrem Fleisch fühlen wollte. Aber sie sagte sich, dass sie durch die Schrecken dieser Nacht ihres Gatten würdig geworden sei, und dass sie sie lieben müsse, weil sie sein Leben waren. Und sie blickte starr auf blutige Kampfszenen und tauchte mit Grausamkeit in solchen Vorstellungen unter und vergrub sich im Aufruhr zusammenstossender Reitermassen und zerschmetterter Regimenter.
Im September erfuhr sie den Tod ihres Gatten. Sie las seinen Namen auf einer Verlustliste, und das war alles. Sie hatte eine furchtbare Gebärde des Widerspruchs, man musste sie auf ihr Lager niederzwingen, und drei Stunden darauf, nach einer langen Ohnmacht, gebar sie einen Knaben. Während sie die letzten Qualen litt, rief sie noch immer: „Es ist nicht möglich. Ich habe ihn geliebt, Jesus-Maria, ich habe ihn geliebt.“ Sie war achtzehn Jahre alt.

Nach dem Friedensschluss bestanden Yvonnes Eltern darauf, dass sie mit dem Kind nach Hause käme. Ihr Vater, ein frommer, rauflustiger Gelehrter, erklärte seine Aufforderung schon deshalb für unabweisbar, weil er gegen die Annexion des Landes mitsamt seinem Enkel protestiere und keineswegs geneigt sei, den Frankfurter Frieden weder jetzt noch in Zukunft

anzuerkennen. Im übrigen sei sie Französin. Er nannte den Tod seines Schwiegersohnes einen Mord und forderte als sein Recht, den kleinen Paul in Gedanken an eine heilige Rache zu erziehn. Schliesslich offenbarte er ihr, dass er sich von den theologischen Dingen abgewandt habe, um mit ganzer Seele und mit allen Kräften an die „Arbeit“ zu gehn. Er sah im letzten Feldzug nichts als einen Religionskrieg; er nahm mit dem heutigen Tag seinen Posten ein. Diesen Brief schloss er mit einer einfachen, herzlichen Wendung, setzte aber unter die Unterschrift in starken Zügen: „Sentinelle, prenez garde à vous“, das von nun an in keinem seiner Briefe fehlte und je nachdem, ob er eine besondere Wachsamkeit für wünschenswert hielt, einmal, doppelt oder gar dreifach unterstrichen war.
Frau Yvonne weigerte sich, Zabern zu verlassen. Es war die Heimat ihres Toten, wohin sie sich gleich nach der Hochzeit hatte führen lassen, weil hier seine Jugend war, und weil er diese Berge liebte. Aber die Invasion begann, und der Leutnant Paul Merkel musste zu seinem Regiment, das sich bald darauf bei Morsbronn ins Feuer der deutschen Bataillone warf und in wenigen Minuten vernichtet war.
Sie blieb in der Wohnung und vor der Landschaft, wo sie so glücklich gewesen und so

furchtbar erschüttert worden war, dass sie für sich und ihr Kind keine andere Heimat auf der Erde wusste. Sie glaubte nur diese Umgebung zu verstehn, hier allein den Zusammenhang mit etwas Höherem, das sie rührte, ihrem Ursprung und ihrem Ende zu haben, überall anders verlöre sie den Sinn des Lebens.
Jedes von diesen einsamen Jahren war schwer von Erlebnissen, die ihr im Herzen wuchsen. Sie erfüllte in ihrer Weltabgeschiedenheit ihr Schicksal, mit allen Freuden und allen Leiden, die ihr das Leben vorenthielt, und die doch über sie herfielen, als ob sie mit lebenshungrigen Menschen und in Wirklichkeit in ihr Haus gekommen wären. Sie verlor nicht das Glück ihres Lächelns, das auch nicht bitter wurde, weil sie schön war. Aber Frau Yvonnes schmales, braunes Gesicht trug die glühende Maske der Reife, dunkel und durchscheinend. Auch ihr Blick wachte unveränderlich über dem schillernden Schatz ihrer Einsamkeit wie eine Lampe im Dunkeln. Die ganze bekennende Liebe war ihr Mund.
Mit den Liedern, die sie den kleinen Paul lehrte, warf sie in seine Phantasie die Aufregungen des Kampfes, den Rausch des Sturmes und des Zusammenbruchs, die balladenhafte Schönheit grosser Märsche. Sie gab dem Krieg eine religiöse Weihe. Man zog mit jubilierender Seele und

gefasst, die ekstatische Liebe zu Maria im Herzen, in den Kampf. Hinter dem rauchenden Vorhang von Blut und Pulverdampf und vom Gesang der Hörner getragen, war immer etwas Weisses wie ein Kleid oder ein Lächeln: die unbefleckte Unschuld Mariä. Paul stellte sich oft vor, wie sein Vater von der Kommunionbank aufstände, aus vielen hässlichen Wunden blutend, mit zerrissenen Kleidern, von Staub und Schmutz bedeckt, und strahlend im himmlischen Licht, lebend an die Seite der Mutter Gottes gehoben.

Am Tage, als Paul selber zum erstenmal am Kommuniontisch niederkniete, wurde er von seinen schwärmerischen Gefühlen überwältigt, er fühlte so die körperliche Nähe übersinnlicher Mächte, dass er in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jedesmal, wenn er späterhin zur Kommunion ging, war er seinem Vater und seiner Mutter in mystischer Liebe verbunden. Er verging vor Hingabe und betete, sie möchten ihr Kind lieben.

Zu anderen Zeiten war er weder zärtlich, noch gerührt. Er gründete Indianerbanden, mit denen er in den Feldern lagerte, auf Bäumen und unter Felsen Hütten baute und weite Streifzüge in die Berge unternahm.

Nach Karl May las er Erckmann-Chatrian. Er versammelte die Freunde in seinem Zimmer, um

ihnen die am meisten begeisternden Stellen aus seinen Büchern vorzulesen. Nachdem er sie so mit der grossen Armee bekannt gemacht hatte, formte er die Apachen in Grenadiere der Garde um und liess sich zum Feldmarschall Cambronne ausrufen. Auf seiner Stirn brannte zehrend das Mal der Begeisterung.
Er hatte Feinde.

Als Paul in die Vorschulklasse eingetreten war, hatte er in den Aborten, an den Wänden der Gänge und auf den Bänken in preussenfeindlichen Inschriften das vaterländische Vermächtnis seiner Vorgänger gefunden. Es schien ihm vollkommen in der Ordnung, dass trotz aller Strafen auch das letzte freie Plätzchen für derartige Kundgebungen ausgenützt wurde.

Die Lehrer bevorzugten die Söhne der Eingewanderten. Die andern beantworteten die Vorliebe der Lehrer mit einer Massregelung der „Feinde". Sie mieden oder sie verfolgten sie. Aber die Feinde waren die Stärkeren. Man liess sich demütigen und hasste sie. Es war kein endgültiger Sieg über sie möglich.

Manchmal konnte Paul den Hass, den eigenen, an dem er litt, und den der andern, den er überall fühlte, bitter anklagen und wünschte nichts sehnlicher, als mit der Welt in herzlichem Frieden zu leben. Denn der kleine Hass einiger

Knaben schien ihm alles zu verdunkeln und ihn in einen Abgrund von Finsternis und Herzensjammer zu stürzen, von wo er zerknirscht in den blauen Himmel sah.

Aus diesem Gefühl der Schwäche heraus begann er seine Ueberlegenheit zu organisieren. Er versuchte sich in der ironischen, in der überzeugenden, in der herzlichen Diskussion. Er führte Intrigen und berechnete die Wirkung eines Satzes, eines Tonfalls, die Beredsamkeit eines Schweigens. Er wusste, wann eine Offenheit nützlich, wann sie schädlich war.

Auch das war nicht mehr als ein Spiel. Er wollte herrschen, sich leben fühlen, er genoss sich im Glück und in der Niederlage mit gleicher Hingabe und bis in die kleinsten Augenblicke seines armseligen Lebens. Er bereitete eine aufregende Handlung neugierig und unter Qualen vor, um einige Minuten lang in den Hochgefühlen seiner entscheidenden Rolle zu schwelgen, sie bis ins Kleinste auszukosten und dem Schatz seiner Erinnerungen einzuverleiben. Sobald er dann den Anhalt des wirklichen Erlebnisses hatte, steigerte er es mit grösserer Liebe in seiner Phantasie, die einen Knabenstreich am Feuerwerk der Historie entzündete und über eine kindliche Szene die Glorie der grossen Eroberer ausbreitete.

II.

Aber der grosse Pan liebt ihn und nahm ihn in seine Hut, weil der Knabe ihm das Beste seiner Seele gab. Paul war bei ihm, wenn der Morgen graute, und der Tau fiel auf ihn von den Aesten der Bäume, von den Sträuchern, durch die er sich seinen Weg bahnte; das Gras nässte seine Füsse, die Kleider funkelten. Der Gesang der Vögel schwamm durchsichtig in der Frische der Morgenstunden, wenn sich eine zarte Farbe über die andere, zartere legte. Rehe kreuzten seinen Weg. Sie gingen langsam und mit klaren, verständigen Augen; sie waren wie die gütigen Gedanken der einsamen Landschaft. Die Quellen und die Bäche klangen, sie gebaren das junge Blau des Himmels.

Wenn Paul durch die Wiesen nach Hause ging, standen Bauern und sprachen über das Wetter. Sie hatten langsame, feierliche Bewegungen und sahn prüfend zum Himmel. Frauen kamen

schwer und dampfend in der Kühle mit Hacken und Körben des Wegs. In der Vorstadt begegnete er leichtbekleideten Mädchen, die Wasser trugen. Ihre Augen waren unnatürlich hell. Sie drehten sich nach ihm um und lachten.
Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Mittagshitze, wenn auf der Heide der betäubende Duft des Thymians wie eine Wolke um die roten, kieselblitzenden Felsen hing, die Tannenwipfel im Blau des Himmels brannten und das schwerfällige Rollen eines Wagens den Wald heraufdrang. Im Wald war es dann sehr still, das Harz duftete wie ein goldener Trank, eine Glockenblume wiegte sich im Schatten, wo bei jedem Schwanken der Tannen Bündel von Sonnenlichtern platzten. Nach dem Aufruhr solcher Augenblicke träumte der Wald tiefer in der Hut strenger, unbeweglicher Sonnenstrahlen.
Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Stunde der Dämmerung, die Menschen und Dinge mit Ungewissheit erfüllt. Er fühlte ihn nahe, wenn das Schauspiel des Sonnenuntergangs die Welt berückte und dann aus der grossen Trauer die Sterne wuchsen und die wehmütige Schönheit der Nacht vollkommen war. Hundertmal in seinen Indianerspielen blieb Paul plötzlich stehn und lauschte der fernen Stimme der Wälder, dem fernen Lächeln der Wiesen, des Lichts, den verlorenen Lauten,

die von den Wegen kamen und in der Einsamkeit eine neue Bedeutung fanden. Diese Laute wurden wie die Stimmen der Vögel, wie das Lächeln der Heide, der Felder und der Baumstämme im Dunkel die eine Sprache, das gleiche Glück.

Paul lag im Schatten und sah den Sonnenstrahlen entgegen, die den Berg heraufgewandert kamen. Sie machten seine Freude leuchtend, und er glänzte ebenso wie sie, wenn sie ihn endlich umhüllten und dann weitergingen, glänzte noch lange einsam im Dunkel.

Auf dem Heimweg in der Nacht fand er süssen Schrecken und wollüstige Kühnheit, Ermattung und Versunkenheit, fand er alle Gedanken seines Herzens am Wege.

III.

Die kleine Henriette verbeugte sich tief vor Paul, und ihm war, als sänke eine holde Herrlichkeit, eine grosse und süsse Liebe vor ihm zusammen. Er erwiderte ihren Gruss. Da ging er schwer in dieser versinkenden Herrlichkeit unter. Sie glitt auf den Fussspitzen an ihm vorüber, wobei sie lächelnd in den kristallnen Kronleuchter sah, der bei weitem nicht so weiss und strahlend war wie sie.
Nach dem Menuett assen sie an einem kleinen Tisch im Nebenzimmer Eis, Vanille und Erdbeeren. Er sah sie immerfort an. Er musste sich zwingen, um sie so anzusehn, und einmal drang ihm ein Schluchzen in die Kehle, das ihm fremd war und ihn verwirrte.
Henriette schlug ihre grossen blauen Augen zu ihm auf. Sie senkte sie, und wieder fiel etwas Blaues, Berauschendes zusammen. Diese süssen Katastrophen erfüllten den Abend.

Als sie später einen Augenblick allein waren und Pauls Herzschlag zu schweifen begann, nahm er ihre kleine Hand. Aber sein Herz zog sich zusammen, und er konnte sich nicht rühren. Wieder stiegen ihre Augen herauf, blau, tief und leuchtend. Da liess er sich fallen. Er vergrub das Gesicht in ihre kleine Hand und badete es ganz in ihrer sanften Kühle, die von allen Seiten zugleich mächtig zu seinem Herzen zog.

„Voyons, soyez sage", sagte sie und entriss ihm gewaltsam die Hand.

Er schlich sich in den Garten hinaus, suchte nach einem Winkel, wo er sich verstecken könnte, damit ihn niemand fände, wenn sie seine Abwesenheit bemerkten und ihn suchten. Seine Mutter würde weinen. Was hätte er darum gegeben, wenn sie einmal weinte, und seinetwegen weinte, die schöne Frau! Und Henriette müsste sich die schrecklichsten Vorwürfe machen, weil sie ihn ins Unglück gestürzt hatte. Hinter der Laube legte er sich auf den Rücken und begann nachzudenken. Er hörte die Musik, ein fernes Summen von Stimmen; und als er den Kopf wandte, sah er die glorreich erhellten Fenster des Hauses, hinter denen die weissen Kronleuchter schimmerten. Sie tanzten . . . Er war unglücklich wie ein zärtlicher Hund, den

seine Herrin, ein junges lächelndes Mädchen in weissen Kleidern, verstossen hat.
Es war keine Blume mehr im Garten, selbst die paar Tannen hatten ein kahles Aussehen. Paul fror. Er biss die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Und dann verfiel er in eine harte, trotzige Trauer.
Die „Feinde“ waren es, die die Schuld an alledem trugen! Er dachte an ein anderes Mädchen, das mit den „Feinden“ spielte, denen es Briefchen schrieb . . . Er sah sie die steile Strasse der Stadt herabkommen, er grüsste sie. Und soviel liebende Demut auch in seinem Grusse lag, sie erwiderte ihn kaum. Ihr hochmütiger Blick ging über ihn hinweg, er fühlte schmerzlich, dass er der Fremde war. Jetzt aber zwang er sie, stehn zu bleiben und ihn anzuhören. Er suchte Worte, die sie vernichten sollten, und da, während er sprach, kam ihm plötzlich eine unerhörte Offenbarung: Sie hatten ihm den Vater und die Heimat geraubt! Seine Mutter war traurig! . . . Er begann Blut zu sehn, er begriff, was das ist: „Blut“ und fühlte, dass von dem Blut, das er in den Adern trug, soviel in einem wütenden Ringen mit den Feinden vergossen worden war — sie hatten mit den Füssen darin gestanden. Dieses Blut musste zurückgekauft werden, und er begriff, was das heisst: „Der Feind“, und das andere: „Die

Rache". Mit einer seltsamen Kälte, die ihn schaudern machte und ihm zugleich den letzten unbedingten Mut in die Seele gab, fühlte Paul den Tod, den Atem der Vernichtung neben sich. An diesem Abend ging das Kind als ein besiegter Held nach Hause.
In der Marseillaise, die er bald darauf hörte, fand er ein Symbol der Rache, das Unterpfand des Sieges, der nicht nach dem Preis gefragt hat.
Die Marseillaise nistete wie ein Raubvogel in den Häusern. Man sang sie bei geschlossenen Fenstern und Türen, mit einer Begeisterung, die einem Wutausbruch glich. Sie galt dem Gedanken der baldigen „Revanche", der das Leben der Elsässer beherrschte, ihren Eigensinn fanatisierte. Die Herzen rauchten, Menschen, die einander gleichgültig waren, schlossen Brüderschaft auf Tod und Leben. Der Feind war im Land.
Paul hörte in der Familie eines Freundes einen alten Veteran mit einem Holzbein vom Krieg erzählen. Im Esszimmer waren an die zwanzig Menschen versammelt, Erwachsene und Knaben, und in der Mitte des Tisches sass der „Korporal" und erzählte mit glühendem Gesicht von dem Kampf auf den Spicherer Höhen. Er sprach, als er den Beginn der Schlacht schilderte, ein Gemisch von Elsässisch und Französisch, das

dann plötzlich hell und wohllautend ein Kommandoruf durchdrang, sein Oberkörper fuhr in die Höhe, seine Hände streckten sich, als ob sie ein Gewehr umfassten, er führte Bajonettstösse, warf sich zurück, und dann waren es nur noch Kommandorufe, die der Alte in das Bild des Kampfes schleuderte, Kommandorufe und Signale, und die Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, die immer heftiger und einsilbiger wurden. Schliesslich blieben nur noch zwei Griffe, wie er das Bajonett warf und wie er es zurückzog, die einander in rasender Eile folgten. Ein Fluch schloss die Episode.
Dann sangen sie die Marseillaise.
Paul sass auf dem Sofa und presste den Arm seines Freundes. Er warf den Kopf in den Nacken und liess ihn wieder auf die Brust fallen. Denn eine wilde Göttin hatte aufschnellend die Hände von ihrem Gesicht genommen, das in einem unirdischen Feuer glühte, und ein Meer stand in Brand. Goldne Adler stiegen zur Sonne, die ein feuriges Gebirge war. Unter ihrem steilen Flug rauschte das Meer auf und setzte sich in Bewegung. Eine Schlacht begann. Paul fühlte sich von Brüdern und Schwestern umgeben, die ihn fest an der Hand hielten. Diese teilten seine Schwächen, seinen Hass, seine wollüstigen Hoffnungen. Sie waren blutverwandt, ihm geheimnisvoll verpflichtet, wie er

selbst ihnen gehörte. Paul wurde vom grossen Herzschlag seines Volkes ergriffen, der plötzlich seine Brust hob, ihn erweichte und stark machte.

Zu Hause war er in der träumerischen Einsamkeit, mit der Frau Yvonne sich umgab, verloren. Die Zimmer ihrer Wohnung berührten ihn fremd, und wenn er aus dem Trubel der Spiele und Gespräche nach Hause kam, glaubte er in eine andere, gar zu ernste und eintönige Welt zu treten. Früher war in die Zimmer noch ein Licht wie von farbigen Glasfenstern gefallen, da hatte ihn die Heimlichkeit der bunten Nachmittage entzückt, und die süssen und mutigen Balladen, die er mit der Mutter sang, schienen bedeutungsvoller, weil sie in der Stille einer Kapelle erklangen. Er hatte mit klopfendem Herzen und mit einem Lächeln gesungen, das ein Abglanz seiner Mutter war, — wie man bei holden Aufregungen des Herzens lächelt, die man als Geschenk eines geliebten Menschen hinnimmt. Seine früh geweckte Einbildungskraft hatte aber bald die Führung der Mutter entbehren gelernt. Das Fieber der kriegerischen Legende verzehrte ihn. Er wurde trotzig und herrschsüchtig, er begehrte mit dem ungestümen Ernst seiner Inbrunst den Ruhm, die Liebe, den Tod. Frau Yvonne sah mit dem Lächeln ihres Mundes zu, wie Paul ihr in innerlichen,

immer heftigeren Anfällen von Lebenstrunkenheit entglitt, bis schliesslich sein Geist von abenteuerlichen Vorstellungen und romantischen Versuchen ganz benommen war.
Er hüllte sich in die Ereignisse des Tages und in seine Träume ein, um die Einsamkeit ertragen zu können. Seine Mutter schien ihm in diese Stadt verschlagen, und das Gefühl von der verständnislosen Fremdheit der Mutter gegenüber übertrieb noch die Einsamkeit ihrer Wohnung und ihres Zusammenlebens. Es war dieselbe Kluft zwischen ihnen, wie zwischen den Feinden und ihm . . .

IV.

Es kam ein versiegelter Eilbrief an Frau Yvonne, worin ihr Vater mitteilte, dass er so glücklich sein werde, am 14. Juli in Belfort beim Bankett der Ligue alsacienne-lorraine die Festrede zu halten, und dass es in ihrer Macht stände, ihm den schönsten Tag seines Lebens zu bereiten, wenn sie mit Paul nach Belfort fahren und einige Tage dort verbringen wollte. Er habe geschworen, die Grenze nicht zu überschreiten, solange an den Stiefeln von preussischen Soldaten französische Erde klebe. Andrerseits sei es Zeit, dass er seinen Enkel in die Arme schliesse, und wiederum wünsche er nichts sehnlicher, als dass der Junge endlich Soldaten sähe, da er sich doch angesichts der uniformierten Räuberbanden, die unter der Peitsche ihrer Häuptlinge die steifen Glieder verrenkten, keinen Begriff vom Berufe seines Vaters machen könne. Ah, Sentinelle, ayez garde à vous! Paul

müsse ein ganzer Patriot werden, und der Junge habe noch nicht einmal rote Hosen gesehn. Wie alt war er denn? Sechzehn Jahre, und der Sohn eines heldenhaften Vaters, der sein Leben für Frankreich gelassen hatte, kannte vielleicht die Marseillaise nicht. Ob Yvonne sie ihm wenigstens auf dem Klavier vorgespielt habe?
In Strassburg war der Zug schon überfüllt. In Mülhausen nahm man keine Reisenden mehr auf.
Sie flogen durch den Sundgau der Grenze zu. Die Heuernte war vorüber. Ueber die einsamen Felder zogen in der Nachmittagsruhe feierlich die Schatten der Wolken. In der Ferne blitzten glitzernde Wasserstreifen wie die bösartigen, aufreizenden Blicke eines Ungeheuers, oder sie schienen herabgefallene Stücke Sonne, die dort weiter brannten. Graue Weiden standen brütend umher.
In den Dörfern lagen die Strassen verlassen im schweren Sonnenschein, an den Fenstern erschienen neugierige Gesichter, die dem Zug nachsahen. Vor den Eisenbahnschranken standen barfüssige Kinder und schwenkten die Hüte. Der Zug sauste vorbei, ihr Geschrei stiess sich in den Ecken des Coupés und zerriss im Luftzug. Das Blau der Vogesen ertrank im weissen Grau des Himmels.
Paul erschöpfte sich, atmete tief auf und be-

gann von neuem. Er hatte einen blutroten Kopf und fühlte, wie ihm die Haare wirr um Stirn und Schläfen fielen. Wie in einer Schlacht, wie damals, als er die Marseillaise hörte.
Die Felder waren von Truppen bevölkert, deren Oberbefehl er hatte. Er führte im Tempo des Schnellzuges hundert Reiterangriffe an: aller Schlachtenlärm war im Rütteln und Poltern der Wagen. Paul brauchte nur zu befehlen . . .
Ein kurzer Aufenthalt in Alt-Münsterol. Ein Gendarm verlangte die Papiere, durchflog sie und gab sie zurück. Paul sah ihn feindselig an. Der Gendarm lächelte und schloss die Tür. Der Zug näherte sich der Grenze. Und plötzlich stürzte jemand zum Fenster des Coupés. Paul, von der irren Gewaltsamkeit dieser Bewegung ergriffen, warf sich schaudernd ans andere Fenster.
An jeder Tür ringelten sich einige Schultern und Arme und bildeten einen missgestalteten Rumpf mit drei, vier Köpfen. Ihre Bewegungen erinnerten an Seehunde, die nach Luft schnappen. Als die Lokomotive über den Wald hinausfuhr, verfielen die Köpfe in krampfartige Zuckungen. Die Gesichter brachen in Grimassen aus. Aus den weitgeöffneten Mündern stürzten Rufe in den Luftzug, der um die Wagen fuhr. „Vive la France!“
Diese unheimlichen Köpfe waren hochrot und

wurden blau und drehten sich, als ob sie sich von ihrem Rumpf losreissen wollten. Paul sah eine junge braune Frau mit dem ganzen Oberkörper aus dem Fenster lehnen. Sie hatte die rechte Hand in das lockige Haar eines Kopfes geschlagen, der neben ihr aus der Tür ragte; sie schüttelte ihn und schrie mit aufgerissenen Augen:

„Vive la France!“

Wie ein heisser Ruf flog ihr Ruf den Zug entlang. Tücher und Hüte wurden geschwenkt, Männer, Frauen, Knaben riefen, in einem brausenden Abgrund, der dahinfuhr. Die schöne Frau drückte das Haupt ihres Opfers auf die Schneide des herabgelassenen Fensters. Sie legte sich mit dem Gewicht ihres Körpers darauf, sie stiess; ruckweise, die Zähne auf die Unterlippe gepresst, ihr Haar lag dick und zerwühlt im Wind. Dann rang sie wie in einem asthmatischen Anfall nach Atem, ihr Genick zuckte einigemal auf und ab. In einem letzten gewaltigen Ausbruch schrie sie irrsinnig, langgedehnt den Zug hinunter:

„Vive la France!“

Der Schrei rollte sich im sausenden Abhang wie eine Schlange zusammen.

Paul liess sich auf das Polster fallen und blickte starr vor sich hin. Das war er — der Kampf! Die wundervolle Hässlichkeit der

kriegerischen Entzückung! Er hätte sich mit geschlossenen Augen hineinstürzen mögen, wie ein Tier, wie ein Halbgott. Er hätte die schöne Frau schlagen, ihr die Kleider vom Leibe reissen, sie beissen wollen. Dann begann er eine unendliche Ohnmacht zu fühlen; er wurde ihr Opfer.

Er war ausgeschlossen von allen Taten, die im Dienst der Rache und des Vaterlandes vollbracht wurden. Er suchte den Platz, den er einnähme und fand keinen.

Diese Stimmung zog langsam vorüber.

In Paul blieb eine aufgeregte Aengstlichkeit und eine weiche Sehnsucht zurück.

Der Zug fuhr langsamer. Die Ebene schwoll in grossen, runden Hügeln an. Die Hügel wuchsen in schweren und sanften Formen in die Breite. Sie stiegen in ihrer ganzen Ausdehnung zugleich in getragenem Tempo zum Julihimmel empor. Die Geleise der Bahn mussten jetzt hohe Granitwände durchschneiden, deren hartes silbernes Blau an Stahl erinnerte. „Sie ist aus Stahl und blühender Erde," dachte Paul: er glaubte, er umfasse die Welt.

Von den Forts „Hautes" und „Basses Perches" wehte die Trikolore, blau, weiss und rot.

„Das ist die Liebe," dachte Paul und war von seinem Einfall warm und gehütet. Er nahm die

Hand seiner Mutter und küsste sie, er sah sie glücklich an.
„Wie die Farben erwärmen!“
Er zeigte auf die Fahnen, die im Blau des Himmels schwebten.
Frau Yvonne hatte feuchte Augen.
— Ja, sagte sie, ja, Paul, aber mässige dich.
Und der Zug stand still.
„Belfort.“ Ein alter Herr sagte das in einem Tone, als ob er damit von der Stadt Besitz ergriffe. Er stand auf und sah ernst an sich hinunter.
Dann legte er Paul die Hand auf die Schulter: „Sie werden den Löwen von Belfort sehn“ . . . und liess seine Blicke in Pauls Blicken ruhn. Nach einer Ewigkeit verbeugte er sich lächelnd und trat in die offene Tür. Er hob den Stock und rief: „Vive la France, mes amis. Vive l'armée!“
Ein Offizier, der vorbeidrängte, grüsste freundlich. Paul blickte erregt den roten Hosen nach. Aber jetzt sah er überall die rote Farbe leuchten. Ihre Sinnlichkeit belebte die Geister wie eine aufregende Spezerei. Sie war der Grund der Unruhe, die die Menschen verwirrte. Paul hätte aufschreien mögen, wenn dieses lebendige Rot im dichtesten Gewühl mit der jähen Wendung eines Tieres auftauchte und blitzschnell, oder einen Augenblick verweilend, in eine dunkle

Gruppe fuhr, die sich sogleich in lichtere Töne auflöste. Anderswo schwamm das Rot ruhig wie vollgesogen und zerging in hellen Frauenkleidern.

An der Mauer des Stationsgebäudes stand ein untersetzter Herr auf einem Stuhl und winkte mit einer kleinen Fahne, die er an die Spitze des Regenschirms gebunden hatte. In der andern Hand schüttelte er einen Zylinder. Er schrie: Vive l'Alsace!, und der Ruf kam hundertfach zurück. Er wartete, bis der Jubel sich gelegt hatte, dann rief er wieder: Vive l'Alsace!

Frau Yvonne sagte zu Paul: „Dein Grossvater."

Frau Yvonnes Vater hatte seinen Stuhl verlassen und drängte sich, Schirm und Zylinder hoch erhoben, Vive l'Alsace rufend, durch die Menge. Es war ein Triumphzug. Als er vor seiner Tochter stand, reckte er die Arme noch höher.

— Küsst mich, Kinder, küsst mich, Vive l'Alsace!

Frau Yvonne umarmte ihn.

— Auch du, mein Sohn, forderte er Paul auf. Dies geschieht alles zu deiner Ehre. Es ist d e i n 14. Juli heute. Vive l'Alsace!

Er nahm die Fahne vom Schirm und drückte sie Paul in die Tasche.

Am Ausgang stand eine Abteilung Soldaten.

— Es sind Husaren, erklärte der Alte, und auf dem ganzen Weg zum Hotel spähte er aufge-

regt umher. Er strahlte, wenn er sagen konnte: Dies hier sind Artilleristen, da hast du die Jäger zu Pferde. Ah, da sind zwei Turkos, verteufelte Kerle, was? . . . Ein Brigadegeneral, sein Adjutant, ein Kapitän.

Frau Yvonne ging lautlos neben ihm.

Der Alte wollte sie gar nicht erst in ihr Zimmer gehen lassen. Vielleicht hatte die Parade schon begonnen, und es war schwer, einen guten Platz zu bekommen. Frau Yvonne fühlte sich müde. Sie wollte bleiben.

— Es tötet mich, sagte sie mit ihrem gütigsten Lächeln und legte die Hand auf die Wange ihres Vaters. Wirklich, ich kann nicht, sei gut, lass mich hier.

Der Alte sah ihr traurig nach, wie sie langsam hinter dem Kellner die Treppe hinaufstieg.

Sie liessen sich vom Gedränge durch die Strassen tragen. Als sie um eine Ecke bogen, sah Paul die steile Felsenmauer des Schlosses, aus deren Stirn der Sandsteinlöwe seinen gewaltigen Körper drängte. Die Luft war voll aufgewirbelten Staubes. Die Sonne machte daraus ein schmutzig goldenes Gebräu, das zu sieden schien. Man hörte Musik; die Klänge rangen mühsam im Strassenlärm, der die Ohren betäubte, oder sie tanzten wie ein hohles Fass auf tobender Brandung. Manchmal stockte die Menge. Dann ging ein farbiger Staubregen

nieder, man fühlte ihn auf dem Gesicht, in der Nase, in den Augen, im Hals. Er ermüdete, als ob er bis an die Knie reichte und den Schritt gefangen hielte. Der Alte beugte sich zu Pauls Ohr:

— Dort mein Sohn, sieh den Löwen.

Paul sah nur ihn. Das rote Tier leuchtete matt durch den Staub. Es schien sich bei jedem von Pauls Schritten zu bewegen. Es hatte riesenhafte Verhältnisse.

Wie ein ungeheurer Fetisch hing es oben im unreinen Schein einer Feuersbrunst. Der verzweifelte Trotz dieses Kopfes entwurzelte, die Gewalt der Tatze, die den Pfeil in der Flanke niederdrückte, war die eines Todwunden, der einen Sieger herrisch umklammert hält, der Schweif führte einen Peitschenhieb des Schmerzes auf den mächtigen Leib, der in der Erdrosselung seiner Muskeln erstarrte. Paul fürchtete, dass der Löwe im nächsten Augenblick aufstände und die Felswand auseinandersprengte. Und nun brach auch die Musik deutlich durch, sie ergriff die tausend Menschen und riss sie an sich. Sie tönte klar und bewegt in den Lüften, als ob sie sich in der Höhe neu gebäre, aus sich heraus und nur für sich, und einzig von der Bewegung der Menschen und aller Dinge nach deren Sinn geformt. Jeder Ellbogenstoss war sie, und das Heben des Kopfes, und der

Schritt, und der Schlag des Herzens, die wechselnden Gedanken und Gebärden, und die Vermählung der Gedanken und Gebärden, der Orgelpunkt aller Aeusserungen der Tausende, auf deren Scheitel ihr tönendes Feuer schien. Sie hüllte die kältesten Naturen ein und erhitzte sie bis zur selbstvergessenen Glut. Welche beherrschte Wonne, sie zu sehn. Und Paul sah die Marseillaise, als ob sie in einer Huldigung an ihm vorbeizöge. Er riss den Hut vom Kopfe und reckte sich auf.
Sie konnten keinen Schritt weiter vordringen, aber in der Ferne sahen sie blitzende Waffen und geordnete Massen, rot, blau, weiss, vorüberziehn. Adjutanten flogen hin und her. Man hörte den Galopp von Pferden und den schnellen Tritt der Soldaten. Kommandorufe. Fahnen schwankten und senkten sich vor einer Gruppe glänzender Offiziere, deren Pferde in koketter Unrast tanzten. Hinter der Infanterie rückten langsam die langen und dichten Linien der Husaren vor. Es blitzte und schimmerte ununterbrochen an den Pferden und an den Reitern. Dann erschütterte ein Ruck das dichte Viereck, die Säbel flogen aus den Scheiden, und unter einem Wetterleuchten von Gold und Silber, aus einem Grund von hellem Rot und sanftem Blau trabte das Regiment vorüber.
Hinter den Husaren kamen die Jäger zu Pferd,

dunkel, ernster, und die andern, alle ein Spiel des blühenden Farbenfeldes, das bei den Klängen der Musik in einer mächtigeren Sonne aufging und sein ganzes Wunderleben hergab.
Das war das Herz der Landschaft von Stahl und blühender Erde, und der Löwe war ihr Gewissen.
Am Abend fand das Bankett statt. Paul war müde und fasste keinen der Sätze auf, die sein Grossvater mit grossen Augen in den Saal sprach. Als die Rede lange kein Ende nahm, liess Paul sich einschlafen.
Der Alte brachte ihn gegen Mitternacht ins Hotel. Frau Yvonne las beim Schein der Kerze. Sie nahm Paul in die Arme und küsste ihn lange und heiss. Sie drückte das Gesicht in seine Haare und bat ihn, nie mehr so lange von ihr weg zu bleiben. Sie ertrüge es nicht, er müsse sie immer lieb haben. So blieben sie lange.
— Mutter, flüsterte Paul, ich bin hier in Frankreich so warm und glücklich. Du bist ja ganz Frankreich für mich. Ich hab dein Herz gesehn, Mutter, das war schöner als die Sonne. Ganz bunt vor Liebe und warm . . .
Frau Yvonne presste Paul an sich, sie weinte vor Glück, sie küsste ihn, dass es ihn schmerzte.
— Mehr, mehr, Mutter! . . .
In den Vormittagsstunden des nächsten Tages

besuchten Frau Yvonne, Paul Merkel und sein Grossvater den Löwen, das Schloss. Sie gingen bis zum Fort la Justice an der Nordspitze des Berges, der von seiner steilen Höhe die ganze Stadt und den Talkessel herrisch übersieht, und kehrten zum westlichen Fort la Miotte zurück. Der Turm la Miotte steht, ein gedrungenes Viereck mit gezackter Krone, am Abgrund. Er zeigte der weiten Ebene die Trikolore.
Frau Yvonne stellte sich mit ihrem Vater in den Schatten des Turmes.

Paul ging über das Hochplateau, auf dem Grasbüschel, Löwenzahn und ein paar armselige Bäume wuchsen. Kleine rote Nelken glühten an der Sonne wie Blutstropfen. Im Tal lief der heftige Sonnenschein über Felder und Teiche und bis dicht unter die Bäume der langgestreckten Berge. Es war so klar, dass Paul den Schatten des Schilfs sah, der einen dunklen Gürtel um die leuchtenden Teiche zeichnete, dass er den Schatten eines Vogelfluges auf den roten Aeckern und den silbergrauen Wiesen verfolgen konnte. Der Rauch der hohen Fabrikschlote ging senkrecht in die Höhe. Er stieg in die Ferne über die Höhe der Mauer hinaus, an der Paul lehnte, und davon fühlte Paul sich seltsam beglückt. Er konnte aufrecht stehn und die ferne Rauchsäule über sich hinauswachsen und

hoch oben in einem feinen Sonnennebel zerfliessen sehn.
Paul blickte zu Frau Yvonne hinüber, die im Schatten der Mauer mit ihrem Vater sprach. Sie war einen Kopf grösser als der Alte, sie stand im weissen Kleid schlank und fest auf dem Blau des Himmels, das ihr braunes Haar vergoldete, die dunklen Augen waren voll Licht, ihre Stirn hatte im Schatten, der sie umfloss, den matten Glanz reifen Roggens. Die Hände spielten an einer langen dünnen Goldkette; sie verwirrten sich in Blau, Weiss und Gold. Paul sah wieder ins Land hinaus, dann ging er auf die Mutter zu. Er blieb neben den beiden stehn und hörte zu. Sie sprachen von seiner Zukunft. Der Alte hielt den Strohhut in der Hand und bewegte bei jedem Satz den schmalen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht. Er betonte die einzelnen Worte mit verschiedenartigen Linien, Kreisen, Punkten, die sein Strohhut in die Luft hieb.
Paul trat zu ihr. Er löste ihre Hände von der dünnen Kette, mit der sie spielten, er nahm die Sanften, Ergebenen, und küsste sie.
Sie stiegen durch das Schloss und am Löwen vorbei zur Stadt hinunter. Auf der Place d'Armes schob der Alte seinen Arm unter Pauls Arm.
— Achtung, mein Sohn.

Er führte ihn vor ein Standbild. Eine Elsässerin mit fliegendem Kopfputz hielt einen französischen Soldaten, der zu Tod verwundet niedersank. Sie hatte ihm das Gewehr weggenommen und streckte es trotzig einem Feind entgegen. In einem herzhaften Anlauf, der erstarrt war, versperrte sie ihm den Weg. Auf dem Sockel stand in ehernen Lettern: Quand-même! Der Alte nahm den Hut ab und hob ihn hoch empor.

— Quand-même, mein Sohn, quand même!

Er presste Pauls Arm.

— Quand-même!

Und, indem er sich an Frau Yvonne wandte:

— Quand-même, Madame!

Paul errötete, und Frau Yvonne ging weiter.

— Das Standbild sollte oben bei der Miotte stehn, sagte Paul.

Er glaubte damit zwischen der Mutter und dem Grossvater zu vermitteln; er dachte an nichts andres, als an Frau Yvonne, die mit ihrer braunen Stirn auf dem Blau des Himmels stand und an der langen Goldkette spielte, während ihre Augen ins Weite blickten.

Als sie Frau Yvonne einholten, blieb sie einen Augenblick stehn, setzten aber dann gleich ihren Weg fort.

— Lieber Vater . . Sie nahm Pauls Arm. Ich bitte dich, ich bitte dich, lass Paul in Ruhe.

Der Alte starrte sie gross an.

— Sei so gut und bringe uns heute nachmittag zur Bahn, wir müssen fort.
Der Alte riss den Hut vom Kopf und blieb stehn.
— Madame . . .
— Du wirst mir alles in meinem Zimmer sagen, Paul wird unterdessen einige Karten an seine Freunde schreiben.
— Und was sagt Paul dazu?
Der Alte sah seinem Enkel durchdringend in die Augen.
Paul stammelte:
— Ich tue, was Mama will.
Als beginge er einen Verrat aus Liebe. In der ganzen Welt sah er nur seine Mutter. Aber er bemerkte, dass sich die Augen des Alten mit Tränen füllten.
Im Vestibül des Hotels drückte ihm die Mutter die Hand und zeigte ihm das Schreibzimmer.
— Dort findest du deine Karten. Ich werde dich rufen lassen.
Paul schrieb keine Karten. Er glaubte, dass seine Mutter jetzt leide, und er litt mit ihr. Schwer und dunkel, ohne nach den Gründen des Leides zu forschen. Zugleich bat er seinen Grossvater um Verzeihung. Er glaubte sich zu erinnern, dass er ihm weh getan habe. Dann fielen ihm die Bilder des gestrigen Tages ein. Sie waren fahl und verflüchtigten sich lärmend

in einen traurigen Nebel, aus dem ein Arm, ein Gesicht, eine Gestalt für eine Sekunde in grotesker Deutlichkeit hervorsprang. Er fühlte sich verschlagen und fremd und begann sich zu fürchten.

Vielleicht waren schon Stunden so vergangen, als er durch die Scheiben der Tür Frau Yvonne und den Grossvater zum Schreibzimmer kommen sah. Frau Yvonne öffnete heftig die Türe, trat in einigen schnellen Schritten auf ihn zu und küsste ihn auf die Stirn.

— Wer sollte dich mir streitig machen? flüsterte sie.

Ihr Gesicht glühte. Sie zitterte vor Zärtlichkeit. Ihre Augen hefteten sich auf ihn und flohn wieder plötzlich seinen Blick.

Während des Mittagessens wurde anfangs wenig gesprochen. Der Alte unterhielt sich mit Paul über sein Schülerleben, aber da er ihm jede Antwort entreissen musste, liess er das Thema fallen und erzählte nur noch von sich und seiner Familie. Er war von einer höflichen Wärme gegen seine Tochter und herzlich zu Paul.

Frau Yvonne wollte fröhlich sein. Sie sah jetzt sehr blass aus. Paul sass zwischen den Gesten und Worten und sah unverwandt in Frau Yvonnes Gesicht. Er nahm jeden Ausdruck ihres Gesichtes an, seine Augen waren der

Spiegel ihrer Seele. Langsam begann er zu fühlen, dass die Mutter gequält war, aber ebenso beherrschte er sich schmerzhaft im Spiel ihrer Züge, und mitten im Tanz der Masken und der wirbelnden Unrast der Gefühle wölbten sich ihre tiefroten Lippen seinem Mund entgegen.
Sie kamen nachts in Zabern an. Paul hatte im Zug geschlafen. Auf dem Weg vom Bahnhof nach Hause suchte er sich an etwas Köstliches zu erinnern, das er verloren hatte. Der Bach heulte dunkel unter der Brücke. Am Himmel flogen zerfetzte Grauwolken um einen weissen Mond. Aus den Gärten stiegen starke Düfte uud der feuchte Geruch der Erde. Dann blieb der Wind stehn, und es begann leise zu regnen.

Nach seinen Belforter Erlebnissen umarmte Paul die Religion inniger, sie wurde die Befriedigung seines Bedürfnisses nach einer grenzenlosen Zärtlichkeit, die sich auf alle Menschen erstreckte. Er suchte in den Kirchen nicht, wie früher, Apotheosen seines Ehrgeizes, sondern Beruhigung, einen sanften Gleichmut: die Güte. Und diesmal half ihm seine Frömmigkeit, hundert kleine Eitelkeiten zu überwinden, sich zu überwachen und nur edle Gedanken und Taten zu dulden. Er besuchte den Vikar im Pfarrhause; in dem kleinen Zimmer mit den

grünen Jalousien über dem grossen Garten, der nie ohne blühende Blumen war, beichtete er mit gleicher Rührung seine Sünden und seine Tugenden. Wenn er nach Absolution den Kopf hob, sich in die Arme des Priesters warf und ihn küsste, glaubte er tatsächlich in einem weissen Gewand zu strahlen. Dann trat er ans Fenster und atmete tief den Frieden des stillen, blühenden Gartens ein und das reine Blau des Himmels, das die Farbe der Mutter Gottes ist.

V.

Es war eine Trunkenheit in ihm, die ihn emporhob. Er blickte in die Sonne, die in einer strahlenden Blutlache ertrank. Er fühlte ihr Feuer in seinen Augen und in den Adern kühle Wonne. Stark war er vor Lust, er begehrte!
Frau Yvonne ging voraus in den Wald. Paul folgte ihr. Die Bäume standen in weiten Zwischenräumen, der rote Sand leuchtete, ein gelblich grünes Licht erlosch in der Höhe. Sie stiegen den Berg hinauf, und die Bäume rückten näher zusammen. Bald schritten sie zwischen zwei unheimlich belebten Dickichten von Finsternis und blickten zu den Sternen, die hoch in einem weichen Blau über den Wipfeln der Tannen schwammen.
Die Akazienbäume dufteten. Ihre weissen Blütentrauben tanzten im Dunkel, sie kamen heran, sie schlugen an Pauls Stirn und flohn zurück. Sie gaukelten durch das Dickicht, schnellten

weg, sanken schwer herab und verharrten, sie fielen ihm ins Gesicht und blieben stumm und schwer hinter ihm. Er nahm ihren Duft einige Schritte mit, dann floss der weiche Geruch zurück, und neue Blüten kamen, und die Wehmut dieser Wanderung hatte kein Ende. Paul war erschöpft, sehnsüchtig und traurig. Er blieb stehn.

Die Mutter, die hinter ihm ging, legte den Arm um seinen Hals. Paul liess den Kopf zurücksinken. Sie strich ihm mit der Hand, die eine Blütentraube hielt, übers Gesicht.

— Wirf die Blüte weg! rief er ungeduldig.

Sie tat es und schloss auch den andern Arm um seinen Hals.

— Warum streichst du mir nicht mehr übers Gesicht? Das ist ja schrecklich, dass ich dir alles sagen muss. Wie unglücklich ich bin.

Paul schluchzte. Er wand sich und sog in diesen Krämpfen gierig den Duft der Akazienblüten ein. Er fühlte sich wie in einem Traum ergriffen, zu Boden geworfen und unter Schmerzen geküsst. Durch seine Tränen sah er ein trübes, farbiges Licht, das ihn quälte. Er drehte sich um und barg den Kopf an der Brust der Mutter. Seine Tränen nässten ihre Bluse.

Paul wollte nicht weiter gehn. Es war seiner Stimmung nicht angemessen, jetzt dort oben

unter Bekannten Abendbrot zu essen; er hasste sie, als er an sie dachte, und verabscheute sich, weil er an ihren Spielen teilgenommen hatte. Er hatte nichts mit ihnen zu schaffen. Sie kannten ihn nicht. Er hasste sie.

Paul und seine Mutter gingen schnell den Berg hinunter. Die letzte kurze Strecke liefen sie, den felsigen Abhang zum Hohlweg hinab, auf der andern Seite hinauf und standen im beglänzten Feld. Beim Anblick des nächtlichen Zabern, das im Schmuck seiner langen Kette von Lichtern und von kleinen leuchtenden Flecken ganz übersät, wie ein festlich erleuchteter Garten vor ihnen lag, wurde Paul stolz und vergnügt. Er plauderte, liess sich von seinem Vater erzählen, riss an den Hecken im Vorübergehn ein Blatt, eine Winde ab, — ihm war, als ginge er diesen Weg zum ersten Mal, als wäre er eben erst zum Leben erwacht. Er sah seine Mutter an; sie war schön. Er sagte es ihr. Und wie er mit gewandten und starken Bewegungen an der Seite der schlanken Frau ging, die seine Mutter war, wie er ihren schnellen Tritt, das gleiche Spiel ihrer biegsamen Körper, die ganze schöne Tracht ihres gemeinsamen Blutes und ihrer Leiber empfand, da schauerte er, so heftig erfasste ihn das Glück der eigenen Schönheit, die das verjüngte Bild der Mutter war.

Auf der Brücke über dem Kanal blieb sie stehn uud beugte sich über das Geländer.
— Das ist schön, oh!
Paul legte den Arm um Frau Yvonnes Hüften und schmiegte sich an sie.
Die Linden und die Kastanien ballten im Wasser ihre Schatten zusammen, durchdrangen einander im tiefblauen Himmel, und ihre Aeste zitterten, wenn der Mond sie berührte. Sie glühten in seinem Gold auf und zitterten und fielen wieder in Schlaf. Der Himmel im Wasser war weit und tief; aber auf einem unwirklichen Grund blühte lebendig und bewegte sich das Beet der Sterne. Es war die köstliche Unruhe eines glücklichen Traumes.
So lehnten sie beide, und ihre Blicke mischten sich mit dem Blau des Himmels und ertranken in der Umarmung der Bäume und küssten einander, wenn der schwerflüssige Mond das Laub der Bäume berührte und leise in einer Welle aufschlug.
— Nicht wahr, Mama, wir gehören tief zusammen?
Paul sprach kein Wort mehr, bis sie in den dunkeln Hausflur traten. Da fragte er:
— Papa muss dich doch sehr lieb gehabt haben?
— Ja, natürlich.
Aber nach einer Weile:

— Wenn die Männer nur nicht nach diesen mörderischen Aufregungen und nach keinem Ruhm verlangten. Es ist ja Wahnsinn.
Frau Yvonne schritt schnell vor ihm die Treppe hinauf.

Vor dem Einschlafen dachle Paul lange nach. Er kämpfte mit sich. Aber er stiess den Ruhm zurück. Er wollte keinen Ruhm; er wollte die Liebe, nichts als Liebe.

*

Paul verliess den Kreis seiner Freunde. Die Rache wurde ihm gleichgültig. Von seinen kriegerischen Phantasien war nichts als die Erinnerung an die schönen Aufregungen mancher Stunden, an die Hochgefühle, die ihn beseelt hatten, an ein sinnliches Kraftbewusstsein zurückgeblieben. Er suchte nun das Fieber anderswo. An Stelle des Schlachtenlärms trat das sentimentale Abenteuer, dem er in Büchern und in seinen Träumen nachging. Er fand ungeahnte Entzückungen, unmöglichere als die alten, verbrauchten, aber um so beseligendere Kühnheiten.

Der „Ossian" fiel ihm in die Hände; er sah sich auf nebligem Hochland beim Aufgang des blutigen Vollmonds in einem Schwarm von düstern, langgezogenen Tönen an einem Felsen lehnen, und seine Seele verflog in der Nacht-

musik, dieser Klage der Wildnis um ein hohes, weisses Weib, das ihn geliebt hatte. Er las das „Nibelungenlied"; er verschlang die „Edda": da erlebte er die grausige Heerfahrt der Götter am Abend der Welt, ihre blutende Majestät, da der Schatten des Todes an den leuchtenden Wänden Walhalls emporwuchs. Ihre dunkelnden Augen verfolgten ihn.

Und Paul blickte der Sonne nach, bis sie verschwunden war.

Jetzt streckten die Götter die Arme nach dem Fest des goldnen Lichts, dessen Sterben im Osten in Verklärung überging.

Für Paul hatte dann die Tragödie einer welterfüllenden Liebe ihr Ende erreicht. Wilde Riesen scharrten die Sonne ein.

Solche Träume schlummerten gross in seiner Seele, während er neugierig Umschau nach seinem ersten Abenteuer hielt.

VI.

Die Engel sind Wesen, deren Vollkommenheit darin beruht, dass ihnen alle möglichen Arten von Wollüsten ohne Zuhilfenahme grober fleischlicher Mechaniken vertraut und zugänglich sind. Ein Dutzend Jahre und selten länger kann der Mensch ein Engel sein. Dann erfolgt der jämmerliche Sündenfall, da anatomische Tatsachen ihm wie ein böses, geschlechtliches Zeremoniell veranschaulicht werden. Niemals wieder hat der Mensch eine so traurige und böse Vision des Fleisches; sie verlässt ihn nicht . . .
Dieses unerhörte Geheimnis: wie die Kinder zur Welt kommen, erfuhr Paul Merkel durch seinen Freund Alfred, den Sohn des Rechtsanwalts Brauer, der eine Villa vor der Stadt bewohnte. Es wurde ihm auf der Gartenterrasse in einer Dämmerstunde des September offenbart.
Alfred schilderte den Vorgang, so gut er konnte, Alfreds Schwester, die dreizehnjährige Henriette,

die Paul seit einigen Tagen küsste, hörte mit grossen Augen zu. Paul hatte ihr vor einer Stunde vorgeworfen, dass sie nichts von der grossen Liebe verstünde, und dass er sie deshalb freigäbe.
Sie fand ein unbändiges Vergnügen darin, sich von Paul kitzeln zu lassen. Sie war ein Engel. In den andächtigsten Umarmungen, in die Paul sie hüllte, liess sie sich zu Boden fallen, stiess sie kleine Schreie aus, biss sie ihn in die Lippen und befahl mit bösem Gesicht, dass er sie kitzele. Sie rollte sich über den Boden, kicherte und stöhnte und stachelte ihn mit einem „Ich liebe dich", das sie immerzu hervorstiess, so lange an, bis Paul wütend und aufgeregt auf einen Stuhl sank. Fräulein Henriette aber zog mit dem Fuss die Röcke über die Strümpfe, ordnete sorgfältig ihr Haar, legte sich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf den Rücken und lächelte eine Weile unbeweglich zur Decke empor. Anfänglich war Paul entzückt gewesen und geschmeichelt, weil Henriette still gehalten hatte, als er zum ersten Mal ihren Mund küsste, und weil sie ihm gleich mit ihren bösen Augen gedroht hatte: „Wenn du mich verrätst, töte ich dich" . . . Aber sie war ihm nachgerade unheimlich geworden. Einmal hatte er knieend ihr Kleid geküsst und ihre Beine umklammert. Sie hatte ihn zuerst gestreichelt und dann mit der

Faust auf den Kopf geschlagen. Er hatte nur „Nicht Henriette!“ gerufen und den Kopf in ihren Rock gewühlt, dann hatte sie noch einmal geschlagen und gelacht. Ein andermal war sie Paul, als er sich abends von ihren Eltern verabschiedet hatte, in den Flur gefolgt. Er wollte sie küssen, sie zerkratzte ihm das Gesicht und lief davon.

Aber wie Alfred flüsternd die ungeheuerlichen Wahrheiten vor ihm und Henriette enthüllte, fühlte Paul sich seltsam zu ihr hingezogen . . Keiner wagte den andern anzusehen. Es traten lange Pausen ein . . . Wenn Alfred wieder das Wort ergriff, stockte seine Stimme, und die beiden andern schauerten. Sie hielten den Atem an. Paul fühlte die Liebkosungen über seinen Körper rinnen, die er jedesmal verspürte, wenn Henriette mit ungeordneten Kleidern vor ihm auf dem Boden lag. Und zugleich stieg eine grosse zärtliche Liebe zu ihr in seinem Herzen auf; er verzehrte sich vor Sehnsucht, sie auf die Stirn zu küssen. Er wollte sie irgendwie vom Tode retten und mit ihr fliehen. Man sollte ihr Unrecht tun, er wollte sie trösten, wenn sie an seiner Brust weinte. Sie dürfte ihn schlagen, launisch sein. Sie war ein brennendes Feuer, das er hütete, . . . und er wollte Kinder mit ihr zeugen.

Er zuckte zusammen, seine Blicke hingen sich

an Henriettes lange Beine, die in der Dämmerung geheimnisvoll hin- und herpendelten.
Alfred hatte seine Geschichte oft genug wiederholt, er fragte:
— Habt ihr begriffen?
Keiner antwortete. Alfred zog eine Grimasse.
— Ihr fürchtet euch wohl?
Henriette stand auf.

— Du bist ein Schwein! schrie sie ihrem Bruder ins Gesicht und lief wie gehetzt ins Zimmer, ohne Paul anzusehen.

Die Knaben waren bleich geworden. Sie sahen einander in die Augen. Aus dem Zimmer hörten sie die laute Stimme des Rechtsanwalts.
— Sie sagt ihm alles, flüsterte Alfred. Sie lauschten.

— Alfred!
Der Junge zuckte zusammen.
— Geh, geh, dein Vater!
Paul konnte kaum sprechen. Alfred ging langsam ins Zimmer.

Die Stimme des Rechtsanwalts. Der Schall einer Ohrfeige. Ein Angstgeheul.

Paul blieb erstarrt auf seinem Stuhl sitzen und lauschte. Das Geheul und die Stimme entfernten sich. Türen schlugen, und Alfreds Mutter trat auf die Terrasse.
— Herr Merkel, Ihre Mutter wird Sie erwarten.

Paul sprang auf, verbeugte sich flüchtig und eilte die Treppe hinunter.
— Ihr Hut, Herr Merkel.
Er hörte rufen, aber er lief zum Gartentor, stiess es auf und schoss in die Nacht hinaus. Als seine Haustür hinter ihm zuschlug, atmete er auf . . .
Paul konnte keinen Schlaf finden. Sein Körper brannte.
Er öffnete das Fenster und legte sich ganz nackt in den breiten Mondstrahl auf den Boden. Er glaubte, dass das grüne Licht hart und kühl sei. Er verfiel in einen Halbschlaf, wüste Bilder jagten an ihm vorüber. Schliesslich wälzte sich Henriette nackt auf ihm herum und schrie, er umklammerte sie, sie würgte ihn, und er rief um Hilfe. Sie presste ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund, da wurde ihm heiss und wohl. Er hielt sie, aber sie riss sich los und lief davon. Er sah sie die Terrasse hinunterfallen.
Paul wachte mit einem Schrei auf. Ihn fror, seine Zähne schlugen zusammen. Sein Kopf war dumpf und schwer. Er ballte die Hände vor Scham und Ekel, und er fürchtete sich allein zu sein.
Er klopfte an die Tür seiner Mutter.
Er hörte sie aus dem Bett springen.
— Gleich, mein Liebling . . . was fehlt dir? . .

so sprich doch! — . . .
Er antwortete, dass er vor Kopfschmerzen nicht schlafen könne.

— Leg dich nur, ich komme gleich.

Paul wankte zum Bett. Er sah die Bilder aus seinem Traum in einer grellen und doch weichen Beleuchtung, und sie waren nur die Zeichen einer kindlichen Zärtlichkeit. Er zündete die Lampe an, nahm die „Nachfolge Christi", die auf dem Nachttisch lag, und las. Bald hörte er silberne Stimmen, die eine die andre ablösten. „Selig die Seele, die den Herrn reden hört! Selig die Ohren, die das leise Wehen des göttlichen Geistes vernehmen und auf das Geräusch dieser Welt nicht achten."

„Selig die Augen, die für das Aeussere geschlossen und nur auf das Innere gerichtet sind." „Selig, die in das Innere eindringen und durch tägliche Uebung die himmlischen Geheimnisse immer mehr zu enthüllen suchen."

Und nun fiel eine Stimme ein, tief und breit wie ein Meeresstrom, der durch regenbogenfarbige Räume dunkelglühend dahinströmt.
„So spricht die Stimme Gottes: Ich bin dein Ziel, dein Friede und dein Leben. Bleibe stets mir zugewandt, so wirst du immer Frieden finden. Lass alles Vergängliche fallen und suche das Ewige."

Die silbernen Stimmen antworteten im Chor aus der schimmernden Höhe:
„Die göttliche Liebe ist etwas Grosses: alles Schwere macht sie leicht, und alles Elend lässt sie mit Gleichmut ertragen. Nichts ist höher, nichts mächtiger, nichts erhabener, nichts umfassender, nichts erfreulicher, nichts vollkommener, nichts besser im Himmel und auf der Erde, als die Liebe, denn die Liebe ist aus Gott geboren, sie steigt über alles Geschaffene empor, um in Gott zu leben. Wer von dieser göttlichen Liebe erfüllt ist, gibt alles für alles in allem, weil er über allem in dem einen Höchsten ruht, aus dem alles Gute fliesst und hervorstrahlt. Die Liebe wacht und schläft selbst im Schlafe nicht. Kein Schrecken erschreckt sie, sondern gleich einer lebendigen Flamme und brennenden Fackel bricht sie sich Bahn und dringt mächtig empor."
Als Frau Yvonne ins Zimmer trat, sagte Paul:
— Ich will Priester werden, ich will die göttliche Liebe lieben. Ich will ersterben in ihr . .
Und er hörte seine Stimme, die in der schimmernden Höhe sang . . .
Frau Yvonne blieb stehen und forschte in seinem Gesicht. Dann setzte sie sich zu ihm ans Bett und nahm seine Hand.
— Erzähle, was mit dir los ist.
— Dann lösche zuerst die Lampe aus, bat er.

Er begann damit, dass er den Namen Henriettes nannte. Frau Yvonne half ihm, sie riet, Paul beichtete, als ob ein Priester an seinem Lager sässe. Frau Yvonne hatte die Beine übereinander geschlagen und den Kopf mit der linken Hand auf die Kniee gestützt. Sie spielte mit der andern Hand an den Fransen der Bettdecke . . . Paul unterbrach seine Beichte, um zu fragen, ob es so richtig sei, wie Alfred erzählte.

— Ungefähr, sagte sie. Aber das ist eine Geschichte, die du heute oder morgen erfahren musstest. Es wäre lächerlich, wenn du dich deshalb aufregtest. Erzähle weiter.

Sie sah ihn an. Sein schmales Gesicht schien fahl aus dem Halbdunkel des Zimmers. Um seine grossen, nassen Augen liefen dunkle Ringe. Er sprach fiebernd vor sich hin und hielt die Hände krampfhaft gefaltet unter dem Kinn. Manchmal entrang sich seiner Brust ein dumpfes Schluchzen, das er gar nicht wahrnahm. Seine Blicke irrten im Zimmer umher. Paul hatte die Erzählung beendet. Er erwartete nicht, dass seine Mutter antwortete. Er fühlte sich befreit und froh und sagte gleich:

— Gute Nacht, Mutter.

Sie hatte die Kissen unter seinem Kopf geordnet und war auf ihrem Stuhl zusammengesunken. Frau Yvonne lauschte Pauls Atemzügen und

rührte sich nicht. Da sah sie ein Buch auf dem Boden liegen. Sie hob es auf und begann darin zu blättern. Es war die „Nachfolge Christi“. Sie erhob sich und ging auf den Fussspitzen zum Fenster, sie stand im Mondlicht und las . . . Ging leise zurück und liess sich auf den Stuhl fallen. Ihre Hand suchte Pauls Hand.

— Paul, schläfst du?

— Mutter?

— Verstehst du mich?

Paul setzte sich aufrecht.

— Lies viel in der „Nachfolge Christi“, sie wird dich lehren, wie man lieben muss. Ganz anders, als du glaubst.

Sie stockte. Dann warf sie lächelnd den Kopf zurück und sagte:

— Gute Nacht, mein Liebling, liebe unterdessen deine Mutter so viel du kannst, sie liebt dich über alles und betet für dich.

— Mutter, ich liebe Henriette wie nie, obwohl sie schlecht ist.

Frau Yvonne zuckte mit der Achsel.

— Henriette ist vielleicht nicht schlecht, aber sie liebt dich nicht. Sie weiss nicht, was Liebe ist.

— Das habe ich ihr auch gesagt.

— Siehst du!

— Ja.

Paul fiel zurück und schlief weiter. —

Weil Fräulein Henriette ihren Eltern erzählt

hatte, Paul Merkel habe Alfred angestiftet, die schmutzige Geschichte vor ihr zu erzählen, und dass Paul sie einmal sogar habe küssen wollen, verbot der Rechtsanwalt seinem Sohn, mit Paul zu verkehren. Daraus entstand eine schwermütige, angstvolle Freundschaft. Paul liebte seinen Freund so, wie er Henriette hätte lieben wollen, schwärmerisch, stündlich und mit jedem Gedanken. Und Alfred hatte sich während der Zehnuhrpause in einem Winkel des Schulhofes an Paul gelehnt, mit strahlenden Augen zu ihm emporgesehen:

— Alles täte ich für dich . . .

Paul fühlte in einem stillen Triumph des Sieges und der Erfüllung, dass er zum ersten Male glücklich war.

Henriette hiess seine heimliche, seine lüsterne Liebe. Er glaubte, dass sie beide durch eine schillernde Schmach unzertrennlich verbunden seien, und dass alle seine Sünden und alle Sünden, die Henriette in Zukunft beginge, den Ursprung in den Minuten hätten, als sie mit zerwühlten Kleidern vor ihm am Boden lag. Sie sündigten gemeinsam in Gedanken aneinander. Das stiess Paul in jene mystische Lüsternheit, die die giftigste Spielart der Romantik ist.

VII.

Der Knabe fühlte fiebernd, wie die Tage leise in die Nächte gingen und morgens mit gedämpften Lauten wiederkamen. Er sah die Jahreszeiten ihre Farben wechseln und belauschte ungeduldig sein Herz, ob es ihm noch nicht die Nähe des grossen Abenteuers verriete, das sich wie ein Gewitter in seinem Blut entladen und den ganzen Menschen erschüttern sollte.

Es war so still um ihn. Selbst mit Alfred Brauer war er jetzt nur noch im Schulhof zusammen. Um vier Uhr begleitete er ihn bis zur Zornbrücke, dort kehrte er um und kam auf einem Umwege nach Hause. Dieser kurze Weg, die Schienen entlang, auf denen die Fernzüge mit traumhafter Gewalt vorübereilten, am Bahnhof vorbei und die Bahnhofstrasse hinunter bis zu seiner Wohnung, war für Paul der köstlichste Augenblick seiner Freundschaft mit Brauer und seiner Liebe zu Frau Yvonne. Er ver-

wandte eine halbe Stunde darauf, um das seltsame Gefühl des Exils festzuhalten, das ihn überkam, sobald er Brauer den Rücken kehrte. Er streichelte es, er hielt es von sich ab, um es zu betrachten.

Zu Hause angelangt, warf er die Schulbücher auf den Tisch und trat ins Zimmer seiner Mutter, um sie zu küssen. Er liebte sie, weil sie einsam war, und weil sie braun und schlank war, und weil sie grosse, traurige Augen hatte. Niemand konnte sich einer so schönen Mutter rühmen. Seit vielen Jahren wartete er noch immer mit klopfendem Herzen darauf, dass sie lächelte, denn dann waren ihre Hände sanft wie sonst nichts auf der Welt. Ihre Augen machten alle Sehnsucht in ihm verstummen. Am Abend ritten sie aus, bei jedem Wetter: unter den Linden, die im Regen heftiger dufteten, an den Kornfeldern vorbei, in denen der Wind wühlte, und immer unter dem schweren Rauschen, dem Aufstöhnen und Krachen der alten Bäume hin. Frau Yvonne sass leicht zurückgelehnt und den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt im Sattel. Sie trieb das Pferd mit einem raschen Spiel der Zügel an und horchte versunken auf den Gesang der Bäume.

Paul liebte jede ihrer Bewegungen, die nachlässige Sicherheit, mit der sie zu Pferde sass, wenn sie ihr heisses Gesicht in den Wind hob,

und eine Haarsträhne, die sich losgelöst hatte, zurückwarf, wie sie zu ihm hinübersah, den Hals des Pferdes klopfte, sich aufrichtete, ringsum über die Felder blickte und dabei die Luft einsog. Ihre Nasenflügel zitterten, ihr Körper dehnte sich, die Zähne zwischen den geöffneten Lippen lagen tiefweiss in einem rosigen Schimmer.

Später sassen sie einander an dem kleinen Tisch in Frau Yvonnes Zimmer gegenüber und schlürften Glühwein. Die Nacht zog über die Stadt herauf, vor den geöffneten Fenstern fiel der Regen durch die Dämmerung. Man schauerte und fühlte sich geborgen.

Paul sah das Gesicht seiner Mutter im Schein der rotverhangenen Lampe ins Dunkel zurücksinken. Ihre Hände verflüchtigten sich in der weissen Kaschmirdecke, die sie über die Kniee gebreitet hatte. Es lag ein leichter roter Schnee auf der Decke und auf ihrem Gesicht; ihr Haar war davon wie gepudert. Er schmolz im feuchten Glanz der Augen, die das Dunkel tranken.



VIII.

Paul wusste nicht, wie es gekommen war, dass er sich von allen, die ihm teuer gewesen waren, losgelöst hatte und keinen Menschen mehr ertragen konnte. Er hasste die Lehrer; er hätte sie töten wollen. Seine Kameraden waren ihm schrecklich, weil sie den beharrlichen Ernst von Zuständen und Veranlagungen verkörperten, der ihm längst verloren gegangen war. Sie waren misstrauisch, oder sie verachteten ihn. Er trotzte ihnen, und sie wurden Feinde.

Pauls erste Bewegung war, sich mit Gewalt alles dessen zu entledigen, was ihn hinderte. Man hatte immer über ihn verfügen, ihn einschränken oder umstimmen wollen. Er sah im Verkehr mit andern nichts als beabsichtigte oder ausgeführte Attentate auf seine Freiheit. Seine Träume waren verblasst, und die tägliche Berührung mit Lehrern und Mitschülern nährte den rächerischen Ehrgeiz, der seine Leiden-

schaft geworden war. Einmal musste er doch der Stärkere werden! Und alle diese Jahre waren Niederlagen.
Eines Tages hatte er gemerkt, dass Alfred Brauer, der ihn jeden Morgen um halb acht abholte, damit sie vor Beginn des Unterrichts noch einen kleinen Spaziergang machten, erst um zwanzig Minuten vor acht kam und dann noch später. Schliesslich mussten sie, um nicht zu spät zu kommen, auf dem kürzesten Wege zur Schule gehen. Und die morgentlichen Spaziergänge unterblieben. Nun ging Alfred Brauer auf einem andern Wege nach Hause, und Paul begleitete ihn nicht mehr. Das hatte Paul zuerst geschmerzt, aber dann hatte er zu Alfred gesagt:
— Du hast recht, der Verkehr muss ein flüchtiger sein, damit man frei bleibe und eine dankbare Erinnerung an das Zusammensein bewahre.
Alfred war errötet und hatte den Kopf wortlos zur Seite gewandt. Am andern Morgen ging Paul allein zur Schule.
Aber nachts sass er in seinem verschlossenen Zimmer und las. Er entdeckte die Poesie der Arbeit, in die er sich liebevoll einspann. Er füllte kleine, schwarze Hefte mit Auszügen aus philosophischen und geschichtlichen Werken. Er stellte aus den grossen Ereignissen der Revolutionsjahre und der napoleonischen Zeit einen Kalender der Begeisterung zusammen. Die Bil-

der, die an den Wänden hingen, verteilte er bis auf zwei Mönche Riberas in den Zimmern der Wohnung und ersetzte sie durch Fetzen weissen Papiers, auf die er einen Satz Robespierre, von Mirabeau, St. Just oder Napoleon geschrieben hatte. Er verehrte St. Just, dessen Sprache ein blankes Schwert war, das aufrecht in die Hände einer Statue gelegt ist.
„Nichts gleicht der Tugend mehr, als ein grosses Verbrechen."
„Die Schwierigkeiten scheinen nur denen unüberwindlich, die vor dem Grabe zurückschrecken."
„Ich verachte diesen Staub, woraus ich bestehe und der zu euch spricht, . . . man kann ihn verfolgen, vernichten, aber man wird mir nicht dieses unabhängige Leben entreissen, das ich mir in den Jahrhunderten und in den Himmeln geschaffen habe."
Noch einen Satz von St. Just hatte er an die Wand geheftet:
„Die gegenwärtige Ordnung ist die zum Gesetz erhobene Unordnung."
Diese Worte kündigten den Mann an, der, die rechte Hand zwischen den dritten und vierten Kopf der Uniform geschoben, im kleinen Hut auf Pauls Schreibtisch stand.
Aber der Held seines Herzens war Danton. Die langen Betrachtungen, die er über ihn anstellte, baute er sorgfältig auf. Er fügte die eine Stunde

seines Lebens an die andere mit Betonungen, die langsam an Heftigkeit und Bedeutung gewannen, bis zum dunkeln, raubtierhaften Griff, der Dantons Kopf unter das Messer der Guillotine drückte. Der dumpfe Aufschlag des Beiles liess Paul fiebernd zurück.

Paul suchte überall nach Einzelheiten aus dem Leben seines Helden und ordnete sie mit wilder Freude in seine Betrachtung ein, die sich immer reicher gestaltete, die immer um ein Geringes ihre Form änderte und so ihre anziehende Neuheit bewahrte. Er verweilte beim sinnlos ausschweifenden Leben des jungen Advokaten vor dem Ausbruch der Revolution wie in einem Phallusfrühling, der von dem Gestampf der Kentauren, den Schreien der Umarmungen und dem faunischen Gelächter gesprengter Reigen erfüllt ist. Dantons mächtige Gestalt hob sich von einem weiten grauen Horizont ab, seine Arme beschrieben, während er über die schwarze Erde torkelte, Gebärden der Wut und der Unzucht auf dem schmutzigen Himmel, und der hässliche Kopf leuchtete wie das Haupt eines finsteren Halbgotts. Ein Mann gesellte sich zu ihm. Die beiden verschwanden im Horizont. . . Danton hatte Mirabeau gefunden, und wie ein Gewitter niedergeht, so setzte das Drama dieser fünf Jahre, die das Leben Dantons sind, mit dem Sturm der Bastille ein, führte zur Macht-

stunde, da Danton das Volk auf das Marsfeld berief und bewirkte, dass hunderttausend Stimmen den Kopf des Königs forderten, hielt nach dem 10. August 1792, da der Sieg gesichert war, einen Augenblick still und schritt aufrecht durch das Blutbad der Septembermorde. Dann lösten sich von der Pathetik der ersten Oeffentlichkeit die Züge intimer Schwärmereien los, die Paul entzückten. Danton rettete schöne, adlige Frauen für die Liebe, er pflückte sentimentale Abenteuer am Wege zur Guillotine und versenkte sich trunken in die Orgien des Herzogs von Orleans. Wo er konnte, bereicherte er sich und verschwendete das Doppelte seiner Einkünfte in tollen Unternehmungen; ein Romantiker des Blutes und der Liebe, ein Verächter. Paul ging dem phantastischen Zug im Leben der Männer nach, die für jenes Geschlecht von Helden, der streitenden Kirche der Revolution, vorbildlich sind.

Er stellte fest, dass Danton und seine Gesinnungsgenossen vor dem Jahre 1789 genialische Wüstlinge oder wenig mehr gewesen waren. Immerhin hatten sie viel Geist: es war die beste Waffe der Zeit. Sie schärfte sich in der beinah heimlichen Opposition langer Jahre und mehrerer Geschlechter, und ihr feines Spiel unter deckenden Mänteln weckte den empörerischen Uebermut der Fechter. Sie wurden Erotiker aus

Leidenschaft, aus Ueberlegenheit und Trotz, aus Langeweile. Sie waren zu Tatenmenschen geboren, — es gab für Freie kein anderes Feld leidenschaftlicher Betätigung als die unbändige Liebe. Sie hätten sich, weil sie Intellektuelle waren, vielleicht in jenen Geist und Sinne verzehrenden Ausschweifungen erschöpft, wenn nicht die Revolution gekommen wäre. Danton war beinahe schon für die Tat verloren, als Mirabeau sein Genie entdeckte.

Solche Naturen waren dem Wagnis der Revolution gewachsen, mit selbstbewusster Grösse, ohne zu Volksknechten zu werden. Der Elan ihrer Orgien warf sich auf die Politik und erfuhr keine Veränderung.

Jedes Leben, dem Paul nachging, führte zum „Mann", der vor ihm auf dem Schreibtisch stand. Bonaparte hatte seine glänzenden Siege erfochten und war zum Vertreter des nationalen Stolzes geworden, an den sich das von den inneren Wirren ermüdete Volk vertrauensvoll anschloss; er hatte die Grösse des französischen Namens gerettet, indem er die Fremden fernhielt. Im Heer, das den revolutionären Geist in seiner ersten Reinheit bewahrt hatte, war allein die kriegerische Aufregung lebendig geblieben. Sie hatte sich zu einer Epopö verdichtet, die den Namen des Mannes führte. Er überlistete die Revolution, er organisierte den Enthusias-

mus, wie er, schlau und gewalttätig, die ganze Nation zu seiner Maschine machte. Aber vor der übrigen Welt vertrat er sie mit dem Ruhm der Waffen und dem Glanz seines Genies. Der erste Konsul verkörperte die sieghafte Kirche der Revolution. Drum wird jener grosse Glanz in den französischen Waffen erst dann erlöschen, wenn die Marseillaise ihren Sinn verliert. Und in der Marseillaise fand Paul die Verwandtschaft des Elsasses mit Frankreich und seine Eigenheit.

Die Marseillaise war der Schlachtgesang der Freiheit, wie das moderne Frankreich, „die Nation", für Paul das göttliche Werk der Revolution bedeutete: in ihm schuf die menschliche Empörung gegen alles, was Unterdrückung heisst, ein sichtbares Gebilde, das ein erster Sieg und das Fanal der unaufhaltbaren Freiheit ist. So wurde die Marseillaise ihr Hohes Lied: die Geburt eines ungeheuren Herzens, das der Herd einer ewigen Flamme sein will.

Das elsässische Nationalgefühl aber erwachte im Augenblick, als auf die Plätze und die Gebäude Strassburgs der unerwartete Glanz der Marseillaise fiel. Das ist die Geburtsstunde der geistigen Nation, die die Elsässer bilden: die elsässischen Generale der grossen Armee, ihre Paten, verewigen die Stunde. -In ihnen, deren Namen auf der Gedenksäule der geistigen Unab-

hängigkeit ihres Volkes stehen, sah Paul die Condottieri des elsässischen Enthusiasmus, der von allen politischen Interessen losgelöst ist, die reinen Helden einer Epopö. Sie waren Empörer, wie der Korse selber, dessen Schicksal sie mit der ganzen Verbannteninbrunst ihres Lebens geteilt haben. Sie waren ihre eigenen Helden in der Fremde und dienten dem Manne, der, weil er der Stärkste war, sich am meisten erhöhte. Sie stehen auf dem Sockel seines Bildes, und weit um ihn verstreut in starren Gliedern ahnte Paul die Schatten seiner Landsleute unter den Grenadieren die ersten Elsässer, deren sich die Kinder des Landes erinnern.

Für Paul war die Sache der Freiheit über alles erhaben, weil sie ihm seine eigenste Angelegenheit zu sein schien. Sie war der Protest gegen jede Unterdrückung, und Paul fühlte sich seit Jahren unterdrückt. Er wollte frei sein, um leidenschaftlich zu sein. Schon der Gedanke der Freiheit war eine Leidenschaft. Denn er setzte einen Widerspruch voraus. Der grosse Widerstand aber hiess Deutschland. Er las deutsche Zeitungen und sah im täglichen Leben nur die Angelegenheiten Deutschlands um sich: das ganze öffentliche Leben, für das er sich zu interessieren begann, war deutsch. Man gehorchte oder widerstand, aber immer den Beamten und den Vorschriften Deutschlands, des

Deutschen Reiches. Er aber wollte widerstehen! Die grosse Armee war dann der phantastische Traum der Revolution, der weiter träumte. Napoleon umgab sich mit ihm, ohne sich ihm hinzugeben. Und trotzdem, — in der frierenden Komödie, die doch wieder durch ihre salbungsvolle Ueberlegenheit das Volk bezauberte, glüht noch der unsterbliche Funken der Revolution. Zuweilen, wenn der Mann auf dem Schlachtfeld die überraschenden Wagnisse unternimmt, scheint die kleine harte Gestalt in einem Nebel von Begeisterung und Herzensübermut zu schwanken.

Paul Merkel kehrte zu Danton zurück. Der gab sich, einen stolzen Traum im Herzen, dem Leben wie einer verdorbenen Geliebten hin. Paul wollte gleich ihm das Leben bis auf den Grund auskosten und keiner Gefahr, die ihn lockte, aus dem Wege gehen. Von St. Just wusste er, dass man eine erhabene und strenge Idee haben müsse, um ein vorbildliches Leben zu führen. Er fand deren mehrere; aber er hielt an keiner fest. So nahm er denn die mehr summarische Erziehung Napoleons an und stärkte sich am abstrakten Begriff, den der Mann in seiner erstarrten Haltung dort vor ihm verkörperte: dem Willen. Er fand ihn so stark, weil er vor keiner Feigheit und nicht vor dem Verbrechen zurückschreckte, weil er für ihn etwas wie der Wille

an sich geworden war, . . . den man nicht liebt, den man sogar verabscheuen kann, der aber die dunkeln Energien eines furchtbaren Prinzips birgt.
Paul fühlte Aehnliches im Tonfall jener Sätze des St. Just, die er an die Wand seines Zimmers geheftet hatte. Aber die kleine Gestalt des Kaisers steigerte die moralische Kraft dieser Sätze zu einer Lebensgestalt sondergleichen: der gespenstische Schädel fasste kein anderes Ideal als die Erhöhung seiner selbst, alle Energien waren in einem ehrgeizigen Gedanken zusammengeballt; diese kleine Gestalt beherrschte kalt die Poesien aus Blut und Gold, in die die grosse Armee sie einspann. . . . Es gehen magnetische Ströme von ihr aus, die einen in jeder Lage stärken. Napoleon wurde für Paul der Wille, sich in der grenzenlosen Hingabe an das Leben nicht zu verlieren.

Nach Mitternacht erhob sich Paul in der abgründigen Stille verjährter Tumulte und gemordeter Abenteuer von seinem Tisch. Er trat ans Fenster und blickte, ein leidenschaftlich bewegtes Leben, auf die tote Stadt, wo in geheimnisvollen Schlupfwinkeln das Gespenst der kleinen Henriette lockte. Dann sah er sich als verächtlicher Beherrscher fremdländischer Orgien, bei denen er nur verweilte, wie man auf

einer langen Reise in einem unbekannten Wirtshaus am Wege absteigt, um am anderen Morgen mit gekühlten Sinnen durch eine erneute Erde weiterzugehen. Er fühlte sich mit Wonne leben, stark und jung sein. Er dachte an die Frauen und an die fremden Länder, an alle die gewaltigen Gärten der Erde, die er nicht kannte, und an die tausend Möglichkeiten, die ihm offenstanden. Vielleicht, sagte er sich, dachten meine Vorfahren so an Italien, an Aegypten, an ihren Kaiser.

In Gedanken zog er abwechslungsvolle Striche über den Globus, der auf seinem Schreibtisch stand. Das waren einige seiner Abenteuer. Er musste nur stark sein, stärker als die ärgsten Schmerzen, stärker als die Lust, als der Ruhm, und den Kampf über alles lieben. Die Schlachtfelder der Väter waren in sein Inneres verlegt: der Preis des Sieges war derselbe, die Kämpfe und die innerlichen Eroberungen leuchteten ebenso. Und dann käme der Tag, wo der Schauplatz seiner persönlichen Erlebnisse öffentlich würde und seine Gefühle sich überlebensgross in der hellen Rüstung geschichtlicher Taten erhöben. Der ganze Mensch stände in Flammen.

An der Wand des Zimmers hingen die beiden Bilder Riberas. Wenn Paul hinsah, trat das Feuer der Ekstase aus den Augen der Mönche

und erfüllte das Zimmer mit dem stürmenden Verlangen nach einem grausamen Glück.
Gegen zwei, drei Uhr legte Paul sich angekleidet auf den Fussboden und schlief einige Stunden. Am Morgen nahm er eine Douche. Er nannte das seinen Kriegszustand.
In der Schule war er aufmerksam und höhnisch, mit der Einsamkeit seiner Nächte gepanzert. Da er nun einmal unverwundbar war, verspottete er Gott und die Welt. Frau Yvonne begann sich vor ihm zu fürchten. Alfred Brauer war sein ehrfurchtsvoller Schüler, und Paul misshandelte ihn. Seitdem er sich am hellen Tag mit einer Dame namens Marry auf der Strasse gezeigt hatte, genoss er die einmütige Bewunderung der höheren Klassen. Die Kleinen grüssten ihn ehrfürchtig und dichteten seine Legende.

IX.

Mit 17 oder 18 Jahren lernt man die Liebe kennen. Vielleicht sieht man sie auch nur; es ist dasselbe. Die Trauer, ein Weib vergebens besessen zu haben, und die Trauer, ein Lockendes nicht ergreifen, nicht entzaubern zu können, sie sind Schwestern.

Paul ass mit Marry Carell zu Abend. Er hatte sie schon als Unterprimaner geschätzt, weil sie so sehr verrufen war. Ihr Parfüm machte ihn träumen. Und er gefiel ihr, weil er Erfindungsgeist besass und trotzdem jung war. Für ihn war sie ein tropisches Wunder, halb Tamburin und hald Trapez.

Sie waren an diesem Abend beim Kaffee angelangt, rauchten Zigaretten und schwiegen, während das Dienstmädchen den Tisch abdeckte. Die Gardinen vor dem offenen Fenster bewegten sich im Wind . . . Die Frau lag in ihrem roten Schlafrock auf der Ottomane. Wenn sie

an der Zigarette zog, zeigte sie ihre weissen Zähne, und ihre Augen hatten einen trüben Glanz . . . Die Goldfische im Bassin des kleinen Springbrunnens sprühten unter dem Tropfenregen. Es war alles, wie es sein soll. Das Mädchen stellte die Lampe hinter einen blauseidnen Wandschirm und ging hinaus.

Pauls Herzschlag jagte.

Diese Pause dauerte ewig.

Endlich legte die Frau die Zigarette weg. Paul erbebte. Sie stützte sich auf und sah ihn bewegungslos an. Und wie ihre Blicke ineinander versanken, erstarrte sie. Auch Paul bewegte sich nicht, er sah nur, wie ihre Augen, die eben noch geglänzt hatten, trüb und schleimig wurden, und dass ihr Unterkiefer wie etwas, das raubgierig und anziehend auf ihn zukam, sich ein wenig vorschob.

Dann warf sie sich zurück.

— Zieh mich aus, sagte sie langsam.

Als es spät geworden war, tanzte sie im grellen Licht ihres Schlafzimmers. Die Augen halb geschlossen, im Sturm ihrer Haare die flachen Hände auf die bebenden Hüften gepresst, so tanzte sie.

Bis sie taumelnd hinsank und einschlief. Ihre schweren Augenlider glänzten matt.

Paul blieb eine Weile vor ihr sitzen, fassungslos vor dem vollkommenen Körper, der ihm

entglitten und eine fremde Sache geworden war. Als sie sich am ersten Abend vor ihm enthüllte, wich er zurück und war dem Weinen nahe, weil es so viel mehr war, als er erwartete, und die ungeahnte Pracht dieses Körpers verwirrend vor ihm aufstieg: der erblühte Baum seiner heissesten Wünsche, die fleischliche Herrlichkeit, an die er schon nicht mehr geglaubt hatte. Und dann hatte sie ihn mit ihren grossen, ihren unendlichen Armen umschlungen und leise ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund gelegt. Seitdem war er von ihrem Körper besessen. Manchmal konnte er ihr plaudernd und zigarettenrauchend gegenübersitzen und dabei schaudernd fühlen, wie ihr ganzer Körper ihm abgründig entgegengähnte, und alles an ihr hatte die lockende Gewalt der Tiefe, des Dunkeln. Es lag ein bunter, duftender Schleier darüber. Die guten und die lasziven Worte, die sie spielerisch sprachen, ihre Bewegungen, die Blicke, die sinnlosen wie die bedachten, alle ihre Aeusserungen rissen an der geheimnisvollen Verhüllung, zogen sie in die saugende Tiefe nieder, und dort sah er ihre entfesselte Nacktheit weiss das Dunkel peitschen. Das konnte ihn zu jeder Stunde überfallen, auch wenn er nicht bei ihr war. Dann verwandelte sich sein lächelnder Gleichmut in eine finstre Liebe, Eifersucht und Scham zerrissen ihn. In seinen Um-

armungen selbst lebte am stärksten der Hass: Er rang mit ihr um ihren einzigen Besitz. Er wollte den letzten Atem ihres Lebens aus ihr herauspressen, um so an ihrem erbleichenden Munde der Letzte zu sein, der sie in den Armen hielte. Er liebte sie.

Er begriff nichts von ihr, wenn sie ruhig atmend in der Vollkommenheit ihres Körpers vor ihm lag. Alles, was vorausgegangen war, erschien ihm als ein Traum, er sass bei ihr, wie an der Leiche einer unbekannten Abenteurerin, die das Leben ihm vor die Füsse warf, und deren unbefleckter Leib keine Erinnerung bewahrte; er war unbesiegbar und sich selbst genug.

— Marry Carell, ich kenne dich nicht, und dein Körper weiss nichts von mir, sagte Paul leise. Ich könnte ihn mit meinem Blute röten, du nähmst ein Bad, und ich wäre vergessen! Du entzündest nur deinen Leib an mir, der ich dein ganzes, geliebtes Leben besitzen möchte, in deinem Tanz schwält deine höchste selbstische Glut, an der ich keinen Teil habe, und du sinkst in die unbarmherzige Ruhe deiner Jungfräulichkeit zurück, ohne dich meiner zu erinnern. Du bist ein Tier!

*

Eine andere Liebe begann so, dass Paul auf dem Diwan sass und zusah, wie die Lichtstreifen in den Ritzen der Jalousien erbleichten. Die

Stille wuchs mit jedem Schlag seines Herzens.
— Spielen Sie — bitte, sagte er.
Malva Brauer drehte sich auf dem Taburet am Flügel um und sann, über die Tasten gebeugt, eine halbe Minute, während es im Zimmer dunkel wurde. Dann spielte sie.
Eine Mazurka von Chopin.
Ihr Körper neigte sich in weichen und dunkeln Umrissen und erbebte leise in den Bewegungen des Spiels. Ihre Haare fielen schwer über die Schläfen; sie konnten zittern und verhalten leuchten. Es ging wie das Flammen von dunkelm Sammet durch die Luft.
Paul fühlte sie auf seinem Herzen. Sie waren heiss und traurig. Das Mädchen nahm sie von ihm und stand auf. Es war still; irgend ein liebenswertes Leben hatte ausgelitten.
Malva kam langsam auf ihn zu. Sie setzte sich neben ihn auf die Lehne des Diwans und liess ihre Hand über sein Gesicht hängen. Dann beugte sie sich über ihn und küsste mit geschlossenen Augen seinen Mund.
— Du bist traurig, sagte sie. Sie lehnte sich gegen die Mauer. Aber die Hand lag auf seinem Mund, und ihr Körper war an den seinen gedrängt; sie blieben lange Zeit, ohne zu sprechen Sie küssten einander nicht mehr. Beim Abschied gab sie ihm die Hand und wandte sich lässig ab.

Aber Paul fragte:
— Malva übermorgen reise ich. Werde ich dich wiedersehn?
Sie antwortete, ohne sich umzuwenden:
— In Paris. Vielleicht.
Und plötzlich blieb sie stehn und sprach, an den Türrahmen gelehnt, unverständliche Dinge. Von ihrer Pariser Tante sprach sie, und von ihrem Verlobten, der bald aus Russland zurückkäme. Paul müsse ihn kennen lernen. Bisher verständen sie einander vortrefflich. Das wiederholte sie einigemal und auch noch, als sie sich langsam hinausschob.
Paul sah ihr nach, bis sie zwischen den Portièren verschwunden war.
War es denn nicht wahr, dass sie ihn eben geküsst hatte?

X.

Es war beschlossen, dass Paul zuerst für einige Zeit nach Paris ginge und dann nach Deutschland zurückkäme, um Jura zu studieren.
Am Tage vor seiner Abreise unternahmen Paul und Frau Yvonne einen Ausflug nach Pfalzburg. Sie liessen sich an dem glühenden Augusttag nach St. Johann fahren und schlugen den Weg zur Kapelle des heiligen Michael ein, der langsam über das Dorf emporführt. Sie tauchten in den tiefen Schatten wie in ein kühles Bad, und der Blick aus der Kühle auf den Brand der roten Dächer und die Schwüle der Bäume im Dorf erregten Paul wie eine sinnliche Vorstellung, die mit heissen Wellen über ihn gekommen wäre.
Frau Yvonne hatte strahlende Augen, ihr Haar glänzte feucht, tiefbraun mit grünen Lichtern, die bei jedem Schritte tanzten.
Paul ging wieder mit einem körperlichen Glücks-

gefühl neben ihr her. Er empfand es als ein Wunder, dass sie, die Ferne, leibhaftig neben ihm schritt. Er erzählte ihr die Entstehungsgeschichte von St. Johann: er sah sie in einer Glorie von Leichtsinn und Schönheit. Jeden Augenblick blieben sie stehn und sahn einander mit einem sinnlosen Lächeln an, in das sie die ganze unbestimmte Lust ihres Herzens zu legen suchten.

— Der Graf Peter von Lützelburg hatte eine angenehme Frau. Itta hiess sie.

— Ja.

Sie blieben stehn.

— Der Peter mit der niederen Stirn genoss eines grossen Ansehns im Land und hielt auf seinen guten Ruf.

— Na, und?

Sie gingen weiter. Jeder lächelte vor sich hin.

— Itta muss hervorragende Eigenschaften des Leibes und der Seele gehabt haben, denn sie war eine Hexe. Wenn die elsässischen Hexen zum Bastberg fuhren, so ritt sie an der Spitze und nahm dort die erste Stelle im Rat der ungewöhnlichen Spiele ein. Ich denke sie mir gross und stark, mit rostbraunen Haaren, blonden Augenbrauen und goldenen Augen. Graf Peter kannte sich in nichts aus, was blühend und sterblich an ihr war, aber als die Gräfin starb, stiftete er für das Heil ihrer Seele die

Abtei St. Johann. Er heiratete dann ein Fräulein, das ihm fassbar war. Als er sie aber mit seinem Pferdeknecht erwischte, schlug er sie beide tot. Den einen warf er in einen ausgetrockneten Brunnen, die andere liess er pomphaft begraben. Bei ihrem Begräbnis weinte der Graf sehr. Diese wenigstens hatte nicht den Teufel im Leib gehabt, sie war von einer zweifellosen Menschlichkeit gewesen. Peter konnte sie beweinen und brauchte nichts zu stiften. Das gleiche geschah mit seiner dritten Frau, einer Unschuld von 16 Jahren. Peter wunderte sich sehr, als er in den Geruch kam, nächst der Wildsau mit Vorliebe seine angetrauten Frauen zu jagen. Darüber wurde der arme Kerl trübsinnig. Der Prior schrieb, das sei die Schuld der Gräfin Itta, die bei ihrem unseligen Leben Peters Verstand verwirrt und ihn auch sonst noch sehr geschädigt habe.

Frau Yvonne sah Paul erstaunt an.

— Wo hast du denn das her? fragte sie.

Paul empfing ihre böse Frage wie einen Hieb, unter dem er hochging. Er nahm sich zusammen, um nicht verwirrt zu scheinen, und suchte nach einem Wort, das sie demütigte. Er fühlte bei ihr einen Widerstand, den er nicht genau kannte, und den er deshalb doppelt verabscheute. Er musste ihn brechen, um sich bei

ihr durchzusetzen und sie seiner Willkür zu unterwerfen.
Sie war das Symbol einer fernen Liebe gewesen, die ihm ganz gehörte, nun fühlte er plötzlich, dass sie sich ihm entzog und ihre Eigenheit gegen ihn, der kein Kind mehr war, behauptete. Und dann schoss es glühend in ihm auf: er wollte sie zwingen, ihn anders als bisher zu lieben. Das Weib in der Mutter gehörte ihm nicht. Er entdeckte plötzlich, dass er danach dürstete, dass dies die jahrelange Unruhe seiner Sehnsucht gewesen war, und dass er jetzt alles gewänne oder verlöre.
Sie sollte ihn ein einziges Mal mit einem Zittern ihrer Sinnlichkeit und nicht nur als Mutter lieben, ein Weibgefühl für ihn gestehn und es ihm in ihren guten Händen zu trinken geben. Ein einziges „Ja" mit verschleierten Augen und sonst nichts. Das nähme er mit ins Leben; er musste eine einzige Sicherheit haben, um nicht die Ungewissheit seiner Jugend gegen eine andere umzutauschen. Er hatte plötzlich allen Glauben an die Zukunft verloren. Er stand in einem Zusammenbruch und hielt sich krampfhaft an ihr, der einzig Liebenswerten, fest.
Als sie am Druidenstein auf der „Hexenschule" standen, blickte ihr Paul in die Augen und wagte das Spiel mit einer knirschenden Härte. Er sah klar, dass sie einander verstanden. Als

ob er sie mit einem gewalttätigen Griffe vor ihr selbst entblösste, sagte er und zwang sich zu einem Lächeln:

— Hier hat übrigens Frau Itta in stillen und schwülen Sommernächten den Novizen, die heiss erschauerten, die hohe Schule der Sündhaftigkeit beigebracht.

Und dann brach er aus:

— Sie war nicht feig gegen ihr Fleisch und Blut, sie!

Er schrie es ihr verzerrt und mit irrer Stimme ins Gesicht. Er fuhr klagend fort:

— Ich bin kein Kind mehr. Warum sprichst du nicht menschlich zu mir, da du wissen musst, was ich ausstehe. Du liebst mich ja nicht so viel! Kein Mensch kümmert sich um mich, ich bin ein Ausgestossener, — und brauste wieder auf:

— Aber ich will, dass du mich liebst, ich will, ich will!

Pauls Stimme überschlug sich, er zitterte am ganzen Leib.

Frau Yvonne erblasste. Sie legte eine Hand auf den Stein und wandte mit dem Ausdruck grenzenloser Gleichgültigkeit langsam ihr Gesicht ab. Im selben Augenblick verstand Paul nichts mehr von dem, was vorgegangen war. Er sah auf den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren, als ob soeben seine Gestalt an der Biegung ver-

schwunden wäre. Frau Yvonne stand im Blau des Himmels, und Paul wünschte, dass sie immer so bliebe.

— Ich bin verrückt, sagte er.

Sie rührte sich nicht. Als Paul fragte, ob er gehn solle, drehte sie sich so heftig nach ihm um, dass sie schwankte.

— Lieber, . . . Du denkst zu viel über dich nach und zu wenig über die andern. Ich habe mich vor dieser Aussprache gefürchtet. Sie musste kommen. Jetzt bin ich froh, dass sie da ist.

Sie richtete sich auf und nahm seine Hand.

— Komm, wir wollen weitergehn, lass mich sprechen, unterbrich mich nicht. Ich will dir alles sagen.

. . . Erinnerst du dich der Fahrt nach Belfort, als der Zug über die Grenze fuhr? Du stürztest ans Fenster, und ich sah dein Gesicht und das der andern, ihr schriet. Im selben Augenblick glaubte ich in euch hässliche Raubtiere zu sehen, die sich heimtückisch duckten und die Zähne fletschten. So war der Ausdruck eurer Augen und das gemeine Grinsen um euren Mund. . . Ich fürchtete, dass euch der Schaum davor träte und schloss die Augen. Das war das erste Mal, dass ich Ekel vor dir empfand . . . Ich würgte ihn hinunter. Ich fühlte eine Unreinlichkeit auf meinem Körper, und ich verabscheute diese

Menschen, meine Eltern, deinen Vater, und dich, die ihr mich alle für die Befriedigung einer tollen Wut mit Füssen tratet und unter den Schmutz eurer groben Leidenschaften begrubt. Ich dachte daran zu sterben. Mein Einziges, du, war ja weit von mir fort und nur noch wie das Bild eines unvergesslichen Kindes, das schon lange tot ist.

Frau Yvonnes Stimme hatte plötzlich den Klang gewechselt. Der letzte Satz war ein eintöniger und süsser Gesang, der aus ihrem Herzen strömte.

— Dann kam Henriette. Ich wollte dir an dem Abend sagen, entweder du wirst viel lieben, oder du wirst gar nicht lieben. Du wirst nie lieben, wenn du nicht lernst, dich zu beherrschen. Warte auf eine Liebe, die dich wie ein Blitzschlag trifft. Du wirst nie lange genug darauf warten können; du wirst sie immer noch früh genug finden. Vor allem verwechsle nicht Liebe mit Aufregungen aller Art und denke immer daran, dass die Liebe das einzige Glück auf der Erde ist. Und wenn du eine Frau liebst, so liebe sie grenzenlos und verlasse sie nie. Du tätest grausamer, als wenn du sie tötetest, denn sie wird nichts auf der Welt haben als dich, und mit dir ginge ihr alles verloren. Die Frau hat nur ihre Liebe. Mit ihr gibt sie die ganze Welt, ihr Glück, ihren Tod und ihr Leben in

deine Hände; sie ist hilflos vor Liebe. Quäle sie, aber lass ihre Liebe nicht verderben, töte sie, aber verlass sie nicht.

. . . Ich begriff, dass der Abend ein Wendepunkt in deinem Leben sei. Einen Augenblick glaube ich, dass die kaum erhoffte Gelegenheit gekommen sein könnte, dich an mich zu fesseln und dir unentbehrlich zu werden. Aber ich sah ein, dass ich dir nichts bedeutete, dass deine Sinnlichkeit bald von einem düsteren Gebiet der Wirklichkeit Besitz ergriffe, auf das ich dir nicht folgen könnte. Das Abenteuer hatte für dich die lebhaftere und schillernde Farbe der Wirklichkeit angenommen, du musstest nun nach schamlosen Deutlichkeiten jagen, denn das waren ja die ersten Verwirklichungen deiner Phantasien und für deinen aufgeregten Geist die einzige Möglichkeit, das Leben, die Wirklichkeit mit dem Finger zu berühren. Einige Zeit bliebe deine Sinnlichkeit kindliche Lüsternheit, Neugierde, du fändest halbe Erlebnisse, die deine Seele befleckten, dir deine Ursprünglichkeit raubten . . . Und dann käme ein Unglück. Du warst ja masslos und ohne Ziel, und ich konnte dich nur an die Hand nehmen und bis vor die Tore des Lebens führen, in deren Dunkel du für immer aus meinen Augen verschwändest.

. . . Ich sagte dir das mit der „Nachfolge Christi“. Du gabst mir eine dumme Antwort,

du warst ein Kind und hättest nichts von dem verstanden, was ich dir hätte sagen können. Und später wäre es eben zu spät. Später kämst du mit verstörtem Gesicht und trockenen Augen nach Hause. Ich ekelte mich vor den Spuren, die die Liebe fremder Frauen auf deinem Gesicht zurückgelassen hätten, wenn du mir dann wie früher die Stirn zum Kuss hinhieltest. Wie in einer Erleuchtung sah ich deine unreine Männlichkeit in meinen Zimmern, deine Freunde, mit denen du vertraut wärst, vor denen dein Gesicht sich aufhellte, und die Lüge vor der Mutter täte das letzte, dich zu entstellen. Ich war entsetzt. Ich warf mich in meinen Betstuhl und flehte Gott an, dass er mich sterben liesse.

Du warst der Inhalt aller meiner Liebe geworden, ich glaubte, an deiner Seite könnte ich mein Leben von neuem beginnen; und weil ich es wunschlos und ergeben nur in dir liebte, hätte es die gedämpfte Schönheit dessen, was man liebt, ohne es zu begehren; was man freudig annimmt, ohne es auf den Wert für das eigene Glück zu prüfen. Dazu waren wir beide viel zu heftige Naturen . . .

Wir wären glücklich gewesen, wenn wir jeder die Erfüllung unserer Sehnsucht gefunden hätten. Du wirst sie vielleicht finden, ich nicht. Drum wird unsere Freundschaft keine glückliche sein;

für mich ist sie bald schmerzvoll geworden, sie wird eine Qual werden, wenn du einmal andern gehörst — also morgen, und heute schon, und schon lange. Ich habe mich für eine schlechte Mutter gehalten, weil ich nicht vergessen konnte, dass mich das Leben beim zweiten Schritt, den ich gehen durfte, stehn liess, mit einem geliebten Kind auf den Armen, das ich allein nicht glücklich machen konnte. Du hast mich die ganze Armseligkeit meines Schicksals fühlen lassen; ich habe, wie du, nach dem Glück verlangt, damit du mich glücklich sähest und mich ganz anders lieben könntest. Während du aufwuchsest, habe ich angefangen, die zu hassen, deren Liebe ich einmal vertraut hatte. Ich glaubte, ich sei von ihnen mit Ueberschwang aufgenommen worden, um gleich wieder davongejagt zu werden, als ich am meisten liebte. Statt der Liebe sah ich nur brutale Gesten, brennende Lügen und Pausen, in denen ein Geliebter seine Langeweile hinter dummen Scherzen verbirgt. Ich schämte mich, dass ich geglaubt, dass ich geliebt und gelächelt hatte.

Sie war noch blasser geworden. Sie ging schnell, mit heftigen Atemzügen, sie lief fast, während sie vor sich hinstarrte und die Worte hinausstiess, als wollte sie, dass sie litte. Nun blieb sie stehn und presste die Hand aufs Herz.

Paul nahm sie und drückte seinen Mund darauf. Mit versagender Stimme:
— Ich möchte dich auf meinen Armen tragen, dich trösten. . . Ich wünsche, dass du glücklich wirst, Mutter.
— Ich bin alt, Paul. Keiner kann mir helfen. Es ist gar nicht gut zu machen. Keiner von uns hat schuld. Sprechen wir nicht mehr davon. Morgen abend bist du fort. Ich kann dir keinen Rat geben.
Und wieder hatte ihre Stimme die dunkeln, wollüstigen Schläge, die an das Gurren der Tauben erinnerten.
Sie setzte sich auf die Erde. Paul stöhnte.
— Es ist furchtbar.
Frau Yvonne sah lächelnd in die Täler, die wie grüne, glückliche Ströme sich ergebungsvoll in die Ebene ergossen, und antwortete:
— Nein, mein Junge. Ich glaube, es ist selten anders im Leben.
Als sie wieder auf der kahlen Heide gingen, zwischen Ginster und Erika, unterm hohen Himmel, da fühlte Paul den Abstand zwischen sich und seiner Mutter, deren Bewegungen, deren Augen ihm folgten, die er so deutlich in sich trug. Seine Liebeskraft blieb tief unter ihrer mächtigen Wildheit zurück, die er in einem Sturm sich biegen und aufschnellen sah gleich einer Gerte. Er erschrak vor diesen starken

Bewegungen einer Frauenseele, die ihm bis heute das heilige Gefäss einer goldenen Reife geschienen hatte, aus dem die lauterste Güte überfloss. Das Bild, das er sich von Frau Yvonne gemacht hatte, wurde eine strenge und herrische Göttin, die ihn von sich stiess. Er schauderte, als ihm dann bewusst wurde, dass dieses unbezähmbare Schicksal drohend und empört über seiner Jugend stand, die aus ihm ahnungslos eine unterwürfige Dienerin seiner Liebe gemacht hatte. . . .

Auf dem Taubenschlagfelsen sahen sie Pfalzburg und die lothringische Ebene sich wie ein bläulicher Rauch in der Masse grauen Lichts abzeichnen, das dort drüben von der Sonne niederhing. Ueber ihnen stieg der Himmel in tiefblauen Abgründen empor.

— Wie lange haben wir noch zu gehn bis Pfalzburg? fragte sie.

— Drei Stunden.

Er antwortete einer Fremden. Sie stand ausserhalb seines Lebens wie in seiner Kindheit, wenn er in ihr Zimmer trat, in diese weite, wehmütige Ferne, in der kein einziges seiner Gefühle und keiner seiner Gedanken lebte, wenn sie dann den Flügel schloss und sich in einer Stille erhob, die dem Jungen ans Herz griff. Er lebte diese Augenblicke von neuem durch, aber mit dem ganzen unbarmherzigen Wissen um das,

was sie bis in den letzten Blutstropfen voneinander trennte.
Wie er hinter ihr den Pfad hinunterging, hörte er wieder ihre Worte, sah er ihre biegsame Gestalt auf dem roten Weg über die Heide gehn, und als er daran dachte, wie diese Leidenschaft neben ihm ausbrach, eine tyrannische Gewalt sich ihm auferlegte, war er plötzlich von einer tosenden Wirklichkeit umringt. Es war keine Möglichkeit, sich ihr schmachtend hinzugeben, damit sie seine Phantasie nähre. Sie ging zerstörend über ihn hinweg. Es war nicht mehr Frau Yvonne, aber ein lebendiges Beispiel jener grossen Leidenschaft, mit deren Bildern er sich seit Jahren umstellt hatte. Dieser Gedanke half ihm über das alte Gefühl der Ohnmacht hinweg, das ihn jedesmal niederdrückte, wenn er den gewaltsamen Ausbruch einer Leidenschaft mit Augen sah. Er erkannte eine neue strahlende Sinnlichkeit und empfand die Unendlichkeit einer Hingabe, die das Leben selber ist, das Empfangen tiefster Zärtlichkeit in einzigen Vereinigungen. Die Eine. Die Geliebte.

In Pfalzburg konnte Frau Yvonne kaum noch gehn. Sie stützte sich auf Pauls Arm.
— Ich werde alt, sagte sie leise, ich glaube, ich werde nie mehr ein Pferd besteigen.
Er tröstete sie, indem er ihr versicherte, sie sei

jünger denn je. Er sprach noch viele Worte im selben Sinne und sah doch, wie die Einsamkeit die Frau verschlang. Da er sie verliess, schlug die traurige Oede, die der Schauplatz seiner Jugend und ihr Leben war, über ihr zusammen. Die Phantasmagorien ihrer Wüste waren erloschen.

Und sie bliebe das Opfer seiner Jugend. Es war lange her, dass er ihren Mund, den er so sehr liebte, wie eine offene Wunde gesehen hatte, die nicht bluten wollte. Er hatte es schnell vergessen und sie nur geliebt, weil sie stark und schön war. Ihre Zärtlichkeit hatte ihn gelabt, solange er ihrer bedurfte; und nun stand er dabei, wie sie unterging. Morgen liesse er sie entstellt und sterbend hinter sich zurück. Er sah es so und nahm es an. Seit zwei Stunden erst wusste er, dass das Leben mit demselben Zeichen tötet und segnet und schon hatte er sich daran gewöhnt, dass sein Glück Opfer verlangte. Er fühlte die grosse Unschuld der Menschen aneinander und den unmenschlichen Drang der Schicksale.

Man muss ein Kind bleiben, fühlte er, um nicht verloren zu gehn. Wissend unbedenklich sein. Das erkannte er ohne Ueberschwang und ohne Grausamkeit. Es war nur der starke und stille Wunsch in ihm, glücklich zu sein, und so

konnte er seine Mutter bald mit sanften, bald mit übermütigen Worten täuschen.
Sie hörte ihm mit gesenktem Kopfe zu.
Plötzlich verstummte er. Sie denkt, sagte er sich, dass ich mich entschuldige, und sie will mich glauben lassen, dass ich sie trösten kann, dass alles gut wird.
Da hätte Paul auf der Stelle sterben mögen. Aber er fing von neuem an, er sprach, sie nickte, und sie lächelte, und sie gingen immer so weiter in breiten leeren Strassen, über grosse, sonnige Plätze, durch eine unbekannte, menschenleere Stadt.



XI.

Der grosse Pan der Reisen und die Vox angelica seiner Orgel: der D-Zug.

Zweimal des Tages, am Morgen und am Abend, fuhr der Gewaltige durchs Tal. Paul hatte nie vergessen, ihn zu grüssen, auf seiner Fahrt nach Osten, auf seiner Fahrt nach Westen. Die Bergwände widerhallten, wenn er vorbeifuhr. Das Gras auf dem Damm und die Blumen beugten sich tief, die Bäume rauschten. Eine Majestät zog unter dem tosenden Beifall der Berge und Täler, unter Trommelwirbel und Viktoriarufen vorüber.

Das Echo rollte nach, und die Feier war beendet. Die heidnische Bevölkerung der Berge stand in zerstreuten Gruppen umher und wartete auf den Abend; dann kam der Gewaltige wieder, wie er jetzt kam, da Paul Merkel im Triumph sein Tal verliess. Auf dem Rande des Steinbruchs hockten einige Nymphen und beugten

sich weit vor. Sie starrten auf eine schwarze Oeffnung, die sich in den Berg hineinbohrte. Und hier standen mit gespreizten Beinen und die Hände auf dem Rücken vier oder fünf Satyre, in den Anblick des finsteren Lochs versunken. . Plötzlich fiel ein gelber Schein auf ihr braunzottiges Fell, sie taten einen wilden Bockssprung auf die Seite und kletterten schreiend den Abhang hinauf. Die Nymphen schnellten in die Höhe. Die Nymphen warfen die Arme in die Luft, sie erfüllten den Wald und das Tal mit ihren heidnischen Rufen. Und es kam von überall herbeigeströmt, es kletterte und purzelte und lief an allen Orten. Viktoria schrien sie, schlugen an die Bäume und rollten grosse Felsen die Steinbrüche hinunter. Die Kentauren stampften den Boden. Viktoria brüllten sie über die nächsten Berge hinüber.

Paul lehnte mit halbgeschlossenen Augen im Polster und sah auf den mondbeschienenen Bergen alle die fröhlichen Geschöpfe sich regen, sie drängten einander an den Abhängen und auf den Höhen, die er so gut kannte, und winkten ihm zu und entliessen ihn jubelnd in die Welt der Städte und der Menschen.

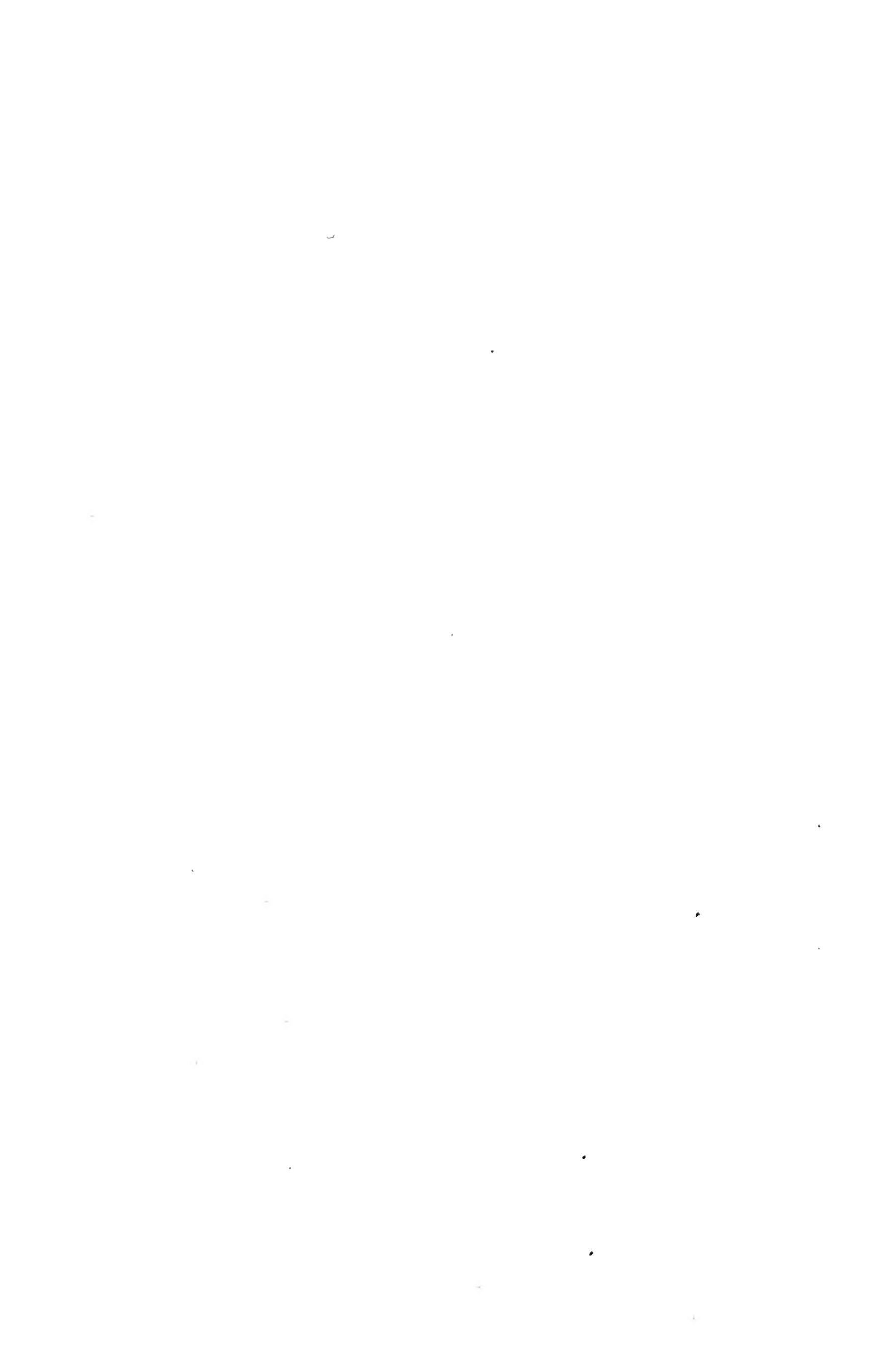
„Viktoria“, hörte er den tiefen Bass der Kentauren. Die Nymphen aber — wie ihre Augen blitzten! — hoben sich auf den Fussspitzen. Sie streckten ihre mondweissen Körper und

riefen ihm durch die hohlen Hände zu: „Fare well, my darling, fare well!“ Liessen die Hände sinken und traten in den Schatten der Bäume zurück.
Paul war glücklich und stolz, voll eines verwegenen Gleichmuts. Er war frei! Er fühlte eine Menge unbestimmter Hindernisse, die er besiegte, Kampf und Geschrei, er stieg empor, er wusste nicht wie. Die Vox angelica tönte wie ein Aufruhr. Ganze Himmel von Sternen eilten in einer leuchtenden Wanderschaft über ihn hinweg.
Ueber die Szenen seiner Jugend zog die Nacht herauf. Das Lied des Landes, das in der Luft um ihn herum lebte, die wilde Marseillaise war ein Wiegenlied, dessen feurige Farben im Abend dunkelten und wie die alten Glasfenster in den Kirchen wurden. Das Bild eines Glücks, das mit tiefen Tönen durch die halbgeschlossenen Augenlider schimmert . . Es enthielt das alte mutige Leben der Vorfahren, ihre Stimme, ihren Ruhm, ihre Niederlagen, die laute Sprache und das Verstummen ihres Blutes — ihr ganzes warmes, leuchtendes Leben.
Die Sonne der Väter schied von den Bergen der Heimat. Ihr letzter Strahl glitt über das tragische Gesicht seiner Mutter.



ZWEITES BUCH

ZERREISSENDE BOHÈME



I.

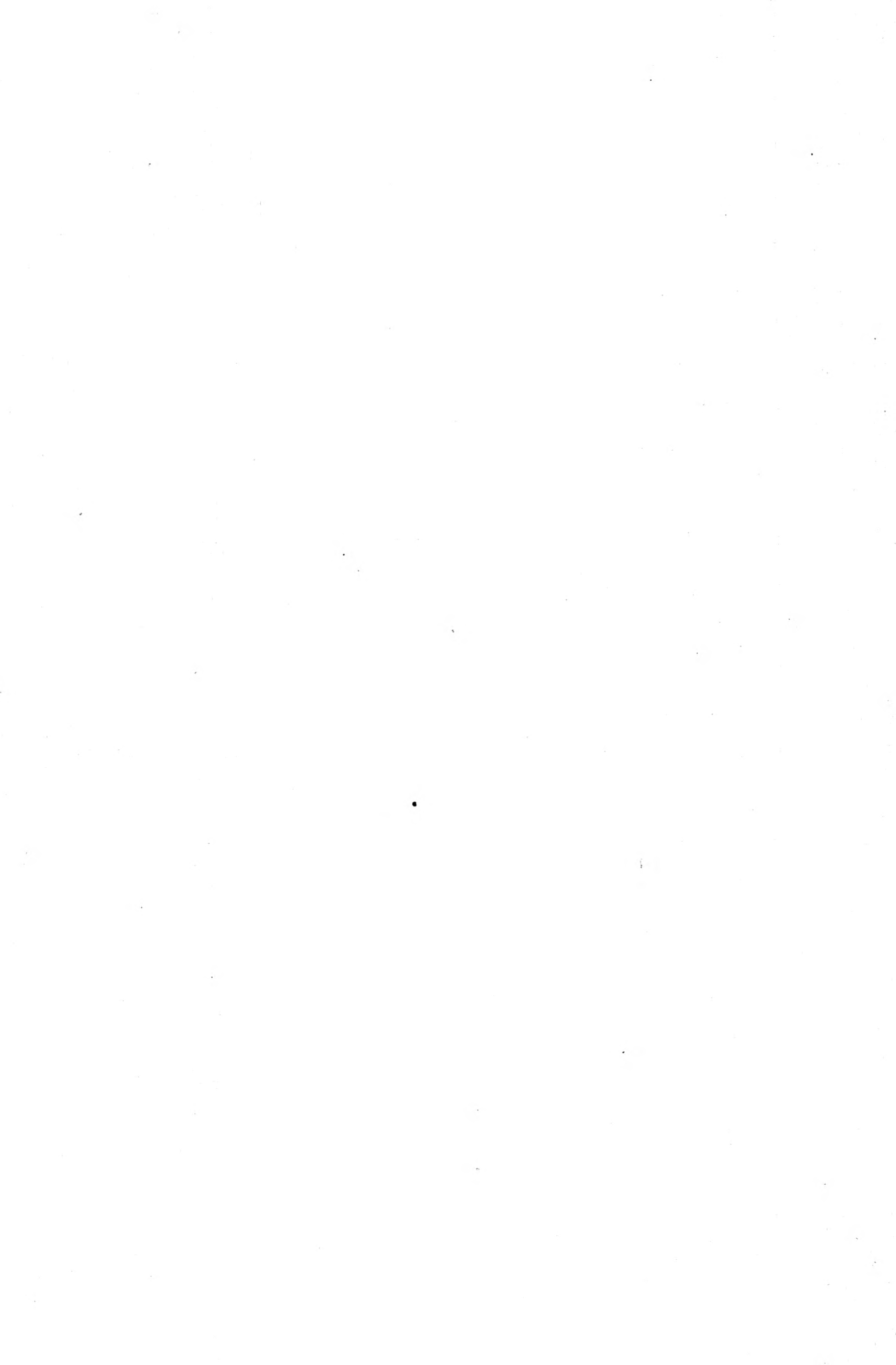
Paul war mit der überspannten Vorstellung nach Paris gekommen, dass Frankreich d i e Republik und das fortschrittlichste Land der Erde sei, die vorbildliche Nation, — frei sei es und das Volk sein eigener Herr, und so schien die erste Bedingung für einen neuen, gewaltigen Fortschritt der Menschheit gegeben. Er wandte sich der Partei zu, die ihm die radikalste schien. Aber im Augenblicke, da er sich mit ganzem Herzen dem Sozialismus näherte, machte er die Bekanntschaft Yvan Tartres; der versuchte, ihn für den Anarchismus anzuwerben. Am Anarchismus zog Paul wiederum die entschiedenere Gesinnung an. Trotzdem trat er als Volontär in die Redaktion einer sozialistischen Zeitung ein.

Im übrigen liess er sich widerstandslos von Paris verzaubern. Er verlor alle Unschuld. Er wollte sich den Menschen hingeben, grenzenlos, er wollte sie grenzenlos beherrschen. Beides ge-

lang ihm bei der und jenem. Er verschwendete sich tausendfach, stündlich und bei jedem. Bis er mit leeren Händen allein vor seinem Spiegelbild stand. Aber die grosse Stadt hüllte ihn in einen Dampf von Licht und Farben, von Liedern, Lachen und Musik, er versank in einen goldenen Nebel, worin Frauen schritten, die sich wie Tiere mustern und nehmen liessen, und andere, unnahbare, denen man zitternden Herzens nachging, bis sie einem Mann begegneten, vor dem ihr strenges Gesicht in lauter Lust zerfiel. Das war, als ob ihre Kleider mit einemmal zu Boden sänken. Geschminkte und blasse Gesichter unter bunten Hüten glitten vorüber, stille Prinzessinnen, Traurige, Enttäuschte, und in diesem wunderbaren Reigen hielt auch er irgend eine Hand, drückte sie und liess sie fallen, weil sich eine andere ihm anbot.
An einem Märztag, als der Frühling in den Bäumen der grossen Boulevards aufschäumte und sich in glitzernden Wogen bis in den Bois de Boulogne ergoss, wimmelnde Mengen von Menschen, Wagen und Pferden mitriss und am Abend die ganze Welt in Wollust ermatten liess, an einem sonnigen Märztag kam Malva Brauer mit ihrer Mutter, die Witwe geworden war, nach Paris, und Paul liebte sie, wie ein Rekonvaleszent den Frühling liebt. Sie dankte es ihm, indem sie sich von Mutter und Bruder und

ihren Verwandten zurückzog und nur noch für ihn lebte. Er führte sie in Theater und Variétés, und er war glücklich, weil die Gestalten, denen er gefolgt war, um die er gekämpft und gelitten, und solche, die er gekauft hatte, nunmehr für ihn nicht anders waren als die Schauspielerinnen und Tänzerinnen, deren blasse Profile im Bühnenlicht ihr wüstes Leben vergessen liessen. Er kannte sie nicht und durfte entzückt sein, ohne dafür büssen zu müssen.

Als er auch Malva zu entgleiten begann, machte er sie mit seinen Freunden bekannt und liess sie an seinem alltäglichen Verkehr teilnehmen. Manchmal wünschte er, dass sie ihm untreu würde. Aber dann fühlte er, wie sehr er sie noch immer liebte.



II.

In den Sommerferien reiste Paul nach Hause. Er sehnte sich nach Frau Yvonne. Er wollte seine Angelegenheiten mit ihr besprechen. Niemand war so gütig wie sie.

Er hätte sie beinahe nicht wiedererkannt, so sehr war sie abgemagert. Ihre Haare waren grau, und sie sah ihn an, als ob er ein Gespenst wäre.

Endlich sagte sie:

— Wie du aussiehst!

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und ging schnell aus dem Zimmer. Sie stiess sich an den Möbeln und prallte heftig gegen die Tür. Sie vergass, die Tür hinter sich zu schliessen, und Paul hörte, wie andere Türen geöffnet wurden, immer entfernter. Ein Dienstmädchen sah herein, knixte und schloss die Tür. Nach einer Stunde kam ein weisshaariger Priester. Er hatte Paul die erste Kommunion

gereicht. Sie sprachen einige Worte, und Paul setzte sich in einen Sessel, dem Priester gegenüber. Sie sahen einander an.

— Wenn Sie wollen, flüsterte der Grets, und er beugte sich zu Paul, . . . nein, ich bitte Sie darum, bei Ihnen die Stelle Ihrer Mutter einnehmen zu dürfen.

Paul sah ihm mit kaltem Erstaunen in die Augen, worauf der Priester seine Rede abbrach. Als er wieder das Wort nahm, geschah es ruhig, geschäftsmässig. Paul erfuhr, dass er noch über einige tausend Mark zu verfügen habe, die indes genügten, damit er seine Studien beenden könnte. Vorausgesetzt, dass Paul ein besonnenes Leben begänne.

Paul sprang auf und rief nach seiner Mutter. Er riss alle Türen im Hause auf und suchte sie. Ein Dienstmädchen, das er unter Drohungen schüttelte und an die Wand drückte, schwor, Frau Yvonne sei vor einer Stunde ausgegangen. Paul lief in den Salon zurück, mit der festen Absicht, den Priester zu schlagen. Aber der ergriff schnell seine Hände und rief:

— Junger Mann! Das, was Ihnen jetzt unbegreiflich scheint, haben wir alle einmal durchgemacht. Gottes Wege sind wunderbar.

Er liess Paul erschreckt los. Denn Paul lachte wie ein Besessener; und dann lief er, verzerrt von der Anstrengung nicht zu weinen, durch

die Strassen Zaberns. Als er am Abend nach Hause kam, war seine Mutter noch nicht zurückgekehrt. Aber der Priester sass da, genau wie Paul ihn vor drei Stunden verlassen hatte, und las in seinem Brevier.
Der Greis war gut. Er brachte Paul an den Zug und blieb an der Tür stehen, bis der Wagen sich in Bewegung setzte.



III.

Der Dichter Ivan Tartre war eine schmale Gestalt, die schlotternd den Boulevard hinaufzog und mit einer hohen Stimme auf Paul Merkel einsprach. Der Hunger und die Nachtwachen hatten die sanften Züge des Gesichts ein wenig geschärft, aber trotz des unbändigen Haarwuchses, der das Gesicht auffrass, waren die Augen hinter den Gläsern des schiefen Zwickers grosse, graublaue Knabenaugen.

— Was zum Teufel hält dich denn im Quartier zurück! Das linke Ufer ist eine langweilige Sumpfgegend. Die Herren Studenten tragen jetzt Zylinder und streicheln mit ihrem schönsten Vollbart den Siegelring einer weissen Rechten, die sie auf einen kostbaren Stock gelegt haben. So sitzen sie an den Tischen und unterhalten sich wie Mädchenhändler. Sie haben nicht etwa mehr Geld als ihre Vorgänger, sie hochstapeln; sind nicht im geringsten harmlos, aber hervorragend

praktisch, die geborenen Volksführer. Schnauzen! Sag mir doch, weshalb du nicht zu uns heraufziehst! Hier oben hättest du Ruhe. Der Chat Noir ist eine Opiumoase, die suggestive Travestie unverbindlicher Glücksfälle. Pierrot ist ein Held und Columbine eine Weise. Hier gibts Romanzen, die so vorgetragen werden, dass ihre Naivität nicht verletzt und man mit Anstand dazu träumen kann. Wir verschlafen die schuftigen Staatsaktionen dieser Zeit. Die Stimme der Makler, die vor der Schandbörse unserer Republik dröhnt, versagt hier! Ist es so, oder ist es nicht so?

Paul Merkel schien verlegen.

— Gewiss, zweifellos, aber du musst wissen. .

Der Dichter stiess seinen Knotenstock aufs Pflaster:

— Nämlich, es ist so. Und jetzt werden wir etwas trinken.

Sie traten unter das Zelt eines Boulevardrestaurants. Tartre stellte sich vor die Tür und rief hinein:

— Tartre ist hier, mit einem Freund. Bringen Sie Wein und einen grossen Siphon. Es ist für den Durst.

Er setzte sich neben Merkel.

— So, jetzt können wir fortfahren. Wo standen wir gleich? Aha. Ich verglich das Quartier, dieses privilegierte Gestüt zukünftiger Abgeord-

neten und Akademiker, mit Montmartre, der Hochburg der Unbekümmertheit, wo der poetische Flügel des Anarchismus seinen Sitz hat. Ich fragte dich, weshalb du nicht auswanderst. Kennst du Salis? Salis ist ein Narr. Aber wenn er auf einem andern Platz stände — bei allen Erzengeln, er würde einen Staatsstreich versuchen. Ich bin sogar überzeugt, dass er ihm gelänge. Er ist ein guter Komödiant, übermütig und stampft Schlagworte wie eine Maschine. Mehr gehört nicht dazu. Und als Unternehmer des Chat Noir ist er tüchtiger als unser Minister des Innern, darüber ist gar nicht zu streiten. Es ist so. Du wirst hier oben die Politik der gebenedeiten dritten Republik gewissenhafter und vor allen Dingen mit mehr Vergnügen studieren als im Quartier, wo man darauf sieht, dass die Komödie mit ernsthafter Miene gespielt wird. Um den Rekruten zu imponieren. Diese politisierenden Friseure sind wahrhaft die Söhne ihrer Väter. Sieh sie dir doch an, die Stützen der Republik. Träger idealer Bäuche, talentloser als die Haustiere. Denn sie haben nicht einmal die Fähigkeit, sich ehrlich in ihren Idealzustand zu versenken und das Räsonnieren aufzugeben. Nein, sie schwelgen vielmehr in allerhand Spekulationen, wie sie als Propos von Trödlern und Pfandleihern in den dümmsten Witzblättern heimisch sind.

Vielleicht hast du schon bemerkt, wie schwer es fällt, solche Witze nicht für tiefsinnigen Ernst zu nehmen. Dieses mittelmässige Gesindel der „Majorität“ optiert für den Himmel aller bürgerlichen Tugenden, insofern die Bedingungen nicht die Mastkur beeinträchtigen, der sie sich mit einem Fanatismus unterziehen, als gälte es, eine patriotische Pflicht auszuüben, oder als handelten sie auf Befehl des Allerhöchsten und befänden sich auf dem Marsch nach dem heiligen Grabe. Die Chinesen gebrauchen als Gradmesser ihrer Noblesse Pferdeschwänze, nicht wahr? Na, und darüber erheitert sich nun das Pack! Bei uns gibt es noch immer symmetrisch geformte Metallstücke, die man sich irgendwo an den Leib heftet. Immerhin hat sich in unserem demokratischen Zeitalter, wo millionenschwere Rentner jede öffentliche Rede mit einem „Wir kleinen Leute“ oder gar „Wir Arbeiter“ zu eröffnen pflegen, das Standesbewusstsein mehr und mehr in die Faltenserien des Kinns zurückzogen . . .
Tartre sprang mit blutrotem Kopf auf und war mit einem Satz an der Tür des Restaurants.
Er brüllte:
— Ja, Herrgott, bekommen wir denn nichts zu trinken?! Ich spreche hier draussen schon eine halbe Stunde mit lauter Stimme und werde mich gleich heiser geredet haben . . .

Jemand antwortete, und Tartre kam kopfschüttelnd an den Tisch zurück.

— Merkwürdig, nachmittags kann man hier nicht bedient werden. Dabei komme ich jeden Nachmittag zur selben Stunde und bilde die Schlafmütze zum Volksredner aus.

Er beugte sich zu Paul und sagte ihm mit einem Lächeln, als ob er ihm etwas anvertraute, das ihn ein wenig beschämte:

— Nämlich, der ganze Erfolg im öffentlichen Leben der Republik sitzt im Organ. Ein abgesungener Tenor kann noch immer Volksführer werden. Nun, und da es mit meinem schändlichen Organ nichts ist, so durchforsche ich Restaurants und Kaffeehäuser nach Kellnern, die es verstehen, einen Frack zu tragen — das wegen der Frauen, nicht wahr? um empor zu kommen! — und die vor allem den schmiegsamen Wohllaut eines Hahns in ihrer Kehle bergen. Ich bilde sie, und wenn es einmal so weit ist, lasse ich sie los auf die dröhnenden Bäuche. Du wirst dir Antoine, den Prachtkerl, ansehn!“

Der Dichter spähte nach der Tür, die leer und dunkel blieb.

— Antoine, schrie er, Antoine, schläfst du noch immer? Ich werde dich wachprügeln müssen, Antoine. Ja, und dann, wo stand ich doch gleich? . . . Du siehst, mein Freund, ich bin

ein systematischer Geist, ich stand bei der Erklärung meiner soziologischen Entdeckung. Das also ist meine Hauptthese: Die Gesellschaft nämlich besteht aus Bäuchen. Sie teilen sich in öffentliche und in verschämte Bäuche. Wir ersticken in Bäuchen! Wie diese abertausend Bäuche arbeiten, um das Gewicht der greifbaren Majorität zu vergrössern! Ich sehe das, was man allegorisch den Staatswagen nennt, nur als einen vollgeladenen Mehlkarren, dessen geheimnisvolles Leben in den halbunterdrückten Lauten und den verschwiegenen Gebärden einer schamlosen Verdauung besteht. Mein Freund, sei versichert, das wächst sich zur Philosophie aus, zur Philosophie des Bürgerlichen, einer internationalen Gefahr, die in der dritten französischen Republik akut geworden ist. Zwei Grundpfeiler tragen das stolze Gebäude: der Begriff Tugend und der Begriff Laster. Laster heisst man alles, was den Neid der armen Teufel erregen könnte; um sich des Lasters zu erfreuen, ist man genötigt, die Tugend vorzuschützen, nämlich eine Gesinnung, von der die Masse alles für sich erwarten kann. Nun musst du aufpassen: Laster und Tugend sind aber identische Begriffe. Sie bezeichnen eine Beständigkeit. Das Beharrungsvermögen! Sie sind das moralische Beispiel für das Gesetz der Trägheit — Triumphe atomischer Idiote. Es ent-

springt dem Haupt des heruntergekommenen Olympiers Staat lässig und gewappnet die Langeweile. Wir haben im Chat noir den Schattenzug des grossen Napoleon in Blech geschnitten, aus besonderer Dankbarkeit dafür, dass er die Vorfahren dieser trikoloren Kerle wie Hunde geprügelt und zusammengeschmissen hat.

Paul erhob sich und reichte Tartre die Hand.

— Adieu und besten Dank für deinen Vortrag, aber da es nun einmal 3 Uhr ist, muss ich zur Redaktion.

Tartre sah ihn aus grossen Augen verständnislos an.

— Nach all dem willst du zur Redaktion einer sozialistischen Zeitung? Mensch! Das ist doch nicht möglich. Der kleine Herr mit dem Aussehen eines fanatischen Bürgers, der dein Chef ist — ich schwöre dir, er ist ein Verbrecher.

— Ich habe mich verpflichtet, ein Jahr dabei zu bleiben. Es ist die einzig mögliche Beschäftigung für mich. So ist wenigstens dafür gesorgt, dass meine Nerven in gelindem Aufruhr bleiben.

— Nein, nein, ich verstehe gar nicht. Was tust du denn da? Schreibst du?

— Ob ich schreibe? Ich habe einmal eine Notiz von zwanzig Zeilen verfasst. Sie ist in der nächsten Nummer widerrufen worden.

— Aber . . . Tartre blickte suchend um sich. Wir haben ja noch nichts getrunken. Du wirst mir das bei einem Gespritzten auseinandersetzen. Ich bitte dich.

Er stürmte ins Lokal und schrie, indem er schrittweise ins Dunkel vordrang, nach dem Kellner, dann hörte Paul die hohe Stimme sich mit einem Tenor balgen. Der Kampf brach ab, und Tartre tauchte langsam, ein Stück Papier vor den Augen, aus dem Dunkel auf. An der Tür angelangt, drehte er das Papier hin und her.

— Seltsam.

Er strich sich den zottigen Bart und sah Paul an.

— Wann? rief er hinter sich ins Dunkel.

— Vor zwei Stunden, kam es zurück.

— Ja, dann muss ich gleich gehen. Die kleine Berthe nämlich, du kennst sie doch? Ja, die sich mit dem Kerl verlobt hat. Sie will mich sprechen. Sie reist morgen weg. Da muss ich natürlich hingehn, nicht? Das ist ganz selbstverständlich. Nachher bin ich zu Hause. Du kannst gleich hinaufgehn zu mir, das ist besser, als sich in einer schmutzigen Redaktion zu versündigen.

Als Paul sich umwandte, schwankte die hagere Gestalt des Dichters auf einem Omnibus davon. Unter dem grossen Hut flackerte etwas Weisses. Tartre las noch immer den Brief der kleinen Berthe.

IV.

Paul ging langsam den Boulevard hinunter.

War Berthe die Geliebte Tartres gewesen? Keiner kannte sie näher und wusste mehr von ihr als der andere. Eines Abends hatte sie im Kaffeehaus gesessen, Tartre hatte sich in das sehnsüchtige Oval ihres Gesichts verliebt, und Berthe war für alle ein schweigsamer, aufmerksamer Kamerad geworden. Man hatte dann und wann ein kleines Erlebnis mit ihr. Nichts mehr.

Paul erinnerte sich . . .

Einmal stand er auf dem Pont-Neuf und sah ins Wasser, das schwer und breit unter der Brücke hervorfloss. Da lehnte sich eine Dame an ihn, beugte sich tief vor und lächelte ihn von unten her an. Es war wundervoll, das schmale Gesicht mit den graugrünen Augen in der freien Luft neben ihm.

— Guten Tag, Berthe.

— Wohin gehst du?

Sie hatte einen geringen slawischen Akzent.
Er wollte Calon aufsuchen, Frédéric Calon, den Maler. Er möchte ihn wiedersehen, da er seit voriger Woche ein berühmter Mann geworden sei.
Ob sie wohl mitdürfe?
Natürlich dürfe sie sich Frédéric Calon ansehn. Er sei eine melancholische Schönheit mit grossen, bis ins Feinste ausgezeichneten Lippen und Wimpern wie die Flügel eines allerliebsten kleinen Tieres. In seinen schwarzen Haaren wanderte immer ein blauer Glanz. Und die schönste Seele, die er kenne.
Aber, ob das nicht der Künstler sei, der diese scheusslichen Frauenzimmer male!
Bunte Bilder von gleissenden, schmerzhaften, ergreifenden Zusammenklängen, bald weiche, ermattete Töne, etwas wie ein Gedicht, das einer auf dem Heimweg im ersten Pariser Morgengrauen vor sich hinmurmelt, bald sieghafte Fanfaren oder masslose, aufrührerische Gebärden, und mitten drin ein grober, abgefeimter Frauenkopf, der empörend stupide Rücken einer feisten Frau, die aus dem Bad steigt . . ., sie kenne diese Bilder? Ja, das seien Werke von Frédéric Calon. . . .
Sie hatte den Maler neugierig betrachtet. Er hatte sie mit schüchterner Stimme begrüsst und vorsichtig durch mehrere Wandschirme und an-

dere unsichtbare Hindernisse in sein Atelier geführt.

— Ich habe ein kleines Mädchen da, das zu schön ist, um gemalt zu werden. Ich lese ihr Baudelaire vor und stopfe sie mit Pralinés. Sie müssen verzeihen, Fräulein, die Dame ist nicht ganz angezogen.

Die Dame lag platt auf der Chaiselongue, den kleinen hündischen Kopf seitwärts gedreht, und sah Paul ruhig von oben bis unten an. Sie kaute, wobei ihre Kiefern Brutalitäten begingen und ihr scharfes blankes Kinn im schwarzen Kissen wühlte. Als sie die Fremde erblickte, warf sie sich auf den Rücken und zog die Decke über sich. Sie liess ihre Blicke zögernd über ihre braunen Arme gleiten und behielt sie dann über der Decke.

Calon gab Cognac und Sherry Brandy. Paul bemerkte, dass er bei allem, was er tat, in den Augen des Modells fragte und bat. Diese Augen zuckten nicht. Sie hatten eine unheimliche Ruhe. Aber der Maler musste sich zwingen, um zu ihr hinzugehen, die Hand, die ihr ein Glas reichte, war verkrampft. Wenn er Paul ansah, tat er es mit einem unvermittelten Kopfrücken, sprach mit gedämpfter, unruhiger Stimme ein paar abgehackte Sätze und blickte ihm, während er antwortete, starr in die Augen. Er wollte weitersprechen und brach ab. Dann verharrte

er in einem nervösen Stillschweigen, den Blick auf die Asche seiner Zigarette gerichtet.
Sie tranken. Berthe nahm ihren Hut ab. Als ihr Calon ausserdem noch aus der Jacke half, warf das Modell das Ende der Decke, womit es sich bedeckt hielt, zurück und reckte die Glieder.

— Wie schön sie ist, rief Berthe, und strich ihr mit den Fingerspitzen über das Bein, die Hüfte und langsam die Schulter entlang.
Das Modell nickte freundschaftlich und schmiegte sich an den warmen Seidenrock.
Berthe lächelte.

— Ich will mich neben Sie setzen.
Das Mädchen umfasste Berthe mit den hochgezogenen Beinen und dem Oberkörper, und Berthe lehnte sich auf sie zurück.

Unterdessen hatte Calon einen Entschluss gefasst. Er las unaufhaltsam und mit langgezogener Stimme, die plötzlich heftig geworden war, Baudelaires „Morgen".

La diane chantait dans les cours des casernes,
Et le vent du matin soufflait sur les lanternes.
C'était l'heure où l'essaim des rêves malfaisants.
Tord sur leurs oreillers les bruns adolescents.
Calon las jede Zeile zwei-, dreimal und begann von neuem. Einmal stand er auf, griff mit zit-

ternden Händen ein Glas Sherry und stürzte es hinunter und noch eins. Darauf kehrte er mit grossen, verwirrten Augen zu seinem Buch zurück. Er legte es auf die Knie, nahm den Kopf in die Fäuste, und indem er las, wuchs neben ihm die versteckte Orgie, verästelten sich die Gefühle und suchten. Der weisse Leib auf der Chaiselongue wurde in der Dämmerung unbestimmter, er war nur noch eine tiefe lichte Masse, und dann begann er abgründig zu leuchten.

Calon hatte sich vor die Chaiselongue auf den Boden gelegt und die Augen geschlossen. Er lauschte mit allen Fibern. . .

Und später war es ganz herrlich geworden. Das Modell hatte sich angezogen und war fortgegangen. Dabei hatte es Paul angesehen und scherzend gesagt:

— Frédéric wird Ihnen sagen, wo ich zu finden bin.

Dieses verfluchte Kinn. Er hatte gezittert, als sie so vor ihm stand.

Hatte die nackte Wahrheit nicht eine unheimliche Gewalt? Sie fanatisierte, riss hin, vergewaltigte, gleichgiltig, ob es nun Heiligkeit oder Prostitution war. Die Tücken und Schliche Satans waren gar nicht gefährlich. Aber wenn er einem ohne jede Umstände den Hintern hin-

hielt, — das wirkte unwiderstehlich. Das begeisterte.
Calon schloss die Tür ab, und — es hatte Paul erschüttert, wie er das sagte:
— Gott sei Dank, sagte er, nun sind wir endlich unter uns! Und dabei lächelte er.
Welche verirrte Sanftmut, wenn er so leise lächelte.
— Und nun müssen Sie sprechen, Lamonde.
Da geschah es, dass es ganz herrlich wurde an diesem Abend. Der grosse Tragöde sprach Verse ~~aus dem Oedipus~~. Es war Ebene und Nacht. Ein toter Mond. Endlos. Keine Sterne. Auf dem finstern Himmel die Cyklopenmauern einer Königsburg. Und eine Stimme reckte sich auf, wie einer, der lange und schwer geschlafen hat. Sie sprach Worte uralten Grauens. Sie stand aufrecht vor dem Tor eines Schlosses und sprach in die Nacht hinaus, unter dem ewigen Himmel, vor der erstarrten Erde. Das alles war vor so und so viel tausend Jahren, so wie es jetzt war, wie es unverändert in den zukünftigen tausend Jahren wäre. Eine halbe Stunde glaubte Paul den Wellenschlag eines Ozeans in der Brust zu tragen. Er sah den Menschen riesengross, schwer von seinen Gedanken bewegt. Dann war es vorüber gewesen, und sie hatten getrunken. . .

V.

Paul Merkel blieb vor einer engen Seitengasse stehen, die vom Geräusch stampfender Maschinen erfüllt war. Nach dem trümmerhaften Tor kam ein feuchter Hof. Es drohten die schmutzigen Gesichter der Arbeiter, die ihn mit einer ausgezeichneten Verachtung behandelten, und dann sah er sich unter den traurigen Gestalten der Redaktion, die ihm mit Nonchalance seine sämtlichen Zigaretten wegrauchten und wie Freiplatzschüler aufschraken, wenn der Chef die Tür aufriss. Er glaubte schon die tiefe Stimme des Abgeordneten zu hören.

— Herr Merkel, ich sah Sie heute in der Kammer mit Ihrem Landsmann, dem Abgeordneten X zusammenstehn . . .

Paul kehrte um und ging eilig den Weg zurück, den er gekommen war. Er errötete vor Scham. Hatte er nicht in Gedanken geantwortet, dass Herr X ihm persönlich angenehm sei? Diese

Feigheit! Als ob es ihn, Paul Merkel, etwas anginge, ob ein Schriftsteller, den er schätzte, sich von Sozialisten oder von Nationalisten wählen liess!

Aber nun hörte er den Chef antworten:

— Herr Merkel, ich will Sie nur warnen. Wenn Sie Ratschläge nötig haben, müssen Sie bei andern, zuverlässigeren Politikern versprechen. Ihr Herr X ist ein berufsmässiger Dilettant, er experimentiert. Er ist ein Spieler.

Und wenn nun ihm, Paul Merkel, gerade das Spiel des Herrn X sympathisch wäre? . . Nein, er tat dem Mann unrecht. Der musste Herrn X verächtlich finden. Paul dachte über seinen Chef nach und fand, dass er ihn bewunderte, dass es dieser Mann gewesen war, der ihn so lange in dem Loch von einer Redaktion, in der Mitte berusster und stigmatisierter Streber zurückgehalten hatte. Von ihm hatte Paul einen unvergleichlichen Händedruck in der Erinnerung . . Es war in der Nacht nach einer Volksversammlung, draussen in einer Vorstadt. Paul begleitete den Tribun nach Hause. Der ging blass und schweigsam neben ihm her. Seine eigene Partei hatte ihn schwer gekränkt. Sie hätte ihn beinah im Stich gelassen. Fühlte er nun, dass der mühsam errungene Sieg doch nur ein Rednersieg gewesen war? Paul versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen, aber der andere

antwortete ausweichend, seine Stimme zitterte. Schliesslich an der Tür seines Hauses drückte er Paul die Hand.

— Vergessen Sie nie, Herr Merkel, worum es geht. Es soll so weit kommen, dass kein Mensch mehr schuldlos hungert. Es wird wahr sein, dass es keine Grausamkeit mehr gibt, die so unmenschlich ist, dass sie jemand verkommen lässt. Um das Glück so vieler zu erreichen, kann ein einzelner niemals zu viel leiden. . .

Ein wundervoller Mensch! Aber am andern Tag war er doch wieder Geschäftsmann und bestrebt, die Konkurrenz mit allen Mitteln totzuschlagen. Vielleicht liess es sich nicht anders fechten in der Kloake der Polemiken. Vielleicht war d e r ein Charakter, der bis an den Hals, aber mit glänzender Stirn, im Kot stand und vorwärts schritt.

Ivan Tartre? Der hatte es leicht, über die Sozialisten herzufallen. Er war Anarchist, Antiparlamentarier, Antipolitiker. Er hatte keine Gelegenheit, in Versuchung zu geraten. Zwar wünschte er gewiss auch: es soll so weit kommen, dass kein Mensch mehr schuldlos hungert. Im übrigen aber trug er vorläufig sehr wenig dazu bei und tröstete sich damit, dass er die Kämpfe der Sozialisten für ein unnützes, wenn nicht schädliches Geplänkel erklärte, während er, der gute, sentimentale Anarchist Ivan Tartre,

eine Schlacht vorbereitete, die vielleicht in einigen hundert Jahren geschlagen würde.
Nun, es kam ja nicht auf die Zeitdauer an.
Unterdessen erschien Paul das banalste Dasein entsetzlich schwierig. Musste er sich nicht von links und von rechts stossen lassen, allerhand komischen Maschinen von Weibern aus dem Wege gehn, die, ungeheuerlich, die eine Seite des Trottoirs behaupteten, während ein bemäntelter Köter, der mit einer dummen Halsstarrigkeit an seinem Seil zerrte, die andere Seite freihielt, betrunknen Wagen ausweichen und sich mit wilden Sprüngen der Gefahr entziehen, an irgend einer Ecke unter dem Zusammenstoss zweier Handkarren begraben zu werden? Wäre er dann glücklich auf dem Boulevard Montmartre angelangt, gälte es, in den engen Gässchen die Rutschpartien der Kinder und andere Spiele, bei denen Holzstücke und Steine in der Luft herumflogen, zu passieren, dichte Gruppen von säugenden Frauen mit Vorsicht zu umgehn und endlich auf den Steintreppen acht zu haben, um nicht von einem herabsausenden Bierfässchen mitgerissen zu werden. Es blieben noch die fünf Stockwerke bis zur Wohnung des Dichters, fünf schmale, enge Treppen voll schreiender Kinder und wutentbrannter Frauen. Dann . . . dann sähe er zum hundertsten Male die Aussicht, und Tartre

würde ihn fragen, ob er nun das anarchistische Manifest unterzeichnen wolle oder nicht. Nämlich, es sei noch Zeit. Nach 8 Uhr käme Nieland und erzählte mit skeptischem Lächeln, dass Lamonde ihn ermunterte, dass er in der dramatischen Aussprache grosse Fortschritte machte, dass Lamonde ihn nächstens in seine Klasse am Konservatorium aufnähme, sein Vater aber wieder einmal mit Entziehung des Wechsels gedroht habe, wenn er nicht nach Deutschland zurückkehrte und sein Referendarexamen ablegte. Herrgott, und dann käme vielleicht Malva, und die andern liessen sie allein!



VI.

Er fürchtete sich, mit ihr allein zu sein, wenn sie zuerst mit den andern zusammengewesen waren. Er fand nicht zu ihr hin. Er quälte sich zu Tode, um die Worte, die Güte eines Geliebten zu finden. Ihre Vertraulichkeit blieb banal, wie sie es vor den andern gewesen war. Es gab keine Vertiefung. . . . Warum hatte er Malva in diesen Kreis gezogen! Welche Dummheit, ein Mädchen wie Malva in die Gesellschaft seiner Freunde zu bringen: Welcher Wahnsinn, sie an dem elenden Leben des Heute, Morgen, Uebermorgen teilnehmen zu lassen.

Malva! . . Wie sie an einem Frühlingsmorgen, als im Hof die Kastanienbäume blühten und der ganze Lärm der Strasse ein sonniges Blühn unter dem blassblauen Himmel war, in sein Zimmer kam und sich mit zurückgeworfenem Kopf und hängenden Armen, ein fliegendes Lächeln um den Mund, an seine Brust lehnte!

Wie sie zitterte und tränenlos weinte, als er sie nahm, bis sie nichts mehr, gar nichts mehr als seine Geliebte war. Malva!
Nun sehnte er sich nach ihr. Vielleicht wartete sie schon lange auf ihn, droben bei Tartre. Er begann zu laufen. Mitten auf der Treppe blieb er stehn. Schon hatte er es nicht mehr in sich, dieses Brennende, Schmerzhafte, das unfruchtbare Feuer, das ihn immer wieder ergriff und ihn hin und her warf wie eine Flamme . . Dieses Fieber! . . Er war kalt und ruhig und nur ein wenig müde. Was nützte das alles? Er kam nicht mehr zu ihr hin. Und wenn er sich an ihrem Herzen getötet hätte. Sie war seine kleine Maitresse, wie die andern die ihre hatten. Paul lehnte sich an das Geländer der Treppe. Er nahm den Kopf in die Arme und sprach in sich hinein, wie in etwas Hohles, Dunkles, wie in ein leeres, dunkles Zimmer, in dem er selbst stand und lauschte:
Paul Merkel, du hast Gemeinschaften gesucht bei den Lebenden und bei den Toten. Du hast sie dort gesucht, wo die Gemeinsamkeit am tiefsten ist: in der Liebe . . .
Aber erinnere dich des Abends im Atelier Frédéric Calons, des Malers, als Lamonde Verse sprach . . . Oedipe Roi. Schon der Tonfall dieser beiden Worte ist wundervoll, und Lamonde ist gewiss ein Genie. Er sprach nur,

weil er nachher die blasse Berthe mit sich in sein Bett nehmen wollte. Aber sie bestand darauf, dass du sie küsstest, als sie halb berauscht auf dem Divan lag. Du hattest Scham. Du tatest es nicht. Da sprang Calon auf und wühlte seinen Mund zwischen ihre Lippen. Derweil suchte ihre Hand nach dir, . . . aber du warst klug, du rührtest dich nicht im geringsten, obwohl du wusstest, dass es bei dem Kuss geblieben wäre. Nein, wahrscheinlich rührtest du dich nicht, w e i l du wusstest, dass es dabei geblieben wäre . . . Jedenfalls hast du sie lieb behalten, denn du hattest den Augenblick, als du sie begehrtest, genossen und liessest ihn vorübergehn. Merke dir das, Paul Merkel, solange es noch Zeit ist: lass alle Kelche, die der Wollust und die der Schmerzen, an dir vorübergehn. Betrinke dich nicht! Sei kein Säufer. Du hast den Magen nicht dafür, du bringst dich um.

Siehst du, du bist einer Partei treu geblieben, deren Hauptakteure dich abstiessen, weil einer von ihnen dir an einem Abend, als du dafür empfänglich warst, ein paar schöne Worte sagte. Du bist übersättigt bis zum Ekel. Für einige Augenblicke, in denen Malva das Schönste war, das du kennst, hast du dir eine moralische Infektion zugezogen, die vielleicht unheilbar ist. Du hättest sie nicht zu deiner Geliebten machen,

sie nicht mit dir durch Strassen, Restaurants und Theater und niemals in die Zimmer deiner Freunde schleppen sollen. . .
Wenige Minuten halten das ganze Leben. Dann zerfliesst es dir unter den Händen. Du kannst nichts tun, es festzuhalten. Jeder Versuch ist nur Verwirrung und Qual. Vergegenwärtige dir das! Lass diese Einsicht dein Fleisch und Blut werden und im übrigen sei wunschlos . . .
— Aber das ist der Tod. Und du treibst ihm langsamer entgegen, wenn du viel wünschst.
— Dann musst du hundertfache Todesangst leiden . . .
Seine Gedanken verwirrten sich.

VII.

Plötzlich hörte er Schritte neben sich. Jemand fasste ihn am Arm.

Er sah ruhig auf und sagte:

— Guten Abend, Nieland.

— Guten Abend.

Nieland zog ihn die Treppe hinunter. Paul sträubte sich.

— Ich wollte zu Tartre, ich habe mich mit ihm verabredet.

— Es ist gut, ich war gerade oben und suchte dich. Wir sahen dich hier stehn.

— Ich habe Kopfschmerzen und bin zu schnell die Treppe hinaufgelaufen.

— So? . . . Wir treffen einander im Casino de Paris. Ich will mich von Paris verabschieden, weil ich morgen reise.

— Du reist morgen?

Von Paul war alle Angst gewichen. Er hatte sich vergessen. Ein Fremdes ergriff ihn.

— Ja, deshalb wollte ich dich sprechen. Das beste wird sein, wir nehmen eine Droschke und lassen uns langsam nach meiner Wohnung fahren.

Auf der Place de Clichy stiegen sie in einen Wagen. Nieland steckte sich eine Zigarette an. Er bliess Ringe in die Luft, schien nachzudenken. Plötzlich:

— Weisst du schon, dass Tartre die kleine Berthe wiedergesehn hat?

Paul wusste nur, dass sie ihm geschrieben habe, er solle . . .

— Ja, also Tartre setzt sich hin und wartet. Nach einigen Minuten tritt die Kleine herein. Tartre steht auf, sie springt an ihn heran, umarmt ihn, küsst ihn, sagt: Einen Augenblick . ., geht hinaus und kommt nicht wieder. Nun wandert Tartre in seinem Zimmer und versichert, es sei das grösste, rührendste Ereignis seines Lebens. Und sie sei ganz, von oben bis unten, in braunen Samt gekleidet gewesen, und der Teufel solle die Staatsjuden holen, die einem ein solches Mädchen wegnehmen.

Paul fand die kleine Berthe bewundernswert.

— Warum bewundernswert?

Weil sie es fertiggebracht habe, einige ihrer Freunde zu beglücken, ohne sie hinterdrein enttäuschen zu müssen. Sie nahm keinen Geliebten.

— Ich glaube vielmehr, dass sie krank war und dabei zu anständig, um . . .

Paul hielt ihn auf.

— Es ist möglich. Aber das hat doch wohl nichts mit deiner Abreise zu tun?

— Das nicht.

Nieland lehnte sich vor und sog an seiner Zigarette. Der Wagen fuhr langsam den Boulevard hinunter. Auf beiden Seiten wurden die Strassenlaternen angezündet. Einmal, als das Licht der Schaufenster das Innere des Wagens überströmte, sah Paul eine krampfhafte Falte um den Mund seines Freundes. Das spöttische Lächeln, das einem immer so liebenswürdig folgte, war gefroren. Und das schmale, gelbe Gesicht sank wieder ins Dunkel zurück.

— Sag mal, Merkel, hast du Vorurteile?

Paul lachte mühsam:

— Hast du gestohlen?

Seltsam, ein Lächeln konnte wie eine kalte Leiche sein . . .

— Ja.

Paul begriff nicht.

— Du hast gestohlen?

— Gott, man kann es so nennen.

Nieland raffte sich auf. Er liess das Fenster herunter, warf die Zigarette hinaus und schloss es wieder.

— Hör zu, Merkel, ich verbrauche seit einem halben Jahr das Zehnfache von dem, was mein Vater mir zukommen lässt. Ich habe viele und grosse Ausgaben gehabt . . . Eine Dame hat dieses Geld aus dem Schreibtisch ihres Mannes genommen und mir gegeben. Eines Abends, sehr spät, trat ich aus ihrer Haustür. Im selben Augenblick hielt eine Droschke. Ich drehte mich um, es stand ein Herr vor der Tür und sah mir nach. Ich verschwand um die nächste Ecke. Der Herr aber stürzte die Treppe hinauf, und plötzlich hörte ihn seine Frau an ihre Tür klopfen. Natürlich brauchte sie einige Zeit, um aufzuwachen. Er betrachtete sie aufmerksam, machte einen Rundgang durchs Zimmer und entschuldigte sich, dass er sie gestört habe. Nach einer Weile kam er zurück und fragte, ob sie in seinem Arbeitszimmer gewesen sei. Nein. Und ob sie kein Geräusch im Hausgang gehört habe? Wann? Vor einer Viertelstunde vielleicht . . . Nein, sie hatte sich kurz nach 10 Uhr schlafen gelegt . . . Die Schreibtischschublade des Herrn Gemahls stand offen. Im Schloss stak ein Schlüssel. Was willst du, eine Vergesslichkeit. Aber es fehlten einige hundert Franken. Dies wurde am Morgen der Polizei mitgeteilt. Du rätst mir doch auch, sofort abzureisen, nicht wahr?
Paul packte Nielands Arm und schüttelte ihn.

— Du, ist das alles wirklich so passiert, oder erfindest du?
Nieland schrie auf.
— Ja, ja, frag doch nicht! . . . Ich liebe sie! . . . Es ist die Frau von Lamonde.
Paul sank zurück. Waren denn alle Menschen, mit denen er verkehrte, wahnsinnig? Diese blonde Frau, die ihr Mann als etwas Höheres verehrte, die ihm so rein und zart schien, dass er sie floh, nur um sie nicht sagen zu hören: „Du störst mich, du bist so laut, du tust mir weh“ . . . Einmal war sie krank gewesen — Gott, das war ja erst zwei Wochen her. Der arme Lamonde hatte nicht mehr auftreten können, er hatte wie ein Schatten an seinem Schreibtisch gesessen und, die Augen an der Decke, die Hände krampfhaft um das Knie gefaltet, auf jedes Geräusch in ihrem Zimmer gehorcht . . .
— Was fehlte ihr denn, als sie vor vier Wochen krank lag?
Nieland dachte nach. Dann schnell:
— Es schien so, als ob sie schwanger wäre.
— Ach! . . .
Paul rückte unwillkürlich von Nieland ab.
Wollte der ihn mit sich in eine Katastrophe hineinreissen, die Paul noch nicht verstand, aber — er fühlte sie in allen Nerven, es kam heran, ganz sicher, etwas Grässliches, Unvermeidliches.

Da fuhr es ihm durch den Kopf: er wird sich erschiessen.
Er fragte:
— Sie hat dir heute morgen geschrieben?
— Ja, zehn Zeilen. Ich solle sofort abreisen.
— Hat Lamonde dich erkannt?
— Du fragst so viel . . . Ich weiss nicht. Sie glaubt: nein. Aber ich weiss, dass er mich erkannt hat.
Seine Stimme klang rauh, er hatte sich tief in die Ecke zurückgelehnt.
— Das ist alles, alles gleichgiltig . . . Ich habe Lamonde gern gehabt, ich hatte mir eingeredet, dass sie gar nicht seine Frau sei, und dass ich schliesslich der einzige sei, der sie vielleicht glücklich machen könnte, und so weiter. Sie half mir ja auch dabei . . . Sie ist sehr schön. Ja, nun bin ich tot für sie. Das versteht sich.
Er lachte leise, zweideutig. Hasste er sie, oder war er dem Weinen nahe? . . . Er knöpfte seinen Rock zu und setzte den Hut auf.
— Ich wollte dich bitten, sagte er laut, auf mein Zimmer zu gehn und die Wirtin zu bezahlen. Ich habe schon alles gepackt. Nimm einen Wagen und bringe die Sachen nach dem Ostbahnhof. Ich werde heute Nacht mit euch zusammen sein und morgen früh nach Deutschland fahren. Nicht wahr, du tust mir den Gefallen? Wenn du Lamonde siehst, so sage ihm

— was du willst. Es ist nichts gutzumachen.
Paul zwang sich zu lächeln.
— Du wirst dich doch nicht erschiessen?
Nieland schien erstaunt.
— Erschiessen? Nein, mein Lieber. Das wäre Unsinn. Ich werde mich irgendwo erholen und dann an meine Karriere denken.
Er hatte seine Glacéhandschuhe angezogen und den kleinen Stock mit dem Goldknauf an den Arm gehängt. Darauf liess er den Kutscher halten und stieg aus.
— Adieu, Merkel, nur keine Angst, es wird noch alles gut gehn. Nachher im Casino. Adieu!
Er schlug die Tür zu.
— Kutscher, fahren Sie weiter.
Nieland stand steif mit grossen, schwarzen Augen und grüsste lächelnd mit der Hand.



VIII.

Der Wagen rollte weiter. Paul erinnerte sich plötzlich, dass er ein Zittern in der Seele seines Freundes gefühlt hatte. Ein kurzes, heftiges Erzittern, wie eine unheimliche Verwirrung alles Fühlens und Denkens, als Nieland auf seine Frage geantwortet hatte: „Erschiessen?“ Er hatte dieses Wort sonderbar ausgesprochen. Eine versteckte Angst war darin gewesen, die gewaltsame Unterdrückung von etwas Grässlichem, das unvermittelt in des andern Seele emporgetaumelt war und ihm alle Kraft hatte nehmen wollen . . . Pauls Herz klopfte mit grossen, dumpfen Schlägen. Er atmete ein über das andere Mal tief auf, er suchte sich Rechenschaft über diese Unruhe abzulegen, er war einem rettenden Gedanken dicht auf den Fersen und konnte ihn nicht erfassen. Was war es denn nur? Er fühlte sich wie in einer Volksmenge. Sie stiess ihn vorwärts, rechts und links

waren immer Ellbogen, die ihn schoben, er sträubte sich, aber es waren ihrer zu viele. Und man kam immer näher . . . Sie schleppten ihn an einen Abgrund, in den sie ihn hinabzogen. Das alles geschah in der Luft um ihn herum, er konnte sich ihm nicht entziehen.

Er riss sich zusammen. Was ging ihn denn Nieland an? Er hatte ihn geliebt, weil er ihn für einen phantastischen Gentleman hielt — ja, weil er „gezeichnet“ war. Und jetzt, da es ernst wurde . . .

Malva! Er wollte zu ihr. Sich in ihre Arme stürzen, in den Zuckungen, in dem Aufleuchten und Versinken alles vergessen, in erschütternden Tumulten sich vernichten. Nein, sie sollte plaudern, im Zimmer herumgehn, lachen!

— Ich bin verloren, sagte er sich. Ich bin verloren. Ich habe keine Widerstandskraft mehr. Alles, was dem Untergang entgegengeht, reisst mich mit. Fremde Schicksale ergreifen mich, als wären es meine eignen . . .

IX.

Der Wagen stand still. Paul ging langsam die Treppe hinauf. Als er in Nielands Zimmer trat, erhob sich Lamonde vom Sofa.

— Bleiben Sie sitzen, Herr Lamonde, sagte Paul müde. Ich bins.

Lamonde setzte sich. Sie schwiegen. Endlich fragte der Schauspieler:

— Herr Nieland hat Sie geschickt, nicht wahr?

Paul antwortete nicht.

— Da stehn seine Koffer. Sie sollen sie zur Bahn bringen? Er reist also ab. Das wäre nicht nötig gewesen.

Paul horchte auf:

— Verzeihung. Sie meinen, es wäre nicht nötig gewesen?

— Nein, wozu denn?

Paul ging auf die Tür zu.

— Ich will um eine Lampe bitten, stotterte er.

— Halten Sie das für unbedingt nötig?

— Wie Sie denken.
Ich bin ein Tölpel, dachte er. Aber ich kann die Stimme dieses Mannes im Dunkel nicht ertragen.
Er sank in einen Lehnstuhl und schloss die Augen. Diese verbissene Verzweiflung ringsum! Diese stummen, tobsüchtigen Erregungen in der Luft! . . . Er fuhr empor.
— Wie sprechen Sie denn heute, Lamonde, sagte er gequält.
— Wie ich spreche? Ich denke, sehr ruhig? Hat Herr Nieland anders gesprochen?
Darauf erwartete Lamonde offenbar keine Antwort. Die Frage war eine kranke Bosheit, und das sollte verleugnet werden. Die ersten Worte wurden anders ausgesprochen, als die letzten, die so leicht hingesagt waren; so, als sollten sie nicht gelten. Da sass Paul dem Schauspieler mit kalter Neugierde gegenüber.
— Sie wollten Herrn Nieland sprechen?
— Ja. Sehen Sie, heute abend wurde es mir in meiner Wohnung unheimlich. Ich habe meine Frau für einige Wochen zu ihren Eltern geschickt; sie war eben in der Droschke weggefahren, und ich ging in der Wohnung umher. . Ich musste zu jemand hinlaufen und mit ihm sprechen. Wohin sollte ich, wenn nicht zu Herrn Nieland? Nicht wahr, er hat Ihnen doch erzählt, dass wir einander gestern in der Nacht

begegnet sind? . . . Er konnte nicht zu uns kommen, er ging also zu Ihnen. Das dachte ich mir, als ich hier die Treppe hinaufstieg. . Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die tadellosesten Gentlemen bei solchen Gelegenheiten ein ganz klein wenig zusammenknicken . . . Eigentlich wollte ich ihm nur den Rat geben, keine Dummheiten zu machen.

Nun fühlte Paul auch bei dem ein Zittern durch den ganzen Organismus, die heuchlerische Abwehr des Schreckens, die Todesangst. Das wars. Die Todesangst . . . Und Paul sah diese Blicke der Todesangst in den Augen vieler, vieler; blasse, weggleitende Blicke; er sah sie in seinen eigenen Augen. Alle Menschen wurden gleich vor ihm, fremd und in ihr Schicksal eingeschlossen.

— Nur keine Schiessereien, sagte der andere.

Paul hörte kaum. Er verstand das De Profundis der Gassen. Die Trauer, die ihn manchmal befiel, wenn er hundert Menschen ins Gesicht geblickt hatte, das Ansteckende, Verzehrende solcher Spaziergänge . . .

Es schlich sich in seine Gedanken, dass dieses das Allerverächtlichste am Menschen sei, das, was so sehr ermüde . . .

— Herrn Nieland wurde von meiner Frau geschrieben, dass ich den Diebstahl angezeigt habe. Das ist nicht wahr, ich habe keinen Augenblick

daran gedacht. Aber sie hatte sich etwas ausgedacht und wollte es durchführen. Herr Nieland sollte sofort verschwinden, sie selbst drängte dann darauf, dass der Diebstahl verfolgt werde. Es bliebe eben ein geheimnisvoller Diebstahl. Sie hatte die Nacht über Zeit nachzudenken . . Ich sehe jetzt, dass ihr Plan das beste war, was in einer derartigen Lage getan werden konnte. Sie hatte bei der blossen Nähe der Gefahr jeden Gefallen an Herrn Nieland verloren. Unbequeme Aufregungen waren ihr immer verhasst . . Herr Merkel, Männer haben zu wenig Solidaritätsgefühl, sie sind primitive Hähne geblieben. Ich habe mit dem Herkommen gebrochen. Herr Nieland soll wissen, was geschehn ist, und die Angelegenheit wird auf eine reinliche Weise erledigt sein. Sie werden es begreiflich finden, dass ich diese Nacht unruhig war. Es stand für mich fest, dass der Begriff Ehebruch im besten Fall ein juristischer Altruismus, im übrigen aber nichts anders als die Denunziation eines Grössenwahnsinnigen, eine Lächerlichkeit sei. Ob eine Frau nun eine Begierde unterdrückt, oder ob sie ihr nachgibt, das ist doch wahrhaftig ein und dasselbe. Im Augenblick, da Ihre Frau einen andern als Sie begehrt, gehört sie nicht mehr Ihnen. Aber — dass sie sich schlafend gestellt hatte, und als sie mir kaltblütig entgegentrat und verwundert

sagte, es sei niemand dagewesen, sie habe nichts gehört! . . . Ich blieb ruhig, bis ich mich in mein Zimmer eingeschlossen hatte. Glauben Sie mir, so etwas wie die Nacht, die ich da verbracht habe, — wiederholt sich nicht im Leben eines Menschen.

Ueber Paul kam ein Wohlgefühl, das beinah Behaglichkeit war.

— Herr Lamonde, dass ich diese legendäre Nacht erfahren habe, verdanke ich einer Modistin. Seither bin ich in Angelegenheiten der Liebe die Scham nicht losgeworden. Nach einigen Tagen hatte ich dem Mädchen nichts mehr vorzuwerfen, als meine heimliche Selbstdemütigung in jener Nacht . .

Paul lächelte im Dunkel. Er sah alles so deutlich vor sich, wie er die Treppe hinaufstieg, sehr glücklich. Es war noch nicht lange her, seit er nachts bei ihr schlief und sozusagen bei ihr wohnte . . Sie hatte Licht. Er freute sich. Sie sah entzückend aus im roten Schein der verhängten Lampe. Das Pariser Jungensgesicht tief im tiefschwarzen Haar auf dem weissen Kissen. Er klopfte. Er rief; leise, damit ja nicht die Nachbarn aufmerksam würden. Dann hörte er flüstern, und eine entschiedene Männerstimme fragte, ob Paul wünsche, dass man ihn die Treppe hinunter werfe. Er blieb eine Stunde vor der Haustür stehn, bis ihm vor Kälte die

Zähne klapperten. Zu Hause hatte er eine wahnsinnige Angst, dass es Tag werden könne, er zog die Gardinen zu und rückte den spanischen Schirm an die Rückwand des Zimmers . . Er legte sich dahinter auf den Fussboden und dachte nach . . .

— Und wissen Sie, welchen Eindruck ich von dieser Nacht bewahrt habe? Ein Bildchen mit dem Titel: Frontispiz für das Tagebuch aller bessern Jünglinge. Ein spanischer Schirm in einem unordentlichen Zimmer, hinter dem Schirm liegt ein Jüngling in etwas gequälter Lage am Boden. Vom Fenster fällt das erste Licht herein, und in diesem Morgengrauen sind zwei Knochenhände, die sich oben an den Schirm klammern, und ein Totenschädel, der sich hochreckt und auf den Jungen hinuntergrinst.

— Herr Lamonde, sagte Paul heftig, wir müssen uns entmenschlichen. Wir müssen fanatische Impressionisten werden, die von der Hand in den Mund leben, wir müssen gründlich verzichten, aber unbedingt und bis auf den Grund der Seele verzichten. Man findet nirgends eine Sicherheit, als im schrankenlosen, seelischen Anarchismus, der von kurzen, bewussten und unverbindlichen Staatsstreichen unterbrochen wird. Kein Mensch kann uns betrügen, nichts enttäuscht uns. Da wir nichts verlangt haben,

kann uns das, was uns geschenkt wurde, jederzeit wieder genommen werden, ohne dass wir leiden müssen: wir haben alles Diktatorische abgelegt und wandeln als Barfüssler in seelischen Bezirken. Wir erfreuen uns einzig der Erinnerung: alles Schöne lebt unvergänglich in uns weiter, weil es unabhängig vom Gegenstand ist, durch den es uns vermittelt wurde . . Ich habe — gestatten Sie, bitte, dass ich Ihnen das anvertraue — seit meiner frühesten Jugend an einem infernalen Drang nach Beherrschung gelitten. Mein Ideal war, der Sklavenhalter möglichst vieler Schicksale zu sein. Aber ich habe auf die „Thrônes et Dominations“ Verzicht geleistet und hoffe, mich bald endgültig in mich zurückzuziehn. Es ist unwürdig, sich ein Leben unterwerfen zu wollen! Und es tun, ist das Verbrechen. Dieser Unterdrückungsgedanke geht bis zum Gottesbegriff. Der Mensch kann sich erst wahrhaft frei nennen, wenn er dieser Schlinge, die die Natur ihm legt, entronnen ist. Nämlich, dem Drang nach Vergewaltigung, oder, was dasselbe ist: nach Beherrschtwerden.

Paul stockte. Lamonde hatte sich auf der Chaiselongue herumgeworfen. Natürlich, es wäre höflicher gewesen, Lamonde zu Ende sprechen zu lassen, aufzustehn und sich mit einigen korrekten Worten zurückzuziehn. Oedipe Roi . . Er schien sehr zeitgenössisch heute abend. War

er denn nicht schon wieder „Mann“ in diesem Salonstück, das er aufführte? Mit den beherrschten Bewegungen . . Es fiel doch schwer, sich über seine hunderttausend männlichen Ahnen zu erheben.

— Lamonde, ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie schwer es ist, sich in gewissen Situationen mit Anstand zu beherrschen? Das beste wäre, man liefe davon. Denn entweder man beherrscht sich nur unvollkommen, dann ist die unwillkürlichste Bewegung mit Stimmung geladen. Auf Frauen wirkt das am meisten. Es reisst sie zu den tollsten Verlogenheiten hin, es wirft sie um. Vor Männern fühlt man sich geniert . . Oder aber, man beherrscht sich so vollkommen, dass nicht die geringste Rührung herausspringt, dass man ganz dicht bleibt. Frauen gegenüber ist das undankbar. Sie sind einem bestenfalls im ersten Augenblick sklavisch ergeben, und später, wenn sie aus dem ersten Tête-à-tête erlöst sind, werden sie einen für gefühllos halten . . Lamonde, ich fürchte, Ihre Frau hält Sie für gefühllos.

Lamonde sprang auf.

— Herr Merkel, ich spreche hier für Herrn Nieland.

Das war die Stimme von Oedipe Roi.

— Setzen Sie sich, bitte, Herr Lamonde . . . . Ich verstehe vollkommen. Was Sie hier sagen,

hätten Sie ebenso gern einem Dienstmann erzählt, wenn Sie sicher gewesen wären, dass er über einige notwendige Kenntnisse verfügte.
Paul begann ihn zu hassen. Er fühlte etwas Lauerndes in der Haltung Lamondes. Der Schauspieler hatte ihn mit einigen Sätzen geködert, die aus seiner eigenen Tasche stammten. Was wollte der Mime? Paul ahnte einen Angriff, der noch nicht begonnen hatte. Gegen wen ging dieser Angriff? Gegen Nieland oder ihn, der von der Geschichte wusste. Er brauste auf:
— Zum Teufel, so sagen Sie mir doch endlich, was Sie von mir wollen!

Lamonde, erstaunt:

— Von Ihnen?

— Oder von Nieland, das ist jetzt dasselbe. Ich soll ihm mitteilen . . . Was soll ich ihm mitteilen? Dass Sie nicht daran gedacht haben, ihn anzuzeigen, das ist das erste. Was dann? Dass Sie gelitten haben . . .
Paul unterbrach sich wieder. Und wenn Lamonde noch so sehr Komödie spielte, — sicher hatte er gelitten, sicher. Es gibt keine Aesthetik im Leiden. Man leidet. Ein Hund leidet . . Paul wollte seinen Hut nehmen und hinausgehn. Nur nicht sich länger hin- und herzerren lassen. Bei alledem war er beteiligt . . Er hatte Erinnerungen. Sie überfielen ihn beim gering-

fügigsten Anlass, und dann war er übertölpelt, blind und verbohrte sich . .

— Sie irren, sagte der Schauspieler langsam. Ich möchte Herrn Nieland davor bewahrt wissen, dass er Dummheiten begeht . . .

Paul dachte: Lamonde entschuldigt sich.

. . Deshalb wird es ihm gut tun, wenn er erfährt, dass meine Frau mir unter anderem gebeichtet hat, dass sie sich in einer kleinen Parterrewohnung beim „Grossen Stern“ trafen, die 1200 Franken kostete, und die Herr Nieland bezahlen musste. Dazu war natürlich Geld nötig. In solchen Fällen nimmt man, wo man findet . . Ich habe ihr am Morgen gesagt: Herr Nieland war heute nacht hier. Du hattest für ihn einen Nachschlüssel zum Schreibtisch anfertigen lassen. Du hast ihm von meinem Geld gegeben . . Sie leugnete. Das hat mich rasend gemacht, ich bin brutal geworden; sie ist zusammengebrochen und hat alles gestanden. Alles, verstehen Sie, bis in die letzten schamlosen Einzelheiten. Sie hat geschrien, dass Nieland sie vergewaltigt habe, dass sie aus Angst seine Geliebte geworden sei, dass sie zugrunde gegangen wäre, wenn sie noch länger die Lüge vor mir hätte aufrecht erhalten müssen . . Ich erfuhr, dass sie mich masslos liebe, dass sie mich nie so begehrt habe, wie gerade in dieser Zeit . . Ich hätte sie nehmen sollen, ich hätte sie schlagen dürfen,

und sie wäre glücklich gewesen. Aber nur nicht sie vernachlässigen. Sie sei kein Weib, das geschont sein wolle. Sie hat gewinselt, ich möchte sie nicht fortschicken, sie könne nicht leben ohne mich . .

Ich habe sie zu ihren Eltern geschickt, damit ihre Sehnsucht nach mir noch grösser werde und sich für immer festige. Ich bin also, sozusagen, glücklicher denn je, und Herr Nieland — kann sich trösten.



X.

Lamonde und Paul sind eilig die Treppe hinabgestiegen.
Vor der Haustüre bleiben sie unschlüssig stehn. Der Schauspieler blickt nach rechts und blickt nach links. Er lächelt einem bunten Mädchen zu, das, von Seide knisternd, in einem Aufruhr massiger Parfüms steil an ihm vorüberstreicht. Der Schauspieler badet in ihrem Kielwasser. Seine starke Mimennase, die blauen Augen, die dicken saftigen Lippen beben. Einen Augenblick lang schnüffelt alles an ihm. Wie eine Schnecke, die ihren Kopf zurückzieht, kehrt er in seine Ruhe zurück. Er dreht eine Zigarette.
. . . Paul erinnert sich. Jemand sagt:
— „Lamonde möchte seine Frau am liebsten wie eine Kokotte anziehn.“
Nieland sitzt bei Calon auf einem Taburett und sieht dem Schauspieler lächelnd in die Augen. Lamonde zuckt mit der Achsel:

— Es wäre eine Synthese — sagt er, verstummt und hebt plötzlich an, das hohe Lied von der unnahbaren Schönheit seiner Frau zu singen. Nieland sitzt aufrecht auf dem Taburett, lässt seinen Stock zwischen den Fingerspitzen rotieren und hört höflich zu. Das war vor vier Monaten.

Paul ruft einen Wagen an. Adieu, Herr Lamonde, sagt er. Lamonde nimmt die Zigarette aus dem Mund. Er klopft die Asche ab, während er Paul ins Gesicht sieht.

— Adieu, Herr Merkel, grüssen Sie, bitte, Herrn Nieland von mir.

Er geht stattlich von dannen.

Paul sieht ihm nach.

. . . Ja, Sie sind ruhig, Herr Lamonde, sehr ernst, ich bemerkte es. Sie haben es mit viel Kunst fertig gebracht, sich nicht das Geringste zu vergeben. Es soll alles ausgeglichen werden. Nieland wird nicht anders tun. Der Hahnenkampf geht im Geheimen weiter. Aber der Schnabelhieb von heute Abend sitzt. Nieland ist total geschlagen. Er wird zerfetzt und traurig in den väterlichen Hühnerhof zurückkehren.

Der Kutscher kommt mit einem Dienstmann zurück. Sie laden die Koffer in den Wagen. Der Dienstmann wird Paul den Gepäckschein nach

Hause bringen. Rue de l'Université, Hotel de Nice.
Paul schwingt sich auf den Omnibus Clichy-Odéon. Er wird langsam durch die dicke laue Luft gezogen. Unter ihm ist das viele Licht, sind die fliessenden Farben, die Aufregungen, die Laune der grossen Boulevards. In den Gassen wird der Abend noch schwüler, die Paare gehen langsam, mit schweren Schritten. Aus den Fenstern lehnen Frauen, den Blick unverwandt auf das rote Licht des Boulevards gerichtet. Das tiefe Weiss ihrer Gesichter in der grauen Luft hat etwas Anziehendes, wie Marmorbrunnen in einem abendlichen Garten. Wenn sie ihr Gesicht bewegen, fühlt Paul ein Brausen im Dunkel hinter ihnen. An hundert solchen Lichtern schwankt er langsam vorbei. Sie sind überall, gross und winkend an den Fenstern, sie wandeln stumm wie matte Ampeln in der Tiefe der Zimmer.
Die Fahrt über die Seine ist königlich. Auf den Kais sind die Schaufenster entzündet. Die stille Prozession der Gaslaternen zieht die Ufer herauf und hinunter. Drunten, wo die Dampfboote gleiten, stürmen die Widerscheine der Strassenlaternen und Signallichter zusammen, schaukeln die Wellen ein tiefes Rot, ein Grün, ein Gelb, stocken; erzittert eine einzige breite Welle und füllt sich, in einem tiefen Atemzug, mit dem

dunkeln Blau der Luft, das die Sterne versilbern. Rings im Umkreis, wie ein himmlisches Amphitheater, hängt ein roter Schein in der Luft. Dort sitzen die vermummten Götter und sehn der Erde zu, die dämmert.

XI.

Paul steigt aus und geht den Boulevard St. Michel hinauf, wo in der lauen Herbstnacht die Mädchen mit den Studenten auf der Strasse tanzen und die Krebsverkäufer mit niederträchtigen Gesichtern zwischen den Tischchen umhergehn, indes die wilden Frauenhüte sich neigen. Paul biegt in die Rue de l'Université ein. Vor ihm schlendern zwei Burschen und ein Mädchen. Sie schreien, sie stossen einander. Paul will sie überholen, aber er wird zu Boden gerissen. Neben ihm schlägt es dumpf auf die Kante des Trottoirs und rollt in die Mitte der Strasse. Er springt auf und sieht, wie die beiden Burschen sich hin- und herzerren und einander lautlos, mit einem Röcheln zwischen den Zähnen, knappe, harte Stösse ins Gesicht versetzen. Dem einen fliesst in vielen dünnen Strähnen das Blut übers Gesicht. Er windet sich unter seinem Gegner, presst ihm krampfhaft die Daumen in

die Augen. Unterdessen umhüpft die Frau sie wie eine verstörte Gans, mit schlagenden Flügeln, schnarrend, und versucht bald den einen, bald den andern durch Faustschläge auf den Kopf und mit verzweifelten Fusstritten zur Besinnung zu bringen. Plötzlich jagt sie in der Richtung nach dem Boulevard davon. Die Kämpfer halten sich mit langen, zuckenden Griffen umschlungen. Paul hört die Rippen krachen. Sie beissen. Das Gesicht des einen ist ganz mit dem Blut des Gegners beschmiert . . Da kommt ein dunkler Schwarm mit roten, zottigen Köpfen hinter zwei Polizisten, die wie galoppierende Wettläufer die Ellenbogen in die Seite gepresst haben, auf den Kampfplatz zu. Paul wird an die Wand gedrückt. Man schreit. Man lacht. Man pfeift. Die beiden Kämpfer werden vom Boden gerissen und weggeschwemmt. Ein kleiner verwildeter Bursche bleibt zurück und wischt sich an einem Haustor die blutigen Hände ab. Paul geht schnell davon. Der kleine Kerl hinter ihm pfeift die Internationale.

Er ist bei Malva.

Er sagt ihr, dass er sie liebe, dass er glücklich sei.

Sie lächelt aus tiefstem Herzen und umschlingt ihn langsam, immer tiefer. Sie saugt sich lächelnd in ihn hinein. Dann legt sich ihr Mund

auf den seinen. Er packt sie und trägt sie aufs Bett.

— Du sollst mich lieb haben, knirscht er.

— Ich hab dich ja lieb! Ich hab dich lieb!

XII.

Die hohen Türen des Casino de Paris hatten sich wie von selbst aufgetan, die betressten Diener hatten gegrüsst. Durch den dunkelroten Raum schwärmte das Licht der grossen Bogenlampen, und vorn, auf beiden Seiten der Vorbühne, glänzte durchsichtig das Wasser der runden Gläser, worin sanfte Goldfische schwammen. Dort standen auch die hohen Palmen und die Zypressenstöcke, tiefgrün mit grossen weissen Flecken, in der Versilberung des Lichts. Dicht über den Lampen hing eine mattleuchtende Wolke von Zigarettenqualm, zu der immerfort ein dünner bläulicher Rauch emporstieg.
Die Musik raste gegen den Lärm von Stimmen, die übereilig und sich stossend durcheinander liefen, von Gläsern, die rasselten, von klappernden Stühlen. Schwarze, schwerbeladene Kellner, auf deren Gesichtern der Schweiss wie rote Schminke klebte, führten zwischen den Stuhl-

reihen und in den Gängen ihre aristokratischen Tänze auf.
Das Parterre fieberte. Blicke schwammen und stockten, sie verbissen sich für einen Augenblick ineinander, und dann schienen sie die ganze Umgebung zu bannen. Paul sah nur das Gewaltsame, das alles andere unterdrückte. Es war seltsam zu beobachten, wie sie endlich voneinander liessen, lächelnd, verächtlich, absichtlich zögernd, oder mit einem jähen Riss. Und wie sie hier und da wiederkehrten und suchten, und die Schönheit derer, die vorüberglitten . . Die Gebärden kamen heftig und schnell unter den Gruppen, die einander drängten; die Reihen entlang, im grauen Hintergrund unter dem Balkon, wie Quecksilberkugeln in einem Glas, sprang ein aufgeregtes Lachen umher.
In der rötlichen Dämmerung der Loge war Pauls schmales braunes Gesicht mit der weissen Stirn, über die wie ein schwerer Flügel das dunkle Haar fiel, unbewegt der Bühne zugewandt.
Er hat die grossen, kahlen Augen seiner Mutter, dachte Alfred Brauer, der ihn betrachtete, und er empfand etwas wie eine ferne Liebe zu ihm. Er stand neben Paul und fragte:
— Habe ich euch gestört?
Nieland sah mit seinem spöttischen Lächeln zu ihm auf.
— Nein, wir waren gerade zu Ende.

Brauer setzte sich hinter Paul, Nieland gegenüber.
Die kurze, aufgeschwollene Italienerin, die mit unförmig eingeschnürten Bewegungen und im südlichen Feuer der Musik ein neckisches Lied gegurgelt hatte, zog sich grimassierend zurück, die Lampen erloschen.
Am Ende eines Lichtstrahls, der zitternd im dunkeln Raum hing, stand eine Tänzerin in einem weissen Netzkleid, unter dem das Rosa ihres Körpers glühte. Sie sprang in einer heftigen Wendung einen Schritt vor, und indes ihre langen, weissen Tüllröcke einen weiten Bogen beschrieben, flammte sie ganz in einem Gewitter von grellen Farben, die, eine hinter der andern, über sie hinwegrasten. Sie streckte den Kopf vor und tanzte, hingegeben in der Wildheit heisser Farben, die sie schüttelten, unablässig bestürmt von den Schreien der Musik, und mit ihren finstern Augen, die seitwärts ins Dunkel starrten. Der lange zitternde Lichtstrahl schnellte in den Hintergrund des Theaters zurück, aus den Seitenkulissen floss helles Licht und nahm die Tänzerin in die Mitte.
Nun tanzte sie mit aufgelöstem Haar und sang dazu.
— Merkwürdig, flüsterte Nieland, sie tanzt letzte Zärtlichkeiten, nicht? Sie gibt unerhörte Heimlichkeiten preis, die in lange Umarmungen ge-

hüllt werden, und glänzt dabei vom Scheitel bis zur Sohle. Schön, schön!
Sie wand ihren Körper, warf ihn, nahm ihn zurück. Versank in einem Erbeben aller Glieder, fuhr steil daraus empor, sie hatte die grossen, schlanken Bewegungen eines selbstbewussten Ringers, der ein wenig lässig tut, und die sanften Beherrschungen einer Frau.
— Jetzt, meinte Paul, sollte sie sich das Kleid vom Leibe reissen und in einem epileptischen Anfall zu zucken beginnen. Dann wäre sie vollendet.
— Ja, darauf läuft alles hinaus, antwortete Nieland zögernd. Und die Augen gross auf die Tänzerin gerichtet, wiederholte er: Darauf läuft alles hinaus.
Aber Alfred hätte sie persönlich kennen mögen. Wer sie wohl aushielte, diese Frau . . Paul beruhigte ihn.
— Hinter den Kulissen ist sie ein Mädchen wie jedes andere. Ihre Liebe wäre eine erschöpfende, vernichtende Langeweile. So etwas will mit der Reitpeitsche regiert werden, oder doch mit geballten Fäusten, Ihre Liebhaber müssen nach dem Stall riechen.
— Ja, lachte Alfred, wahrscheinlich. Ach, Paul! Und er drückte Paul in einem paradoxen Anfall von Leichtsinn und Zärtlichkeit die Hand.
Paul kehrte ihm den Rücken zu und sah ange-

strengt auf die Bühne . . Brauer war gut aufgelegt heute abend und natürlich taktlos genug, ihn mit längst verjährten Sentimentalitäten zu behelligen. Es war ausgeschlossen, dass sie wieder Freunde würden. Paul konnte keine Freunde mehr haben, das war vorbei. Warum ihn immer wieder daran erinnern wollen, dass er sich früher vor ihm lächerlich gemacht hatte! Paul brauchte ihn nicht mehr! Er brauchte ihn nicht! Und der andre verzieh ihm das nicht; oh, Brauer hatte seinen Freund Merkel redlich gehasst . . „Paul, entweder du unterdrückst mich, oder du behandelst mich wie einen entfernten Bekannten . . Beides passt mir nicht." Er konnte böse aussehn, der Kleine, wenn er es mit seinen Gefühlen bekam. Anfangs hatte Paul ihn dann immer zurückerobert. Sie hatten „sich ausgesprochen", und es hatte sich schliesslich gezeigt, dass sie doch ein Herz und eine Seele seien. Händedruck! . . Verschämtes Andeuten von Umarmungen . . Paul biss die Zähne zusammen. Ekelhaft war das! Wie er den Kleinen dann zurechtknetete, ihn neben sich setzte und ihn glauben machte, dass er ihn nicht entbehren könnte . . „Du bist ein Dichter, und ich bin es nicht. Aber wir fühlen ähnlich, wir haben dieselbe Tradition, du bist mir das, du bist mir jenes" . . Und der Grössenwahn Brauers versöhnte sich . . Plötzlich schoss Paul das Blut

in den Kopf. Genau so war Mary Carell mit ihm umgegangen . . . War er schon so weit, dass sich in seinem Leben alles nur noch wiederholte? Hörte er vom Leben nur noch die Kehrreime? . . .
Nieland beugte sich zu ihm. Mit abgewandtem Gesicht, flüsternd:
— Wohin hat er sie geschickt? Zu ihren Eltern? Nach Genf? Bist du sicher?
— Ja, ja, zu ihren Eltern.
Hinter sich hörte er Alfred Brauer tief aufatmen, und ein Gedicht fiel ihm ein, ein Gedicht von Brauer:
Ich möchte schlafen, ewig schlafen, wenn die Menschen fröhlich sind . .
War es das? Er erschrak heftig.
— Ich bin müde, sagte Alfred.
Paul fühlte, wie etwas in ihm ängstlich zuckte. Er wollte sich umdrehn und zu Alfred sprechen. „Nicht, du, nur das nicht! Du bist doch immer der Stärkere von uns beiden gewesen, wenn du es auch nicht weisst, du hast so viel Gesundheit in deinem Empfinden, du bist von Natur fröhlich und gut, du wirst mich überleben, und dein grosses Talent“ . .
Er blieb starr sitzen. Es wäre nutzlos. In jedem arbeitete sein Schicksal.
— Alfred, hast du heute Malva gesehn?
Alfred liebte sie ja. Sie war ihr Gemeinsames.

Der Junge erinnerte manchmal an sie. Dieses tiefe Aufatmen, dieser Druck von Trauer, der sich auf Paul übertragen hatte . . Ja, das war Malva. Und es war das, was ihn schwach werden liess vor ihr.

— Ja, ich habe sie bis zu deiner Tür begleitet.

— Ach!

Paul drehte sich hastig um, sie sahn einander in die Augen. Aber an Alfreds Blick erhärtete langsam der seine. Ihr Hass wurde in wenigen Augenblicken einer dem andern gleich. Alfreds Stimme zitterte:

— Ich habe mit ihr von dir gesprochen. Ich wollte nicht, dass sie zu dir hinaufginge . .

Er warf einen Seitenblick auf Nieland und stürzte mit einem jähen, zornigen Entschluss aus der Loge.

Nieland schien nichts bemerkt zu haben. Auf der Bühne liefen jetzt kleine Japaner mit grinsenden Gesichtern und wirbelten und stürzten in gewagten Sprüngen durcheinander. Ihre kurzen, schrillen Zurufe schossen hin und her, hoben sie auf, warfen sie auf die Schultern eines andern, rissen sie über alle Hindernisse hinweg. Ein letzter Schrei, und sie kamen geruhsam grinsend vor die Rampe und verbeugten sich so ruhig, als ob sie nur ein kleines Lied gesungen hätten. Dann begannen sie von neuem.

— Sieh doch, flüsterte Nieland, den Blick des

Kleinen, der mit den Augen den Sprung abmisst . . Eben grinste er noch, jetzt, während er die paar Schritte zum Anlauf zurücktritt, ist sein ganzes Gesicht eine starre, unheimliche Spannung, er sieht dem Tod in die Augen . . Sieh nur, mit welcher grausigen Selbstbeherrschung, . . und jetzt springt er ihm mit zusammengebissenen Zähnen und flammenden Augen über den Kopf . . Diese beherrschte Vabanque-Gebärde, die wie ein Todesschauer über das ganze Theater hinstreicht. Fühlst du? . . Da, und jetzt dieser wütige Beifall . . Das sind die Schauspiele der Zeit!
Paul wurde von der Aufregung, die sich im ungeheuern Beifall des Theaters austobte, mitgerissen, er musste mit den andern klatschen, er musste wie sie aufstehn, er schrie. Und das kam ihm alles so bekannt vor, es berührte ihn so in seinem Innersten, der ganze Mensch war in Aufruhr . . Er wandte sich zu Nieland . .
— Jetzt die Marseillaise! Die Marseillaise, schrie er. Als der Beifall losbrach, war es nicht anders, als wenn ein Reiterregiment sich hinter seinem Führer in die feindlichen Reihen stürzt. Derselbe Wurf und derselbe Zusammenprall. Die Marseillaise! schrie er. Man sah ihn gestikulieren, und dann verstand man ihn. Die Marseillaise! Die Marseillaise! Es schwoll zu einem unverständlichen Gebrüll an, in dem das

scharfe S des Wortes wie eine geschwungene Waffe zischte. Klirrend und rasselnd wie die Rüstung eines Riesen setzte sich das Lied in Bewegung. Man sang und pfiff, man fiel lachend in die Stühle zurück.
Paul setzte sich, an allen Gliedern zitternd. Er schnitt eine Grimasse.
Soeben war ich 16 Jahre alt und glaubte an Napoleon wie an einen Gott. Das ist doch die schönste aller bestialischen Aufregungen, das farbigste aller schlechten Fieber . . Er beherrschte sich, als er Nielands spöttischem Blick begegnete . .
Uebrigens genügt es, Krieg und Heldentum auf diese doch sehr harmlose Weise zu geniessen. Ich wenigstens fühle mich völlig befriedigt.
Hast du die Frauen gesehn? Schön waren sie! Eine Amazonenschlacht muss etwas Grossartiges sein. Es fiel ihm ein: solange die feindlichen Heere mit klingendem Spiel aufeinander losgehn und das Handgemenge nicht begonnen hat . .
Und schon war er erschöpft, voll Ekel und masslos traurig, wie nach einer billigen Ausschweifung, die er hätte verleugnen wollen.
— Gehn wir, sagte er. Ich halte es hier nicht mehr aus.

XIII.

Auf der Strasse atmete er freier. Man lässt sich halt immer von den schönsten Gebärden imponieren, . . und jedes schöne Schauspiel endet gespenstisch und trauervoll. Man stürzt sich aus einem vierten Stockwerk, weil man während eines Augenblicks geglaubt hat, dass man herrlich flöge . . Die bravsten Menschen machen sich einen Beruf daraus.
Nieland ging versunken neben Paul her. Er hörte nicht darauf, was der andere sprach, und Paul schwieg.
Aber nun nahm Nieland Pauls Arm. Paul fühlte, wie Nieland sich unmerklich an ihn lehnte. Das wollte er nicht!
Es darf sich keiner an ihn lehnen, er verträgt es nicht, es ist die ganze Last einer fremden Seele, die ihn erdrücken will, dieser Mensch wird schreien! Paul fürchtete sich. Zugleich aber war er neugierig. Das Spiel der Ver-

mutungen in seinem Gehirn hatte begonnen. Wie wird Nieland es sagen, dass er leidet? Er ist erschüttert, es wird ihm schwer fallen . Empfand Paul nicht eine gewisse Genugtuung, da er den gepanzerten Gentleman erschüttert sah? Es war doch eine namenlose Verlogenheit, wie ein fertiges, kühles Kunstwerk in den Strassen und zwischen seinen Freunden herumzugehen und dann mit der Vorsicht eines Bedienten sich in das Schlafzimmer einer Frau zu schleichen . .

Nein, nur Anstand.

Aber . ., da sah er ja, wie es endete! Lamonde kannte ihn. Seine Parade war vorzüglich. Er hatte den Vorteil, dass er das Handwerk kannte. Nieland war entwaffnet.

Nielands Stimme kam freundlich zögernd:

— Es gibt Frauen, die sich nur im Ehebett wahrhaft umarmen lassen. Sie bringen es sonst einfach nicht über sich, von Sinnen zu werden, sich hinzugeben. Ihre Ehebrüche sind Pfuschereien, und schliesslich, schliesslich verlieben sie sich aus schlechtem Gewissen in ihren Mann. Die bequemste und koketteste Puppe liesse sich dann mit Emphase von ihrem Mann ein Kind machen. Sie entdecken ihre Muttergefühle.

— Du hasst sie? fragte Paul.

Nieland richtete sich auf. Er schüttelte den Kopf.

— Nein, . . ich glaube nicht, ich spreche ja nicht von ihr, Lamonde hat mich vergiftet . . mit einer so durchsichtigen Roheit . . und es hat trotzdem gewirkt! Wenn ich nur die Zeit fände, ruhig nachzudenken, um mir ein Bild von ihr zu machen, so wie sie war . . Du hast sie ja gekannt. Wie fandest du sie? Sie war schön, nicht wahr? Nein, nein, du weisst nichts . . Ich sah nur immer ihre grauen Augen, die mich schwindlig machten, wenn sie mich mit diesem langen, zersetzenden Blick ansah, den schmalen Körper, der sich in den Hüften biegt . . . die glatten, schmiegsamen Linien vom Hals bis zu den Füssen, die immerfort so leise in Bewegung sind . . Dabei weiss ich ganz bestimmt, dass ich nie, nie das Gefühl hatte, wir seien miteinander verschmolzen, wir besässen einander so sehr, dass wir nur noch ein einziges Wesen seien, die Frau, die ich in den Armen hielt, gehörte mir mit Leib und Seele. Nein, immer stand etwas dagegen, es war eine Härte in ihr, die dumme, böse Härte, die nicht schmelzen konnte, und die feindlich blieb. Ja, feindlich! . . Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn man mich gezwungen hätte, einen hartgefrorenen Boden mit den Fingern aufzukratzen, um etwas herauszuholen, das vielleicht einige Meter tief vergraben läge. Die Finger bluten wenigstens, und man

weiss, wo man graben soll, und dass man doch zum Ende kommt, wenn man nur recht lange geduldig bleibt, man sieht doch einen gewissen Erfolg . . Nicht wahr, Paul. Nicht wahr? Das weiss ich ganz genau, und ich hasse dieses Unglück, aber dann seh ich sie nicht, ich denke nur an meine jammervollen Erfahrungen . . Sobald ich sie leibhaftig vor mir sehe, weiss ich nichts mehr davon. Ich bin von ihrem Bilde geblendet und ganz so, als ob sie zum ersten Male sich mir geben sollte und das die grosse Erfüllung wäre . . Es ist schwer, sich da auszukennen, glaubst du?

Er lachte höhnisch, in kleinen heftigen Stössen, schmerzvoll und ganz leise; wie ein Betrunkener, der einen Monolog hält, fuhr er fort:

— Wenn sie sich nur ein einzigesmal vergessen hätte! Ich wäre ihr so dankbar, und alles wäre gut. Aber so — Es ist nicht möglich, dass es damit zu Ende sein soll. Wir müssen zusammen in einer fremden Stadt sein, wo sie sich an mich gewöhnen kann, ohne gestört zu werden. Verstehst du, das ist es ja, hier wurde sie immer aufgeschreckt. Eine solche Frau wächst nur ganz sacht in einen hinein. Sie lässt sich in ihrem Tiefsten nicht fortreissen . . Ich werde über Genf fahren —

Er sah Paul scheu von der Seite an.

— Nicht wahr, ich soll über Genf fahren?
Und da Paul mit der Achsel zuckte:
— Es ist meine Pflicht, sagte er sanft, nichts unversucht zu lassen. Sonst werde ich wahnsinnig. Glaube mir, Paul, ich werde tobsüchtig, wenn es mir nicht gelingt . .
Er stand in der Mitte der Strasse, die geballten Fäuste plötzlich dicht unter dem verzerrten Gesicht.
Er schüttelte sie und stampfte den Boden.
Dann schritten sie schweigsam durch leere Gassen, zwischen starren Häusern, unter dem dunkelblauen Himmel, der mit winzigen weissen Sternen gespickt war. Manchmal fuhr ein langer Windstoss über die Dächer hin, die ganze Strasse erschauerte, irgendein Fensterladen rührte sich leise. Und die Stille der Nacht, in der gleichmässig und so verloren das Echo ihrer Tritte wanderte, senkte sich lastend auf Paul herab. Aus dem Weiten kam es, aus dem Sternenraum, und vereinsamte ihn . . Es war seine eigene Atmosphäre, die sich dicht um ihn geschlossen hatte, und in der er schritt, in der er fühlte. Er dachte: das sind die Nächte, in denen die Gedanken der Wachenden laut werden . . Laut, laut! Ein Hellhöriger müsste ihren wirren Chor zwischen dem unendlichen, bestirnten Himmel und der bleichen Erde vernehmen. Es sind die Einsamen, die träumen und

denken. Das ist sie, die Sprache der Erde, die da ins Leere, ins Dunkle hinaufsteigt. Kein andres Gehirn auf Erden hat diese Macht! . .
Er war der Mensch, losgelöst von den Zufällen des Einzelwesens, er war nichts anders mehr, als der reine Mensch, die Gattung . . .
Und hatte in der Welt niemand neben sich und über sich keinen Herrn. Es war gerade so, als ob er tot wäre. Jedes Band, das ihn mit andern Wesen, mit so vielen zusammengehalten hatte, war gerissen.

Nirwana . .

Paul lächelte.

— Nein, ich denke, das ist der einzige Tod, den ich fassen kann: dass ich mich losgelöst denke von allem, was ausser mir ist. Ich muss kämpfen, dass ich ein solcher Nachtwandler werde im Leben . . Dann bin ich unverwundbar, und mein Glück hört nicht mehr auf zu singen. Ich muss ein ungläubiger Heiliger werden . .

Sie gingen über den Boulevard Montmartre. Der Weg zwischen den Bäumen war ganz finster, unförmige Schatten bewegten sich schwer, wie etwas Versunkenes darin, wie etwas, das ertrunken ist, und das nun die Seepflanzen festhalten; aber am Ende flammte, wie ein Fanal, das Kaffeehaus zwischen den Bäumen.

XIV.

Calon sass in eine Ecke des Sofas gedrückt und rauchte mit Aufmerksamkeit seine Zigarette. Er warf einen Witz unter die Gesellschaft und lächelte dann verschämt vor sich hin. Wenn er mehr als zehn Worte sprach, war er bemüht, seine Stimme hart zu machen. Aber es gelang ihm nie; unruhig und verwirrt erzählte er zu Ende. Die Art, wie er die von ihm entkleideten und verratenen Geschöpfe mit den heuchlerischen Taillen ansah, war eher ängstlich. Er zuckte zusammen, wenn eine auf ihn zukam, aber sobald sie ihm den Rücken zukehrten, verfolgte er sie mit einem langen, fest anliegenden Blick, der von den Gestalten einen sorgfältigen Abdruck zu nehmen schien.

— Ich male nie, erklärte er gerade einem hohen Weib, dessen Busen dicht über seinem Gesicht hing. Ich projiziere meine Bilder direkt auf die Leinwand. Das Verfahren ist mein Geheimnis.

Tartre, den man unterbrochen hatte, drehte sich unwillig um.

— Kind, geh schlafen, riet er väterlich. Du kannst doch nicht jede Nacht so lange aufbleiben. Der ganze Teint geht zum Teufel, — und er setzte Paul neben sich auf einen Stuhl und fuhr fort. Ein Dutzend Gesichter, die Paul im selben Augenblick hasste, da er sie hier wiederfand, sah gespannt auf den Dichter, dessen aufrührerische Unentwegtheit in Verbindung mit seinem Haarwuchs durch die jahrelangen Bemühungen von Witzblättern und Gerichtshöfen zu einer gewissen Autorität gelangt war.

Nieland isolierte sich, indem er den „Gaulois“ zur Hand nahm. Als Tartre ihm wegen seines reaktionären Spleens den üblichen Verweis erteilte, tat Nieland mehr, als er sonst zu tun pflegte. Er bestellte nicht nur einen Punsch für Tartre, sondern er verlangte noch ausserdem den „Figaro“, den „Temps“, das „Echo de Paris“, kurz, alle konservativen Blätter, die er kannte, und zitternd in einer Aufregung, die niemand verstand, schwor er, nicht eher zu ruhen, bis die gesamte konservative Presse vor ihm läge. Er habe das wüste Geschrei satt, fügte er halblaut hinzu.

Tartre kümmerte sich nicht darum. Er sprach vom Generalstreik. Calon lächelte über seine Zigarette und erledigte seine kleinen Audienzen,

indes Nieland alle fünf Minuten dem Kellner den Namen eines Blattes zurief und allmählich seine Sammlung konservativer Blätter vervollständigte. Zehn Menschen tauschten politische Ansichten und extravagante Psychologien aus, mit denen sie sich im Laufe des Tages versehn hatten, jeder bestrebte sich, seine eigne Formel zu produzieren, an einer fixen Idee zu leiden, stärker, kränker, eigentümlicher zu erscheinen, als er war. Unterdessen ging in Paul folgendes vor:

Alles, was gesprochen wurde, wandte sich mit geschliffenen und blitzenden Messern gegen ihn. Er sass zusammengekrampft und den Blick unverwandt auf diese innerliche Metzelei gerichtet, in der sein Ehrgeiz, seine Liebe, die Sehnsucht und alle Kraft verbluteten. Diese Menschen sind Idioten oder Kranke, dachte er. Aber jede ihrer Aeusserungen gehört irgendwie mir, gehört zu meiner Vergangenheit oder Gegenwart. Es war ein groteskes, ein barbarisches Marionettenspiel seiner unwillkürlichen Regungen und der bedachten Gefühle, eine aufdringliche Satire, die sein Wesen in höhnischen Verzerrungen wiedergab. Welche Unzucht! Welche Qual! Und die Qual war doch das einzige, wodurch er jetzt eben lebte. Er klammerte sich an diese letzte Hoffnung, dass er sich leiden fühlte, sinnlos, ohne Ende. Er starrte auf den

Zug der Fratzen und sog alle Hässlichkeit aus ihnen mit langen zitternden Blicken, die manchmal das Bewusstsein verloren und jäh aufschraken. Sagte jemand etwas Prinzipielles, so merkte Paul sogleich die Schwäche, die verdeckt werden sollte, er erkannte die Hässlichkeit, die verschönt, die Qual, die verleugnet wurde, und hinter allem fühlte er die ängstliche Unsicherheit der Menschen, die immer nur vor dem lauernden Ungetüm in ihrem Innern zurückwichen, der Verzweiflung, die sie zerreissen wollte. — Herrgott, wie konnten sie nur diese Todesangst ertragen?! Und er fragte sich, woher die Menschen den Mut nehmen zu leben, wie überhaupt der Mensch in der Welt möglich sei.
Er wollte gehn — nach Hause, sich angekleidet aufs Bett werfen und schnell einschlafen! Aber er konnte sich nicht fortreissen. Er war zu müde. Und dann der entsetzliche Heimweg, das schale Wiederkäuen der Eindrücke des Tages, wenn man haltlos all dem Widerlichen ausgeliefert ist: Sätzen, die im Ohr eitern, Gesichtern, die dicht vor einem grimassieren, und vor allem seinen eigenen Erbärmlichkeiten, . . der Scham, der Selbstverachtung — Es war unmöglich, dem zu entrinnen. Man lag dann zu Hause im Dunkel mit ausgebranntem Gehirn und so erschöpft, dass man glaubte, nun könnte irgend so ein gutgeführter Dolchstoss einem ganz

gleichgültig sein, man dächte nicht daran, sich zu wehren, während man zugleich keinen Augenblick daran zweifelte, dass sich nur ein menschlicher Schatten neben dem Bett zu erheben brauchte, um einen alsogleich in ein angstvoll sich wehrendes Tier zu verwandeln. Man lag und lag im Dunkel und wälzte sich herum und wartete lauernd, fiebernd vor Ungeduld auf den Augenblick des Erlöschens, auf den Schlaf, auf die Vernichtung — — Ob nicht einmal der Abend käme, da man die grausam zögernde Vernichtung in einer jähen, unwiderruflichen Bewegung der Ungeduld gewaltsam beschleunigte? . .

Aber nun begann Tartre ihn auf eine besondere Weise zu interessieren. Es war etwas in seiner Stimme, das ihn fesselte, und nicht nur in der Stimme . . .

— Ich reise morgen in den Norden, sagte Tartre. Sobald die Arbeiter einiger Kohlengruben, die man vergessen hatte, organisiert sind, schliesst sich der Ring, der Paris, das vermaledeite Verbrecherherz, umklammert und auf einen Wink auseinandersprengt. Wir sind Millionen. Aber wir warten, bis wir unbedingt sicher sind; denn es muss alles mit einem Schlag vollendet sein. Der Generalstreik wird das ganze System der Zentralisation mit einem Griff ausrenken,

und das so gründlich, dass nicht einmal mehr der Versuch einer Restauration möglich ist.
Er erzählte von den abenteuerlichen Reisen durch ganz Frankreich, die er seit zehn Jahren im Dienst der Agitation unternahm, von seinen Kerkerstrafen, von Aufständen, er nannte Zahlen, Ortschaften, Namen, und plötzlich sah Paul von ferne und wie in einer Staubwolke die schlotternde Gestalt Ivan Tartres, die in fieberhafter Tätigkeit war und vom grossen, fruchtbaren Leben überfloss. Er handelt doch, dachte Paul. Er ist in die tiefste, noch unbewegte Masse untergetaucht. Den Spross einer alten kränklichen Bürgerfamilie nähren unverbrauchte Energien. Er hat Boden gefasst . . . Jetzt erblickte Paul den Dichter im dumpfen Lärm aufgeregter Massen, die überall hervorkamen, die der Horizont in grossen Strömen über das Land erbrach, mitten in schwarzen, wimmelnden Mengen, deren Marsch ungeduldig die Erde stampfte, es ging vorwärts, ja, es ging vorwärts, die hagere, schiefe Gestalt mit dem wildbehaarten Kopf stiess und drängte, ihre grotesken Gebärden griffen unter sich, wie in lebendiges Erdreich hinein, und rissen grelle Schreie, weithin flammende Drohungen aus, die sie in gekrampften Händen wie Trophäen schüttelten . . .
Oh, Paul verstand. Es war wie eine Offen-

barung über ihn gekommen. Er brauchte nicht die Republik und das handelnde Bürgertum der Verderbtheit und der Heuchelei anzuklagen. Ein solcher Jammer kann den Hass gebären, und der Hass hatte aus Tartre einen Helden gemacht. Man musste tief in sich hinabsteigen, um der Tat fähig zu werden. Man musste die primitivsten Sprungfedern des Mechanismus springen lassen, um in Bewegung zu kommen. Heute brauchte man die stärksten, die letzten Reizungen, man musste bewusst das gerade Tier im Menschen hervorkitzeln und auf sein Heulen das Tempo des Fühlens und Denkens einstellen. Paul unterhielt sich im stillen mit Tartre, der doch nur eine seiner eigenen Möglichkeiten war, einer seiner Brüder, den er unterwegs verloren hatte, aber von dessen Wesen sein innerstes Leben unverwischbare Züge bewahrte. .. Tartre, du bist glücklich. Du hast den furchtbaren, unerbittlichen Instinkt wiedergefunden; ohne den wärst du armes, schwächliches Kulturkind nicht mehr lebensfähig. Schon dein Grossvater hat nicht mehr gekämpft, und dein Vater sass schon als kleines Kind auf Renten. Die Bleichsucht deiner Mutter ist durch deine Geburt nicht besser geworden, sie langweilt sich nach wie vor. Du hast dich kuriert, und die Kur war gründlich. Du fühlst dich leben, du!

— Ja, hörte er Tartre antworten, und seitdem habe ich dieses mächtige Gefühl der Wahrheit, das in jedem Herzschlag für sich zeugt, dieses Unwiderstehliche, dem man sich anvertraut, die Sicherheit, die unbedingte Sicherheit!
Paul jubelte.
Das Tier! Das Tier! Das keine Bedenken hat, und in jedem Hunger, in jeder Befriedigung seine „Richtigkeit“ bestätigt sieht. Aber höre, Tartre! Die Religion der Seife hat unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Sie ist eine Weltreligion, und . . . wir haben Nerven. Allerdings kommt es noch vor, dass Anfälle von Gewaltsamkeit uns um den Verstand bringen. Aber das geht schnell vorüber. Einen Napoleon vertrügen wir keine fünf Jahre. Wir haben es verstanden, unseren vielleicht heimtückischen, aber sonst sehr friedlichen Lebenswandel mit Heroismus zu laden. Wir decken unsern Bedarf an Heroismus aus eignen Mitteln. Kein Angebot regt uns auf.
— In einem Wort, nicht wahr, ihr seid phantasievolle Kretins? Ja, das seid ihr!
Dein Gehirn, Tartre, muss notwendigerweise diese Auffassung hervorbringen. Ich könnte dir antworten, dass du um deiner fixen Idee willen deine Sinne beträchtlich reduziert hast. Dein Heldentum, könnte ich sagen, sei das Ergebnis einer Selbstverstümmelung. Denn du hast nicht

einmal den Vorzug, als der Krüppel auf die Welt gekommen zu sein, der du jetzt bist . . . — Also, was denn? An die andern Bekenntnisse, die auf reine Wäsche erpicht sind, glaubst du nicht!

Nein, er hasste sie, weil sie feig und verlogen waren und die Grimasse der Dummheit zeigten Aber sein Hass war unfruchtbar, er drängte ihn nur wieder in sein inneres Leben zurück, fassungslos, und ermattet wie den Soldaten eines Heeres, das taumelnd von unfassbaren Schlägen in eine zweifelhafte Festung zurückgeworfen wird. Und Paul wiederholte sich: Ich suchte die Gemeinsamkeit im äusseren Leben. Ich büsste bei der Berührung mit den Menschen alle Unschuld ein. Mein inneres Leben stand dem Feinde offen, ich wurde die Beute fremder Erregungen und aller Eindrücke. Und sowie ich etwas anrührte, war es schon verbraucht.
. . So geschah es, dass es Menschen gab, die verzweifelten, halbe Kinder, oder zu Ende Gereifte, die keine Möglichkeit mehr anzog. Man kennt sie kaum.

Der eine oder andere beging das Aussergewöhnliche des Bürgerlichen, die Tat der Schwächsten, das Verbrechen. Oft war es nur ein Vorwand, um ein Ende zu machen . .

Jenseits der Verzweiflung winkte nur eine Ret-

tung: Die Tat, die alle Fähigkeiten eines Menschen steigert, ihn auf einen Gipfel emporpeitscht, ihn im Rausch aller entzündeten Kräfte gegen alles abschliesst, was einen Menschen verwirren, zersplittern und schwächen kann. Tatre hatte recht: dort, wo er die Kraft dafür gesucht hatte, ja, dort lebte sie noch, dort allein. Aber diese Möglichkeit gab es nicht mehr für Paul. Er hatte sie in seiner frühesten Jugend verloren. Seine Phantasie hatte sich in den Träumen von unerhörten Verwirklichungen müde getobt, er hatte den Glauben an seine Phantasie eingebüsst. Ausserdem liebte er zu sehr die Dinge, die nichts als schön sind, und den vielfältigen Schimmer der Gedanken an der Sonne. Farinata degli Uberti war kein Lehrer für ihn. Der Verächter, der bei Dante aufrecht in seiner flammenden Höllenkluft stand und verachtete, ruhte von grossen Taten aus, Paul kannte nur eines, das immer und unveränderlich ihn beherrschte, das ihn mit finsterer Gewalt anzog, und das er immer näher fühlte: den Abgrund der Vernichtung, die Nacht, in der ein Licht erlöscht, die Springflut von Stille, wenn die Musik verstummt — das Ende.
Paul Merkel stand auf und verabschiedete sich von Nieland, der ihm empfahl: Bitte, meine Briefe hauptpostlagernd Genf. Paul zögerte. Sollte er Nieland vorschlagen, dass sie zusam-

men reisten? Nach Genf oder sonst wohin, es wäre gleichgültig; nur fort . . .
Aber er schlich sich wortlos hinaus. Vor der Türe hielt eine Droschke, Paul warf sich in eine Ecke und schloss die Augen. Er musste sich zusammenziehn und abwarten, bis es überstanden wäre, es ging doch immerhin schneller mit einer Droschke. Eine finstere, grosse Luftkugel rollte, stockte, rollte in umgekehrter Richtung, und mitten drin klopfte Pauls Herz. Nun schlug es so heftig, dass es ihm den Atem benahm. Die finstere Kugel rollte.
Es war wie ein Erwachen. Irgendwo unter den Kissen musste ein Behälter mit Wagenschmiere vergraben sein! Fünfzig Menschen hatten hier ihren Atem und etwas von ihrem persönlichsten Schweiss zurückgelassen. Wütend riss Paul das Fenster herunter und stieg aus. Der Boulevard St. Michel lag schwarz auf dem Grund eines dichten gelben Nebels. Die Bäume waren darin wie in einer rauchigen Versteinerung erstickt, rechts und links traten die Häuser weit zurück, und dort in einer trüben Ferne sah Paul die flüchtigen Schatten von Mädchen, die die hölzernen Fenster der Schauläden abnahmen, von Arbeitern, die an den Häusern entlang vorüberstrichen, und über ihm, von weit her, kam ein Aechzen und Knarren und dumpfe Rufe, die der Nebel verschlang.

Kurz, bevor er in die Nebenstrasse trat, tauchte ein langer Zug hoher zweirädriger Gemüsekarren aus dem Nebel, die schwerfällig, von schläfrigen Gäulen gezogen, wie im Traum auf ihn zukamen. Er wartete, bis sie vorüber waren und sah, wie der letzte Karren mit dem schlafenden Fuhrmann auf seinem Hügel von Krautköpfen im Nebel verging.

XV.

Als Paul Merkel an einem schwülen Septemberabend in sein Zimmer trat, sah er eine Gestalt auf dem Bett liegen und wusste, dass es Malva war.

Die Weisse des Himmels stand brennend im offenen Fenster, der Himmel war von Spannung wie zerrissen. Paul fühlte, dass es eine schmerzhafte Lust wäre, den Zeigefinger langsam auszustrecken. Er zitterte am ganzen Leib und musste sich an die Tür lehnen, mit so unbegreiflicher Gewalt war er von der plötzlichen Gegenwart der Geliebten ergriffen.

Sie lag unbeweglich zwischen den dunkeln Vorhängen hes Betthimmels, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Der eine Arm hing über den schweren Falten des Rockes am Bett herunter, vom andern sah Paul nur einen roten Schimmer, der an der Wand im Dunkel flackerte. Das tiefe Rot der Bluse glich einer unförmigen Blüte,

und diese Blüte hatte ein fieberhaftes Leben, das in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit der Unruhe des Abends draussen stand. Der herabhängende Arm war ein ungeheuerlicher Staubfaden, der von Blut und Feuer strotzte.

Eine zügellose Leidenschaftlichkeit bemächtigte sich seiner hilflosen Sinne. Es war nicht Malva; aber dort im Dunkel war die Glut längst verausgabter Leidenschaft, waren die Aufregungen vieler Stunden, so viel Qual, so viel Lust, Gleichgültigkeit, kraftloses Verstummen und und heisere Schreie, all das entflammte und verrauchte Leben lag da aufgehäuft, ein ewiges Feuer, das dieser Abend geheimnisvoll schürte, und das unter der dicken Asche nie verlöschen könnte. Es war sein eigenstes Leben, sein Blut, das tönte, und dessen schreckliche Stimme ihn nie verliess, das nur begehrlicher würde, je länger er sich zu verleugnen suchte, und das ihn auf jeder Flucht eifriger, in jedem Versagen heisser verzehren würde. Er begriff, dass er jeder Leidenschaft, der er einmal nachgegeben hatte, rettungslos verfallen war. Selbst der Atem unerfüllter Wünsche wiche nie von ihm . .

Ein trauriges Verlangen überkam ihn, nach Trost und nach der Liebe einer Schwester, die nicht einmal begreift, aber ihre grosse Güte beglückt an ihr Geliebtes verschwendet.

Die Güte müsste masslos sein, um die Scham, dass er sich so schwach sah, in ein armes Lächeln zu verwandeln, das von der allgemeinen Unzulänglichkeit jeder schönen Haltung weiss.
Jede Stunde seines Lebens war ein heimliches Abenteuer, dessen Ausgang mehr als zweifelhaft schien. Er hatte stets das Gefühl, vor dem Schiffbruch zu stehn und keinen andern als einen ungewissen animalischen Rückhalt zu haben — vielleicht in der Kraft, das Gleichgewicht und damit die volle Genussfähigkeit immer wiederzugewinnen, immer wieder von einem unvergesslichen Aufschwung emporgehoben zu werden, der ihm alle Nüchternheit und Niedergeschlagenheit an vielen Tagen hundertfach gut zu machen schien. Er hatte auf seine beständige Seele vertraut, über die alle Tag- und Nachtzeiten wie über den Spiegel eines gefrorenen Teiches gingen, ohne die Tiefe zu berühren. Aber diese Aufschwünge wurden seltener, sie dauerten Minuten, und sie nahmen immer mehr die tragischen Farben trunkner Verzweiflung an; er begeisterte sich an seinem Niedergang . .
Nun konnte Paul keinen Schritt tun, weil er sich fürchtete, Malva bei ihrem Namen zu nennen, mit ihr zu sprechen . . Was sollte er ihr sagen? — er fand ja die Worte nicht, die sie beide in dieser Stunde so innig vereinigten, dass er zu ihr hätte sprechen können. Sie verstände

ihn falsch, sie sähe ihn an wie eine Geliebte; er läse die Erinnerung an ihre heimlichen Stunden auf ihrem Gesicht . . Er fürchtete sich vor dem Augenblick, da sie ihr Gesicht aus den Kissen nähme. Das allein zerrisse ihn schon. Dann erbebte er bei dem Gedanken, sich auf sie zu stürzen, sie zu vergewaltigen. Er biss die Zähne zusammen, so empfand er die Schmerzen, die er sich und ihr antäte . . Und doch, es war eine Kühlung, so Wollust zu leiden —
In seiner bittern Sehnsucht rief er ihren Namen! Malva erhob sich langsam und setzte sich auf den Rand des Bettes. Während sie ihr Haar zurückstrich, sagte sie:
— Ich habe gewartet, bis du mich riefst. Ich fürchtete mich, weil du im Zimmer standest und mich sahst und nichts sagtest.
Sie sah ihn unterwürfig an. Die Hände lagen matt in ihrem Schoss. Die braunen Haare hingen verwirrt und schwer um das graue Gesicht.
Er setzte sich neben sie, nahm sie in die Arme wie ein Kind und begann mit schmeichelnder Hand ihr Haar zu ordnen. Sie rührte ihn, er küsste ihren Scheitel, die Stirn. War sie nicht ein reizendes Gefäss, worin seine unlauteren Freuden gekocht hatten! Einsam und unfassbar drang ein weisser Glanz aus ihrer Seele, der immer über die Zweideutigkeit der Leiden-

schaften siegte. Sie verstand es, sich hinzugeben, sie!
Malvas Kopf war auf seine Schulter gesunken. Sie hatte leise gesagt, dass ihre Mutter am Sterben sei. Erst jetzt kamen Paul ihre Worte zum Bewusstsein, und nur allmählich, während er sie an sich drückte.
Er liess sie los und stammelte erblassend:
— Wirklich?
Dann sprang er auf und liess sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch fallen.
Der Himmel draussen schien zu sieden. Schwalben jagten mit ängstlichen Schreien durch den Hof. Im geheimnisvoll gedämpften Lärm der Strasse surrte die Kirchenglocke von Saint-Sulpice.
— Sie möchte dich noch sehn. Alfred hat mich geschickt, damit ich dich hole.
Als Paul noch immer nicht antwortete, fragte sie:
— Wollen wir gehn?
Paul ging einige Male durch das Zimmer. Er suchte seinen Hut und vergass es.
Er stand wieder unbewegt vor seinem Schreibtisch. Nach einer Weile bemerkte er, dass er seinen Hut ansah. Er nahm ihn.
— Bitte.
Malva ging mit gesenkten Augen an ihm vorüber. Sie strich langsam über die Bluse.

Paul wusste gar nicht, dass sie so starke Hüften hatte.
Auf der Strasse lächelte Malva.
Sie hatte seinen erstaunten Blick aufgefangen und nickte ihm freundlich zu.
— Verzeih, dass ich zu lächeln wage. Du hast mich eben lieb gehabt; du bist nicht immer so. Ich habe es nie so gewusst, dass du mich liebst.
Er war verwirrt, als ob er sie eben getäuscht hätte, da er sie in den Arm nahm und auf die Stirn küsste. Er wollte sich wehren und suchte nach einer Antwort, die diese Lüge zurückwiese. Aber er fand nichts, als den Namen ihrer Mutter . . .
Sie sahn beide vor sich hin. Paul war sehr beschämt, er fürchtete, dass Malva seine Unsicherheit bemerkt habe. Aber sie lächelte noch immer. Im Dämmerlicht der Strasse hatte ihr Gesicht eine unwirkliche Blässe angenommen. Ihre Augen waren grundlos tief, voll einer samtnen, mattgoldenen Flüssigkeit. Immer neue zitternde Funken brachen strahlend aus der Tiefe, wo eine Quelle grosser Schönheit strömte; die rote Bluse entflammte sie.
Sie sagte dann:
— Jetzt bin ich meiner sicher . .
Und leise:
— Vielleicht musste meine Mutter sterben, damit ich dieses Glück kennen lernte. Ich habe

vor einer halben Stunde nicht gewusst, dass ich glücklich bin. Ich liebte nur . .

Endlich:

— Ja, ich bin dein; es mag kommen, was will.

Und die Gedanken beider versanken im Lärm der Strassen, die eng und düster waren. Sie ging wie ein Schatten neben ihm.



XVI.

Vor der Tür, die Paul schon zu jeder Stunde des Tages und der Nacht geöffnet hatte, hielt Malva ihn fest. Er hatte gewohnheitsmässig aufgeschlossen.

— Ich fürchte, es wird zu einem Auftritt kommen, sagte sie und sah ihm ängstlich in die Augen.

Paul zuckte gleichgültig mit der Achsel und stiess die Tür auf . . Diese Tür, die sich in seinen Träumen auftat, um Malva durchzulassen. Sie ging an ihm vorbei, und er folgte ihr.

Auf der Treppe begegneten sie einem Priester, der mit mitleidsvollem Gesicht vor Malva den Hut zog.

Darauf sass Paul in einem Zimmer am Fenster und hörte, wie Alfred Brauer auf ihn einsprach. Von Zeit zu Zeit trat eine Pause ein, und dann sah Alfred sich um. Dort an der Wand gegenüber schlummerte die kranke Frau.

Die Vorhänge waren über das Bett gezogen. Auf einem runden Tischchen brannte eine Nachtlampe, deren Licht in einem gequälten Kreis über den Tisch, über Malvas Kleid, über die Vorhänge des Bettes lief; ein gelber Kreis, voll ruhig leuchtender Funken.

Draussen braute die Stadt ihren höllischen Lärm; jede Minute schoss es siedend herauf und fiel platschend in die Tiefe zurück.

Malva sass am Bett und sah ihren Bruder ruhig an.

Paul hörte zu, was Alfred von seinem vergeudeten Leben erzählte; wie er sich langsam zugrunde gerichtet habe.

— Die Liebe hat mich verblödet. Ich habe nur eine Frau geliebt, und sie hat mich verachtet, weil ich nicht zu verderben war.

. . Warum erzählte ihm dieser Mensch seine eigensten Angelegenheiten, da er ihn doch nicht darum gebeten, da er sich nie dafür interessiert hatte. Ja, er holte zum Schlag aus, er breitete eine Szene vor, und unterdessen genoss er die Niederträchtigkeit, sich vor Paul und vor seiner Schwester zu demütigen. Er machte sich Mut. Und nun verriet sich Alfred in einer plötzlichen Wendung, aus der wie dicker Eiter der Hass quoll. Er trat an Malva heran und beugte sich zu ihr; es schien, als müsste er sich die Worte aus der Kehle reissen.

— Siehst du, er ist gleichgültig. Er weiss, was ich will, und er denkt nicht einmal daran, für dich einzutreten. Er kämpft mit keinem Wort um dich.

Malva machte eine langsame Bewegung der Abwehr gegen das weisse, verzerrte Gesicht vor ihr.

— Er braucht es nicht, antwortete sie.

. . Dieses schreckliche, feindselige Flüstern! . . Wie die schweren Worte wachsen, wenn sie halblaut gesprochen werden. Jedes wird zu einer mörderischen Drohung. Dazu das unheimliche Kochen der Stadt unter ihnen, woraus gespensterhaft die feindlichen Taten, die vollbrachten und die vielen, die sich erst vorbereiteten, emporwirbelten, ans Fenster schlugen und platzten. Paul schauerte zusammen. Jedesmal fühlte er den dünnen Gischt durch die Ritzen der Fenster hereinschiessen. Das ganze Zimmer war vom Niederschlag dieser Höllendünste erfüllt. Jezt wieder! Alfreds Stimme erhob sich, um vernehmbar zu bleiben, und über Paul schlug es singend zusammen, rieselte übelriechend an ihm hinunter, er hörte den andern mitten im Getöse sagen:

— Du stehst für dich ein, du? Hier liegt deine sterbende Mutter, und hier stehe ich. Und ich, ich sage dir, jetzt beginnt mein Amt. Ich werde

dafür sorgen, dass der Teufel dich nicht mit Haut und Haaren verzehrt und . .

Seine Stimme senkte sich, es trat eine plötzliche Stille ein . . Paul hörte den Atem dreier Menschen, die sich an irgend etwas anzuklammern suchten, um über den reissenden Abgrund hinwegzukommen.

— Und ich kämpfe um dich, weil ich dich liebe. Ich liebe keinen Menschen so wie dich. Das klang wie eine Drohung.
Paul schoss das Blut in den Kopf, seine Hände ballten sich . .

— Lass das, zischte Malva. Ich verbitte mir das.

Ihre Stimme schlug über.

— Malva, das einzige Glück meines Lebens sind unsere Kinderjahre. Du hast mich lieb gehabt, Malva, bevor der da kam. Der hat mich in all den Ekel und Schmerz hineingestürzt, er hat mich nach sich gezogen in alle seine Gemeinheiten, und als ich mich wehren wollte, hat er mich unterdrückt. Das versteht er, einem ins Gesicht zu schlagen, wenn man am Untergehn ist, und einem lächelnd den Rücken zu kehren. Der Freund! Der Freund! Aber ich räche mich. Jeder hat das Recht, sich zu rächen, jeder rächt sich, wenn ers muss. Ich räche mich an ihm und an dir; du sollst mir noch

einmal dankbar sein, dass ich dich ihm entrissen habe!

Alfred ging plötzlich auf Malva zu; aber sie streckte schnell die Hand gegen ihn aus, und er blieb stehn.

— Malva, flüsterte er, siehst du, wir müssen einander helfen. Wir sind bald ganz allein auf der Welt, wir beide . . Denke doch an deinen Verlobten, an Axel, er liebt dich, du hast ihn doch auch lieb gehabt, ja ja, du hast ihn sehr lieb gehabt. Wenn er wüsste!

Eine neue Springflut der unsauberen Geister warf sich mit englischem Gesang ins Zimmer und schlug Alfreds Stimme zu Boden.

Alfred wartete einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

— Du schreibst ihm doch noch! Du hast nicht gewagt, mit ihm zu brechen . .

Er sah zu Paul hinüber.

Malva sass erstarrt. Ihre Augen ruhten gross auf Paul.

— Warum betrügst du ihn, Malva?

Alfred fragte leise, eindringlich.

Malva schüttelte heftig den Kopf.

— Paul . . begann sie langsam, und ihre Augen ruhten gross auf ihrem Geliebten. Und sie wiederholte:

— Paul.

Paul sagte lächelnd und wie nebenbei zu Alfred:

— Ich habe nicht gewollt, dass sie mit ihm bricht. Verstehst du? Ich habe es nicht gewollt.
Der andere staunte, und höhnisch:
— Ach? . . Du hast nicht gewollt? Das ist grossartig. Wenn du ihrer satt bist, willst du sie an Axel abgeben, und es ist, als ob nichts gewesen wäre . . Natürlich! Dass mir das nicht früher eingefallen ist!
Er schnellte herum und zeigte mit dem Daumen hinter sich auf Paul:
— Der dort verrät dich. Malva, ich weiss, dass er dich verrät. Es kommt, wie ich gesagt habe. Ich weiss es aus Erfahrung . .
Malva fragte mit rauher Stimme:
. . Wie bleich sie war, wie schön sie war!
Malva fragte:
— Wieso? . . Was weisst du aus Erfahrung?
Sie betonte jedes Wort.
— Sprich leise, schrie Alfred. Er sah sich nach dem Bett um und schrie noch lauter Paul ins Gesicht:
— Weil ich ihn kenne. Weil ich ihn mit andern Frauen gesehen habe! Mit deinen Vorgängerinnen!
Paul sass gelähmt und starrte ihn an. Er wollte aufspringen . . Schuft — Schuft! —
— Schuft! schrie er.
Malva fuhr vom Stuhl auf. Sie blieb regungs-

los stehn und lauschte. Die Mutter hatte gerufen. Sie rief wiederum, ein schwerer Seufzer:
— Alfred.

Malva riss die Bettvorhänge auseinander. Alfred stürzte zum Bett und brach aufheulend zusammen. Er bedeckte die Hände der Kranken mit Küssen, sein Körper zuckte auf und ab.
— Mutter, Mutter, schluchzte er.
Malva stand aufrecht neben ihm.
— Malva?
— Ja, Mutter.
— Ist er da?
— Ja, Mutter.
— Hat Alfred mit ihm gesprochen?
— Ja, Mutter.
— Und willst du ihn verlassen?
— Was?

Sie flüsterte es mit einer seltsam hohen Stimme. Die Mutter seufzte.

— Ich kann nicht sterben, bevor ich weiss, dass du gerettet bist, ich will nicht, dass du eine Verlorene . .

Paul tanzte es schwarz vor den Augen. Er wurde vom Stuhl gerissen und ans Bett geschleudert. Er hörte seine Worte wie Bleikugeln auf den Boden schlagen.

— Das, verdammt, ist zu viel! Was haben Sie mit mir vor, dass Sie mich hierhergelockt haben?

Geh fort, Malva, geh auf mein Zimmer, erwarte mich.
Er fand plötzlich keine Worte mehr.
Die Kranke wartete, ob er weiterspräche. Dann:
— Ich wollte ja, dass Sie dabei wären und Malva nachher keinen Vorwurf machten. Sie sollten sie freigeben.
. . Das Seufzen dieser Frau, ihr gespensterhaftes Gesicht, die abgemagerten Hände, mit denen sie sich krampfhaft den Kopf hielt!
Aber Malva sprach ruckweise, vom Knirschen ihrer Zähne unterbrochene Worte.
— Er hat mich nicht freizugeben. Ich werde Axel heute noch alles schreiben.
Dann begannen ihre Zähne wie ihm Schüttelfrost aufeinander zu schlagen. Aber ihre Augen ruhten unerschütterlich auf Paul. Sie waren gross und stark.
Das Gesicht der Mutter hatte sich gerötet, ihre Hände tasteten über die Bettdecke.
— O Gott, ich werde nicht in Frieden sterben. Mein Kind ist von Gott gezeichnet . .
Neben Paul brach Malva zusammen. Er beugte sich zu ihr nieder, da fuhr er zurück. Die Frau sass aufrecht und streckte die Arme gegen ihn aus. Sie hatte ihn gestossen.
— Nicht anrühren, röchelte sie.
Ihre Augen drohten, vor Hass enstellt.
Zugleich war Alfred aufgesprungen und hatte

Pauls Arm gepackt. Nun sah er Paul mit roten Augen an:
— Willst du, dass wir uns hier schlagen?
Die Mutter fiel schwer in die Kissen zurück. Paul ging langsam ans Fenster und setzte sich. Von dort sah er, wie die Hände der Mutter nach Malva tasteten, wie sie Malvas Kopf aufhoben und an ihr Herz zogen.
— Mein Liebling . . Ich will dir verzeihen . . Aber in der Jungfrau Namen schwöre mir . .
Pauls Stirn war in einen eisernen Ring geschlagen, der ihm ins Gehirn stach und in seinen Augen brannte. Und als schwebte er in einem leeren Raum, in Stille, in Stille . .
Malvas Stimme. Welches Getöse sie verursachte! Ja, sie sagte, Paul müsse erst weggehn . .
. . Er ging schon.
An der Tür blieb er stehn. Er glaubte nicht, dass er dann diese Worte hörte . . sie brausten ihm nur in den Ohren, und er war so schwer von Trauer um etwas Rührendes, das verloren ging. Hatte sie wirklich aufgeschluchzt und herzbrechend, wie eine Ertrinkende, gerufen: Ich will ihn nicht mehr lieben . . ? Hatte sie wirklich? . .
Er lief durch die Strassen, wo Lichter und Menschen und Finsternisse ihn überschwemmten, er lief, lief . . War es wirklich Malvas Stimme gewesen? . .

Er stiess an etwas und prallte zurück. Ein Herr ohne Hut, der ihn anstarrte.
— Ungeheuer, sagte der.
Paul rannte weiter.
Aber er wurde am Arm gepackt:
— So entschuldigen Sie sich wenigstens, wenn Sie einen alten Herrn umrennen! . .
Ein Höllenlärm um ihn. Lauter stiere Augen und grinsende Gesichter. Er drehte sich um. Der Herr hatte wieder seinen Hut auf und starrte ihn noch immer drohend an.
Paul sagte:
— Verzeihen Sie, mein Herr, aber mir ist eben ein grosses Unglück widerfahren.
Von wildem Gelächter gejagt, rannte er weiter. Dann fiel ihm ein, dass er wieder jemand anstossen könnte. Er ging langsam und vorsichtig durch die Menge in ein leuchtendes Café, wo ein Kellner ihn mit freundlichem Gesicht empfing.
Paul drückte ihm dankbar die Hand. Sie lachten einander an.

XVII.

Die rote Dame sei vor einer Stunde dagewesen. Der Portier stützte sich in seinem Feldbett auf und reichte Paul den Schlüssel.
Paul nickte. Er hatte wohl an die Möglichkeit gedacht, dass Malva noch heute zu ihm käme — es war eine der vielen Möglichkeiten, die er erwogen hatte, als er im Café sass und seinen Gedanken nachsah, die erst langsam, dann rasend schnell aus einem Chaos ins Helldunkel seiner apathischen Wehmut trieben, wie Schlaglichter strahlend und dann eilig ihre Farben wechselnd, bis sie verronnen waren. Dann erstand wieder ein Schimmer, und bald darauf, mit einem Schlag, die strenge zweifellose Kontur, die starke Vorstellung einer Situation. Sie verwischte sich, und sein Geist, dem die Festigkeit des Bildes eben noch eine aufgeregte Sicherheit geliehen hatte, verfiel in die dumpfe Traurigkeit des müden Kadavers. Es kamen die kurzen

Pausen, zuerst Abgründe voll zusammengestürzter Gerüste, schliesslich das Gefühl, ein in die letzten Finsternisse gefallenes Ding zu sein, das unter vielen andern toten Dingen ausserhalb des Erdballs in schwebender Tiefe begraben lag.
Die rasende Aufeinanderfolge dieser Empfindungen peitschte ihn auf. Schliesslich verfiel er in jene Ohnmacht des Geistes, da nichts mehr ist, als ein dumpfer, lähmender Schmerz und die Sehnsucht nach dem Ende.
Das war die Gedankenarbeit, die ihn mit jedem Tage mehr geschwächt hatte, sein „Anarchismus der Gefühle“, auf den er stolz war. Er verbrauchte, was er berührte. Er hatte nicht geahnt, dass dieser psychologische Training, an dem sein ganzes zitterndes Leben teil hatte, alle Wunschkraft, sein Vertrauen und seine Sicherheit, ja, sein Empfindungsvermögen überhaupt zerrütten müsste. Aus der Fähigkeit, über Menschen und Dinge ungebunden zu denken, ihre Vielseitigkeit zu übersehen, hatte Paul eine gewisse skeptische Ruhe gewonnen, die ihn vor jeder Entschiedenheit bewahrte, er genoss das Vielerlei, ohne von den Gegensätzen verletzt zu werden. Denn er empfand keine Gegensätze. Er schwebte nach allem immer hoch über den dissonierenden Symphonien der Erscheinungen und lauschte einem mystischen Zusammenklang.

Ja, es war vielleicht sehr schön. Er trieb auf einem Strom märchenhafter Abwechslungen, buntes Spiel, soweit er sah — und hatte die rauschende Tiefe des Unbekannten unter sich. Die Tiefe durchdrang ihn mit einer unbestimmten Angst, erfüllte ihn mit grausigem Glück. Das Abenteuer lockte verhüllten Gesichts über herausfordernden, sich wandelnden Gestalten, unerschöpflich, vielleicht tödlich . . . Hinter den Horizonten tauchten die Umrisse seiner grossen Märsche auf, Triumphe grüssten mit Gebärden, die den weitesten Horizont füllten. Sie warfen ihre Kränze und Waffen herüber. Die Lorbeerkränze des Mittags, die feurigen Girlanden des Abends, die schimmernden Waffen der Nacht. Man trieb, von den dunkeln Kräften der Tiefe gespeist, immer weiter, das Abenteuer besass den Körper und sang begeisternd in die Seele. Paul brauchte nur den Kopf zu wenden oder die Hand zu rühren, damit neue Metamorphosen begannen.
Aber nichts schwächte den Geist so sehr, wie die Ausschweifungen einer machtlüsternen Phantasie. Wie viele waren dieser geistigen Lustseuche erlegen! — am angenehmsten noch, indem sie sich eines Tages aufrafften, ihren Dämon verabschiedeten und Sakristane wurden. Die meisten aber litten grausam bis zum Ende. Ihr Geist zerging in den unwillkürlichen Mischungen

der Wollust aller Sinne, in den ekstatischen Verwandlungen des Idols, an dem sie mit ihrem ganzen Leben hingen, niederbrechend, in Stürmen der Empörung, unwiderruflich hingegeben. Nun war auch er mit seiner Kraft zu Ende. . .
Paul hatte die Lampe angezündet und auf den Kamin gestellt. Er hatte einen Lehnsessel darunter geschoben und sich mit dem Rücken gegen die Lampe hingesetzt. Er wartete auf den Schrei der Glocke, den er schon im Ohr hatte und auf den Augenblick, da die Tür aufginge und eine Frau ins Zimmer träte.

Es war nicht Malva, nicht die Geliebte, die vom Sterbebett ihrer Mutter zu ihm käme. Sie hatte er verloren. Auf dem irren Weg von von ihrer Wohnung bis zur Stelle, wo er den Herrn anstiess, hatte er sie verloren. Sie war in dem Dunkeln, Verzweifelten untergegangen, das in der Tiefe seines Lebens aufbrach . . . Früher war noch etwas wie eine dünne, glatte Eisschicht darüber gewesen, auf der sich seine Menschen traumhaft bewegten . . . Und nur ihr Spiegelbild, wie ein Hauch, reichte tiefer . .
Aber eine Frau käme vielleicht, die viel, die das letzte gelitten hätte, und die noch liebte. Sie brächte ihm stumm und mit Sanftmut ihre schwergeprüfte Liebe. Er sässe hier, und sie setzte sich dort in die dunkle Ecke. So beschenkte sie ihn, und das Zimmer wäre vom

Duft ihrer Liebe erfüllt. Die Lampe dürfte langsam erlöschen. Der Duft würde nur tiefer. Es könnte lange dauern. Sie sprächen kein Wort.



XVIII.

Die Glocke hatte durchs Haus gegellt.
Paul fuhr zusammen. Er sah auf die Uhr, es war vier. Er stand taumelnd auf und griff sich an den Kopf. Dort, im Hinterkopf, schlug das Herz, dass die Augen schmerzten. Er glühte, und den Rücken hinab fror er.
Er sah auf die Uhr, es war vier.
Er wollte die Tür öffnen und Malva entgegengehn. Schon streckte er die Hand nach der Lampe aus, da fiel ihm ein: Alfred, der Hass . . . ihre Mutter . . . und er sah Malva stürzen, sich am Boden winden, die tastenden Hände ihrer Mutter, ihren Bruder . . Wie sie litt, wie namenlos sie litt . . seine Geliebte . . .
Sie wäre es ja nur so lange, bis sie über die Schwelle der Tür träte.
Nein, er war niemand hingegeben, er liebte niemand, er liebte nur einige Gedanken, die er sich über Malva machte, einige ihrer Bewegungen,

wenn er sie in der Erinnerung wiedersah. Ihre Gegenwart vereinsamte ihn qualvoll. Und dann die Tumulte, in denen er sich sah! Oh, manchmal flog er berauscht in sie hinein, aber er konnte sich nicht loslassen, er sah sich, er verlor sich nicht aus den Augen. Geschah es trotzdem, so waren die Verrenkungen, die halben Lügen, die lächerlichen Anstrengungen alle in seinem Gedächtnis haften geblieben, Missgeburten von schönen Taten, und verelendeten ihn. Alle Menschen peinigen den, der sie mit seinem Leben vermischen will. Weil man begehrt. Man begehrt ihre Schönheiten, man wird unfrei, um sie zu besitzen, sie verwirren sich, weil sie nicht mehr selbstlos sind, und sie sterben, weil sie sich nicht mehr gehören.

Paul lauschte . . Von der Kirche Saint-Sulpice schlug es vier. Während er zählte, hörte er Malva die Treppe herauftasten. . .

Der Augenblick kam wieder, da Malvas Lippen zum ersten Mal seine Lippen berührten. Sie waren ganz rot und weich, voller Süchte, die sich kühl in sein Blut ergossen. Er verschlang dieses andere Leben, das eigen glühte, in einer Ausschweifung, die es erniedrigte. Er raubte ihm den eigenen Herzschlag und die Wünsche, es war ihm in sklavischer Lust ergeben. Es diente ihm tödlich. Und von diesen bittern Triumphen erholte er sich nie. Die ihm von den

Vätern vererbte gewalttätige Natur liebte sie als Selbstzweck. Es waren diese heimlichen Räusche die fremdesten Ziele, die ihm winkten. Er wusste, dass er dort eines Tages zusammenbräche, im viehischen und heldenhaften Tod eines Soldaten, aber ohne die Musik und den Schlachtenlärm! Und das genügte, um ihn lächerlich zu machen — natürlich.
Paul wurde still. Er sass im Zimmer seiner Mutter, und das Licht, das durch die farbigen Glasfenster fiel, streckte sich bis zu seinen Füssen. Die Mutter sang, sie war schön. In den Liedern, die sie ihn lehrte, reckten sich die Aufregungen des Kampfes, der Rausch des Sturms und des Zusammenbruchs, die balladenhafte Schönheit grosser Märsche. Hinter dem rauschenden Vorhang von Blut und Pulverdampf und vom Gesang der Hörner getragen, war immer etwas weisses wie ein Kleid, oder ein Lächeln: Die unbefleckte Unschuld Mariae. . Da, durch die Aengste und Wirrnisse hindurch, die taumelnd auf ihn zurannten, weil er Malvas Hand über die Tür streichen hörte, erblickte Paul etwas Helles, strahlend Reines: die Schönheit . . .
Es klopfte, leise, ängstlich.
Er sprang auf, suchte auf dem Schreibtisch nach einer Zigarette, lief zum Kamin und zündete sie an der Lampe an. Die Tür öffnete sich.

Malva blieb an der Tür stehn und hob ein wenig die Arme, wie zur Umarmung; aber sie erstarrte in der Bewegung, mit der sie sich auf ihn stürzen und ihm gehören wollte, denn Paul stand in der Ecke und sah sie an.
Ihre Arme sanken schlaff herab.
— Komm, setz dich, sagte er endlich.
Da sie auf den Lehnstuhl zuging, reute es ihn, dass er ihr nicht zu Füssen gefallen war und sie nicht in seine Arme nahm und ihr alles sagte . . . Er hatte sie geliebt, als er sie plötzlich vor sich sah . . . Aber er hatte auch gefühlt, dass ihre Liebe die stärkere war . . .
Malva setzte sich in den Sessel. Ihr Gesicht stand im tiefen Schatten des breiten, leichtgeschwungenen Hutes. Im violetten Schleier, den das Licht mit grossen hellen Flecken besäte, staken zwei goldene Nadeln.
Ihre Augen ruhten gross auf Paul.
Nichts als diese Augen im tiefen Schatten, der ihr bis an die Füsse reichte. Nichts als diese Augen, die mit ihm auf und ab gingen.
Zuerst klammerten sich seine Gedanken an ihren grossen leichtgeschwungenen Hut . . Es war die einzig mögliche Form eines Frauenhutes, der Hut, mit dem Rembrand seine Saskia schmückte. Jede Frau kann ihn nach ihrem Temperament biegen und ihrem Gang angemessen tragen. Die Urform bleibt dieselbe. Die

meisten anderen Hüte sind ein kanibalischer Kopfputz, Embleme für einen Nigger-Song. . . Aber Malvas Augen ruhten gross auf ihm. Er konnte ihnen nicht ausweichen. Sie zogen ihn an, liessen ihn nicht einen Schritt los, hielten ihn umklammert.

— Willst du nicht den Hut abnehmen?

Er warf die Zigarette fort.

Malva zog langsam eine Nadel nach der andern heraus, legte den Hut auf die Knie und schob die Nadeln in den Filz. Paul wollte losweinen, als er ihr Gesicht sah. Die Augen waren das Grab einer gemordeten Seele, ihre Lippen zitterten wie ein Tier.

Paul warf sich auf das Sofa und wühlte sein Gesicht in die Ecke. Er drückte die Fäuste gegen die Lehne, als ob er das ganze Gestell auseinandersprengen müsse. Ein reissender Schmerz in der Brust machte ihn aufstöhnen, dann horchte er.

Malva kniete neben ihm und schob ihre Hände unter sein Gesicht. Sie stammelte Liebesworte, während ihre zuckenden Hände über sein Gesicht fuhren. Sie lehnte ihren Körper auf ihn und schmiegte den Kopf in seine Haare . .

— Paul, ich kann nicht mehr . . ich kann nicht mehr leben, ich weiss nicht, wie ich leben soll. Ich möchte fliehn — sei still. Du musst bei mir sein, dass ich wieder leben will . . . so

glücklich bin ich in meinen Schmerzen. . . Sei still. Ich kann dich nicht lassen, nie . . . ich will dich küssen, wie ich dich noch nie geküsst habe, mit meinen Armen umklammern . mich an dich pressen. Ich will mich verhundertfachen und dich so lieben, dass du endlich ganz mein wirst —

Paul weinte, er raste gegen sich, um die Fassung wieder zu gewinnen, aber er weinte.

— Ich bin ja gekommen, sagte sie.

Und immer wieder:

— Ich will ja bei niemand anders sein, als bei dir. Ich will dich glücklich machen.

Sie sprach nicht von dem, was geschehen war, als ob sie sich fürchtete, jetzt daran zu rühren. Sie schonte ihn . . Sie wusste, dass er krank war, aber sie ahnte nicht, dass er über sich selbst weinte. Er wurde von jemand getröstet, der ausserhalb seiner Erlebnisse stand, dem er fremd war, und der ihn liebte. Es war süss, so wie von fernen Frauenhänden gestreichelt zu werden. Das Glück dieses Schmerzes dauerte, so lange er eine liebende Frau neben sich fühlte, die mit todkranken Augen gekommen war, um ihm das Lächeln einer einzigen Liebe zu schenken; auf dass er sich in ihren Liebkosungen vergässe . .

Er hatte aufgehört zu denken. Er schlief.

IXX.

Nach einer Ewigkeit von Nacht und Stille wurde Paul heftig hin und her gerissen und wachte auf. Gleichzeitig vernahm er ein Pochen und Rütteln an der Tür. Zuerst glaubte er, es sei Morgen und der Portier wecke ihn. Dann sah er Malva, und die Lampe brannte.

Malva stand über ihn gebeugt und hielt ihn mit beiden Armen fest.

— Oeffne nicht, flüsterte sie.

Es schoss ihm durch den Kopf —: Alfred! Er sprang auf und ging zur Tür. Malva hielt ihn zurück:

— Oeffne nicht. Ich fleh dich an. Oeffne nicht!

Alfred befahl mit heiserer Stimme, dass man öffne. Man solle ihn hereinlassen, wenn man kein Feigling sei —

— Er spielt den Wahnsinnigen!

Malva biss die Zähne aufeinander. Sie war bleich vor Hass.

Ob sie denn vorher abgeschlossen habe, fragte Paul. Sie nickte.
— Er spielt den Wahnsinnigen, weil er dich töten will.
Und als Paul sie noch immer erstaunt ansah:
— Ja, — du müsstest ihn wohl niederschiessen.
Laut setzte sie hinzu:
— Nimm deinen Revolver.
Alfred brüllte und rannte mit aller Gewalt gegen die Tür. Sie widerstand. Das Haus schien von den Fusstritten zu erbeben, mit denen er die Tür bearbeitete.
— Nimm ihn, nimm ihn, wenn du Zeit hast!
Ein langes, schmales Brettstück in der Tür schlug klatschend auf den Boden. Man sah Alfreds Fuss in der Oeffnung, und nun fasste seine Hand hinein und versuchte, das ganze Brett herauszureissen.
Malvas Aufregung hatte Paul angesteckt. Er tastete in der Schublade des Schreibtisches nach dem Revolver. Er fand ihn nicht. Das Brett in der Tür gab ächzend nach. Malva stand starr neben Paul und sah ihm zu. Je länger er suchte, desto starrer wurde sie. Plötzlich griff sie nach dem Schlüssel der Schublade und riss sie heraus. Papiere und Hefte flogen zu Boden, der Revolver lag vor ihren Füssen. Paul hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche. Er war jetzt sehr ruhig. An den Schreibtisch ge-

lehnt, wartete er darauf, dass die Tür in Stücke ginge und Alfred hereinfiele. Mit einem Fusstritt wollte er ihn wieder hinauswerfen. Ganz sachlich.

Malva hatte sich umgewandt und sah blinzelnd in die Lampe.

Das Brett brach, man hörte jemand in grossen Sprüngen die Treppe heraufkommen. Türen gingen. Im Gang wurden Stimmen laut, durch das Loch in der Tür fiel Licht.

— Lassen Sie mich, schrie Alfred.

Ein dumpfer Schlag und die Stimme des Portiers:

— Ich werde Sie lehren, sich in ein Haus einzuschleichen, das ich zu bewachen habe.

— Meine Schwester! Meine Schwester ist da drin. Sie ist von der Leiche ihrer Mutter weggelaufen, um bei dem Herrn da zu schlafen.

Malva stand und sah blinzelnd in die Lampe.

— Was? schrie die Stimme des Portiers.

Eine grosse Lache folgte. Das ganze Haus war wach.

Die Stiege krachte, Alfred heulte.

— Mörder, Mörder, — und wieder antwortete eine Lache.

Dumpfe Schläge, Stille.

— Gott sei Dank! seufzte Malva. Sie ging und liess sich in den Sessel fallen.

Eine Frauenstimme sagte: Er bekommt seine wohlverdiente Prügel, der Bandit.
Ein Herr: Das sind Abenteuer!

Darauf klopfte er leise an die Tür, und dieselbe Stimme fragte halblaut:

— Verzeihung, es hat doch kein Unglück gegeben?

Paul versicherte, dass es nur ein Loch in der Tür gegeben habe . . Er war glücklich, dass es niemand einfiel, hindurchzusehn.
— Also gute Ruhe, mein Herr, verschlafen Sie Ihren Schrecken.

Das war zweifellos die Gutmütigkeit eines dicken Herrn. Malva lachte nervös. Sie war dabei, Tee zu kochen.

Paul fragte, ohne zu wissen was:
— Und nun?
Malva drehte sich, die Teebüchse in der Hand, um und blieb eine Weile so stehn. Dann schob sie die Büchse schnell auf den Kamin und warf sich an seinen Hals. Leise:

— Es ist ja schrecklich . . aber ich möchte bei dir bleiben. Ich habe geahnt, dass es so käme, aber ich musste, du, ich musste kommen. Ich will bei dir bleiben. Ich musste dir zeigen . . nein, nein, das war es nicht, sei nicht so ungeduldig . . Gerade heute . . Ich wäre gestorben vor Angst. Ich verachtete mich so . . Ich kann

es ja nie wieder gutmachen . . Ich liebe dich, Paul. Ich liebe dich! . .

Und, in einem Erschauern ihres ganzen Körpers, das sie in einer dichten Umarmung ersticken wollte:

— Ich kann doch nicht nach Hause. . .

Es klopfte wieder an die Tür.

— Seien Sie unbesorgt, dieser Herr kommt nicht wieder. Morgen wird die Tür ausgebessert. So. Gute Ruhe!

Malva und Paul waren, wie ertappt, auseinandergefahren.

. . Die unverheirateten Pariser Portiers, äusserte Paul, seien die einzigen Kulturmenschen, die der Planet noch hervorbringe; seien die vollendetsten Kavaliere: das Menschenherz im Wappen und von einer erstaunlichen Wucht in der Erledigung von Ehrenhändeln . .

Es sollte über die Verlegenheit hinweghelfen, was er da sprach; und ausserdem war er wirklich gerührt . .

Sie lag wieder im Lehnsessel und sah vor sich hin. Als er fragte, ob sie nicht Tee kochen wollte, schwieg sie. Nach einer Weile zuckte sie mit der Achsel und erhob sich.

Paul ging auf sie zu. Er nahm ihre Hand und führte sie zum Sofa.

— Siehst du denn nicht, wie grässlich gewöhnlich das alles ist, welche infame Farce jede Tra-

gödie wird, wenn sie in der tierischen Gemeinsamkeit spielt, die man bürgerliche Gesellschaft nennt, und dass in Wirklichkeit kaum zwei Menschen zusammen leben können, ohne voreinander lächerlich zu werden, oder an ihrer Menschenwürde zu leiden? Dein Bruder sieht sich veranlasst, die letzte Stunde seiner Mutter zu verbittern, indem er sie in Geschichten einweiht, die für sie die grösste moralische und gesellschaftliche Sünde einschliessen. Er lässt die Frau nicht sterben, nein, ihre letzten Atemzüge müssen seinem Hass dienen, und mag sie ihr ganzes Leben verfluchen . . Du kommst hierher, gleich setzt eine Polterabendszene ein, die mit Einzelheiten aus den Gerichtschroniken schwatzhafter Zeitungen gepfeffert ist. Alfred ist eine Karrikatur, aber sie beschämt den, der sie sieht, nicht ihn. Dann frage ich dich, absichtslos: Und nun? Und frage, ob du Tee kochen willst. Im selben Augenblick verstehe ich, dass ich dich verletzt habe, und dass ich dumm und roh bin. Schliesslich willst du zu mir sprechen, aber du wirst von der lauteren Menschengüte eines Portiers vergewaltigt und von einem Ekelgefühl zurückgestossen. Das ist doch entsetzlich!
Malva versuchte zu lächeln.
— Ja, ja, ich verstehe. Mich berührt so etwas nicht. Ich habe anders gelitten; und ich will dir gehören, ganz und ohne Rückhalt, besin-

nungslos. Alles andre berührt mich nicht. Du allein bist auf der Welt. Es ist gut, dass es so ist. Und ich weiss bestimmt, dass ich nicht ohne dich sein kann. Du sollst mich immer lieben, wie du mich manchmal liebst. Weil ich dich so liebe, hoffe ich, dass du mir eines Tages ganz gehörst.

Sie gab sich ihm in einer erhabenen Liebkosung, in einer Bewegung voll trunkener Erwartung hin. Sie sagte träumerisch:

— Ich verlange nichts, nichts . . ich hoffe nur, Paul, lass mir das, nur das! Gott weiss, wie stark meine Hoffnung ist . .

In ihrer Umarmung, während sein Blut sauste, und vor der magischen Kraft ihrer Worte erschloss sich Paul einer grossen, herzergreifenden Macht, die sich ihm näherte, und vor der er niedersank, . . er hoffte, und Malvas Umarmung war ein berauschender Friede, der ihn beschattete. Was könnte Malva ihm sein, wenn er sie pflegte! Wann fände er wieder einen Menschen, den er so beglücken könnte . . . Es stand in seiner Macht, glücklich zu sein, sich in ihrer Liebe einzuschliessen und durch sie stark zu sein . . . Er brauchte vielleicht nur zu glauben; etwa damit zu beginnen, dass er sich vor ihr aufgäbe und nur ihre Resonnanz wäre und so in der Ausübung der beständigen Liebe die Gradheit und Sicherheit der Gefühle wieder-

gewänne. Das Spiel würde ernster und ernster, bis er wieder das Kind wäre, das die Liebe in sein vor unfassbarer Freude zitterndes Herz aufnähme und mit grenzenloser Dankbarkeit verstände, dass das die Erfüllung sei.
Er küsste sie mit der ganzen Inbrunst seiner Hoffnung.
Sie jubelte.
Ihre Schönheit riss ihn hin.

XX.

Paul, im Sessel, am Kamin, lauschte ihren Atemzügen Die Fensterscheiben erbleichten.
Als er die Lampe gelöscht hatte, deren roter Schein auf allem Lichten wie ein Hauch von Wollust lag, stand er in einem grauen, blinden Licht, das schnell auf allen Dingen ringsum im Zimmer gerann.
Langsam, verzweifelt ging er ans Fenster und legte die Stirn an die Scheibe. Er kam fiebernd zurück.
Draussen, am Rand des Trottoirs, kauerte Alfred Brauer, den Kopf auf den Knien, reglos.
Wahrscheinlich hatte er dort drüben ein Haus gefunden, worin niemand mehr wohnte. Dann war er vielleicht in der Stadt umhergeirrt, und es hatte ihn immer wieder hierher vor die Tür des andern Hauses gezogen. Schliesslich war er geblieben . .
Paul hörte leise seinen Namen rufen.

Sie träumte.

Er stand an den Kamin gelehnt und sah ins matte Licht der Scheiben, das sich langsam klärte

Das Gespenst eines neuen Tages erhob sich grauenhaft.

XXI.

Malva war abgereist. Ein Verwandter hatte sie in seine süddeutsche Stadt gebracht.

. . — Paul. Ich fahre nur, wenn du es willst.

Ja, er wollte es, er war krank, er musste sich erholen, er brauchte Einsamkeit. Später . . . Später . . .

— Du kommst recht bald nach? Du schwörst es mir? . .

Er hatte gewartet, bis das Rauschen ihrer Kleider im Treppenhaus verstummt war.

Dann hatte er den Brief in die Tasche gesteckt und war zu Calon gegangen.

— Hier, lies.

Nieland schrieb aus einem Genfer Hotel. Er hatte der Frau telegraphiert, und sie war gekommen. Sie hatten einen Berg bestiegen und in ausgelassenster Stimmung zu Mittag gegessen . . Aber dann merkte sie, dass er gequält war. Er sprach, und sie sagte, dass sie

mit ihm sterben wollte. Sie stiegen fröhlich hinab und liefen in einen Wald hinein; dort war es geschehn . . Er hatte den Revolver an ihre Schläfe gehoben und losgedrückt. Als er fühlte, wie sie in seinen Armen erkaltete, verliess ihn der Mut. Er bedeckte sie mit Zweigen und mit dem hohen Gras, das er ausriss. Nun sass er in seinem Zimmer im Hotel und wusste nicht, was er morgen täte. Ob er sich der Polizei stellte, ob er sich erschösse, — ob er flöhe . . Das wäre wohl zwecklos. Er hatte nur einen Gedanken: zu schlafen. Er danke Paul für alles . .
— Er hat sich natürlich erschossen, sagte Calon. Er warf sich auf die Chaiselongue zurück und rauchte in langen gleichmässigen Zügen.
Paul fragte, ob er zu Lamonde gehn solle.
Calon wehrte hastig ab.
— Nein, rühr nicht daran! Es ist gut so!
Calon stand auf und holte Schnäpse. Er brachte sie auf einem kleinen Tisch, den er zwischen Paul und die Chaiselongue stellte.
— Trinken wir.
Sie tranken schweigend.
Plötzlich sagte Calon mit einem Ernst, vor dem Paul erschrak:
— Nieland ist der vierte. Jedesmal, wenn einer meiner Freunde sich erschiesst, atme ich auf. Es ist, als ob eine Gefahr von mir abgewandt

worden wäre. Von Zeit zu Zeit muss einer so verschwinden, es ist ein Naturgesetz.

Die Bilder an der Wand und auf den Staffeleien glänzten im hellen Nachmittagslicht. Was die Ereignisse ohne Stolz und schamlos eröffneten, das malte Calon in fernen athmospährischen Wundern. Auf dem Grund unnahbarer, nie befleckter Farbenhimmel begrub er die selbe Sünde, die selbe Angst.

— Ich werde ihn malen, braun in grau, mit seinen grossen, schwarzen Augen, die verenden. Seitwärts und in den Ecken einige grelle, sausende Flecken, wie Bombensplitter.

Er lächelte der Decke zu.

. . Es war so still, dass es Paul verlangte, sich sprechen zu hören.

— Du hast keine Uhr hier?

— Nein, warum sollte ich eine Uhr hier haben?

Sie schwiegen wieder.

An der Tür, als Paul ihm die Hand reichte, umarmte ihn Calon und drückte ihn zitternd an sich.

— Mein lieber Merkel, reise!

— Ja, stammelte Paul. Ich hatte es vor. Ich will ans Meer . .

— Geh irgendwohin, wo du ganz allein bist. Gewöhne dir die Menschen ab.

Calon liess ihn errötend los, und verwirrt, mit

niedergeschlagenen Augen, geleitete er Paul zur Tür.

— Schreib mir, sagte er; wenn du Lust hast. Und er zuckte die Achsel.

Paul liess sich nach dem Luxembourg-Garten fahren.

Aber die roten Kleidchen, die breiten Strohhüte und die Reifen der braunen, langbeinigen Mädchen und das ungewisse Lächeln ihrer Erzieherinnen waren aus den Alleen verschwunden. So weit man sah, hatte die Flut rostbrauner Blätter alle Wege überschwemmt.

An diesem Abend, nach einem glorreichen Sonnenuntergang, der das entblösste Heer der Baumstämme rötete, und als der Park bis in seine Tiefen in einem güldenen Feuer gebrannt hatte, ging der Zapfenstreich der Wache so totenhaft im Garten um, dass Paul sich sagte: Es ist der endgültige Kehraus; den kleinen Mädchen zieht man Strümpfe an, und die Erzieherinnen haben aufgehört, in der milden Luft zu träumen, aufgehört, in den leichten Windstössen, die unter den Bäumen duftend zusammensanken, zu lächeln. Sie bekommen rote Nasen und blicken erkältet.

Der Zapfenstreich drängte Paul hinaus.

Hinter ihm schlossen sich die Pforten des Paradieses. Der Veteran hustete, als er den Schlüssel drehte, und der Zapfenstreich erstarb

klanglos in einer schmutziggrauen Dämmerung, die feucht an den Häusern und an den vorüberfahrenden Wagen klebte.
Der Boulevard Saint-Michel, den Paul hinabging, strahlte tief im Widerschein von tausend Lichtern, das hölzerne Pflaster glich einem farbigen, unruhig bewegten Parkettboden. Die Frauen gingen fröstelnd, ihre Federboas schwankten wie eine grosse Schlange am Hals eines Gauklers. Sie waren alle ein wenig blass. Die geschlossenen Wagen rollten hohl, mit Fetzen Licht behangen, sie tauchten in eine ganz violette Ferne. Die Speisehäuser atmeten einen üblen Geruch aus.
Die Männer, die den Blicken der Frauen begegneten, sahen in ihren straffen Ueberziehern alle ein wenig angetrunken aus. Sie sehnten sich offenbar nach einem warmen Innern.
Im hintersten Winkel seines Restaurants sass Paul zusammengekauert unter einem Unwetter, das über ihn niederging, in einer heimlichen Verzückung.
. . . Das innerste Wesen aller Dinge war die Schönheit.
Jenseits der Verzweiflung gab es noch etwas anderes, als die Tat, etwas, das höher war, weil es nicht verlangte, dass man sich seinetwegen verstümmle: Die selbstlose Schönheit. Sie war die Maske des Grauens vor Abgründen,

solange man unter Menschen ging. Aber wenn man sich von allem loslöste, erkannte man in ihr die gütige Göttin . .
Die grosse Schönheit hatte weder Herz noch Verstand und keinerlei Bestimmung. Sie war ein williges und überlegenes Geschöpf seiner Phantasie, das Vollkommene, das Ende und der Anfang einer Liebe . . Die geteilten Freuden vergisst man nicht, dazu ist man zu eitel. Aber den Schmerzen wohnt eine göttliche Kraft inne. Das war das Geheimnis von Golgatha, wo die Vereinigung mit der höchsten Liebe, dem Ursprung aller Schmerzen, vollbracht wurde. Wenn es so weit ist, dann stirbt der Zufall „Mensch", von der Idee gebrochen.
Als Paul spät nach Hause ging, war die Luft stark und klar. Auf den Strassen lag Glatteis.

XXII.

Paul Merkels Winter hatte begonnen.
Die granitnen Brüstungen des Kais trugen dicken Reif. Der Himmel war blassblau, kühl und unbarmherzig, die Stirn der Menschen glänzte
Die Strassen liefen schattenlos und kreuzten einander in einem silbriggrauen, unbewegten Licht. Nackt und stolz standen die Denkmäler und die grossen Gebäude, alle Dinge waren in eine eisige, durchscheinende Luft gehüllt. Um jeden Laut war klangloses Schweigen. Die Sonne über dem frierenden Gold des Trokadero glich einer blassen Hostie.
Paul Merkel schritt durch Ebene und Grauen. Seine Träume verliessen ihn nicht. Er lag in einem marmornen Saal auf einem grossen Glasfenster ausgestreckt, nackt und zitternd, und schlief. Der Raum hatte keine einzige Oeffnung, aber die grauen Wände schwitzten ein unge-

wisses Dämmerlicht aus, und kleine menschliche Missgeburten zerrten die weisse Decke, die er krampfhaft festhielt. Es kamen ihrer so viele, dass er das Tuch fahren liess, hoffnungslos, in alles ergeben. Seine Augen waren geschlossen, aber er fühlte seine frierende Nacktheit auf der spiegelnden Glasplatte, in den Poren der grauen Wände; er fror bis ans Herz. Ein kleiner Teufel setzte sich auf sein Kinn und begann, ihm aus einem Kristallfläschchen kleine runde Flammen aufs Herz zu träufeln, eisklare Perlen, die sofort schmolzen. Und er sah Weiss, nichts als Weiss, ein unsagbares, glühendes Leuchten, das ihn mit langen kalten Stacheln durchbohrte.
Nun ging Paul Merkel durch den Mittag, dessen stumpfes, verstreutes Licht ihn blendete. Wenn er die Augen schloss, grinste dunkelgrau aus einer lichten bereiften Luft der Kobold, der das geschliffene Fläschchen hob und die ätherischen Tropfen wie weisse Töne auf ihn niederfallen liess.
So war es schon jahrelang. Jeder Tag rächte sich im Abgrund der Nacht, in den er Paul lockte. Gefesselt stand er allen Schrecken gegenüber. Die Träume waren Sklavenhalter, die ihn auch am Tage nicht entliessen; sie nahmen nur die versteckte Haltung von Polizeispionen an. Aber sie waren da, überall, an allen Ecken, sie spielten auf teuflische Art Versteckén. Wenn

Paul sie vergessen hatte, schossen sie hervor, bis dicht vor sein Gesicht, und traten nur zögernd hinter stumpfen Spiegelscheiben zurück, zwischen denen er sich bewegt, und in deren Ungewissheit sein Leben verschwamm.
. . . Alles ertrank in einem Aschenregen, der zwischen den ersten, schalen Lichtern niederging. Wie bunte Flecken taumelten darin die Gesichter, von einer künstlichen Helle erleuchtet; gross und drohend wälzten sich die Wagen vorüber. Paul sehnte sich nach dem Schlaf, in dessen Schlupfwinkeln sich doch die Kobolde verborgen hielten, bereit, beim Anbruch des Dunkels hervorzukommen und nach einigen Augenblicken misstrauischen Zögerns an ihr Werk zu gehn. Aber er glaubte, dass diese Rattenlöcher verstopft seien, ganz schwarz war die Nacht, worin er sich versenken wollte.
Im Restaurant traf er Calon.
. . . Gewiss, heute 12 Uhr 9 reiste er; nach Dieppe. Sein Koffer war schon an der Bahn. Calon nahm Paul mit auf sein Atelier. Zwei Mädchen kamen und einige Maler. Die Mädchen tanzten und sangen, die Maler zoteten und tranken. Calon lag auf der Chaiselongue neben dem Modell mit dem hündischen Kopf und rührte sich nicht. Er hatte ihren Ellenbogen auf seinem Gesicht, die Hand an ihrer Hüfte. Er lag wie im Grab.

. . . Wie spät war es, als es an die Tür klopfte und jemand sagte: Draussen sei eine Dame, die Herrn Merkel zu sprechen wünsche? . .

Paul trat hinaus ins Dunkel. Er hörte seinen Namen flüstern und erschrak, er sah einen Schatten sich ihm entgegenbeugen. Malvas Hände tasteten über sein Gesicht, sie küsste ihn. An einer Strassenecke hörte er sie sagen:

— Welch schrecklichen Brief hast du mir geschrieben! . . —

So trieb er, im Traum, durch viele Strassen. Einmal vernahm er das breite Fliessen des Wassers. Ein Dampfboot kreischte, Lichter tanzten. Er schloss die Augen.

Im Wartesaal sprach er vor sich hin.

— Du wirst ihn lieben. Du wirst mich verachten lernen.

Sie schwor ihm, dass sie ewig seine Geliebte bliebe.

— Ich beneide den andern, Malva, ich beneide ihn. Er wird dich leiden machen, du wirst sterben wollen, und dann wirst du ihm deine ganze, gekreuzigte Liebe geben.

Er sah, dass ihre tränenlosen Augen zuckten. Sie verstand ihn nicht; sie war angstvoll und so verwirrt, weil er nicht an ihre Liebe glaubte und immer mit dieser furchtbaren Bestimmtheit von ihrer Liebe zum andern sprach. Wie sollte

sie nach ihm noch einen andern lieben können! Und dann:
— Warum zwingst du mich dem andern auf?
— Weil ich es nicht auf mich nehmen kann, dich mit mir zu schleppen, ich wage es nicht. Weiss ich, wie es enden wird! Ich kann kein starkes Gefühl haben, ohne zu leiden, ich leide an allem, das mich irgendwie rührt. Und wenn ich so leide, bin ich krank. Geistesgestört. Ich könnte nichts verantworten . . . Nein, ich könnte dich nicht traurig sehn neben mir, haltlos um dich greifend, flehend, verloren . .
. . Aber . . sie bliebe . . seine Geliebte. Es wären seltene und unerhörte Feste, wenn sie ihn riefe, wenn er sie riefe.
Sie wird mich hassen, dachte er, während sie in Wollust und in Schmerzen sprachen.
Ob sie ihn bis Dieppe begleiten dürfte?
— Malva!
— Nein, nein, ich quäle dich.
Sie lächelte und legte ihren Mund auf seine Hände.
Ich hab dich lieb! Ich hab dich lieb! . . Du wirst mich rufen . . bald! Ja? bald!
Und in einer Stunde ginge der Schnellzug Paris—München; mit dem führe sie.
Ihr Verlobter? . . Käme Weihnachten.
. . . Sie wird ihm ihre ganze gekreuzigte Liebe schenken.

— Du sagtest doch, nach mir sei er dir der Liebste? . . Er ist stärker als ich, er wird dich glücklich machen.
— Nein, nein, das ist etwas anderes! Warum quälst du mich so? Warum . . Du weisst doch so sicher, dass es nicht möglich ist . . —
Paul betrachtete sie mit einem bittern Lächeln. War es Eifersucht? Malva sass zusammengesunken. Die Hände lagen matt in ihrem Schoss. Die Augen starrten an Paul vorbei ins Weite; die Trauer ihres schweren Haares erdrückte sie. Es war, als ob sie schon dem andern gehörte, als ob sie von Leidenschaften erschöpft wäre, die in jenem unerhörten Aufruhr, den er kannte, noch einmal, vor dem andern gerast hätten. Ein höhnischer Schmerz stieg ihm in die Kehle; aber als er sie ansah, zitterte er. Eine Glutwelle stürzte über ihn, es war wieder der rotumschleierte Abgrund, der ihn anzog, eine Luft, die von Küssen brannte. Das Weiss einer Gestalt, das im Dunkel gärte . . Nein, nicht wieder diesen schamlosen Tod . . .
Nun müssten sie wohl zum Zug gehn. Man hörte die Türen schlagen.
Mitten auf dem Bahnsteig hielt sie ihn plötzlich zurück. Er wand sich unter ihrem Flüstern, das ihn wie ein starker Duft zu betäuben drohte.
— Ich werde es nicht können, Paul . . Wie

soll ich . . er wird mich berühren, Paul . . er soll mich nie haben! Du . .
Paul küsste ihre Hände. Er sah rote und grüne Lichter in einem dunkeln Himmel. Die Lokomotive schleuderte dichte Funkengarben empor, die auseinanderfielen und wie ein Feuerwerk schwebend niedergingen. Zwischendurch flammten grosse Glutfetzen; sie wehten wie Farben des Aufruhrs, und der lange schwarze Leib des Ungeheuers bebte. Dort, hinter dem Gewimmel der Signalmasten, begann die Ferne.
Wie im Traum sagte er:
— Wir werden noch einmal glücklich sein, Malva; wir beide.
Er fühlte, wie er mit zerknirschtem Gruss, dankbar und verraten, an ihr vorüberging; in der Schwere eines Traumes, am Ende der Welt.
Sie stand, eine kleine braune Schönheit, auf einem Bahnsteig, der blank und weiss im Licht der Bogenlampen fror. Der Luftzug rührte an dem grossen blauen Hut, er bewegte eine lose Strähne ihres Haares. Sie sah ihn an, und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie ihm jetzt, in der letzten Stunde, noch einmal ihre Liebe sagen wollte. Ihre Augen hatten das erstarrte Leben weiter, grauer Horizonte. Immer schien ein Verlangen in ihnen unterzugehn.



DRITTES BUCH

DAS MEER



I.

Fünf- oder sechsmal floh Paul Merkel das Meer. Er glaubte wahnsinnig zu werden an den kalten, durchsichtigen Tagen, da er am Strand umherirrte, wo die verlassenen Lusthäuser standen und die Schatten biegsamer, hellgekleideter Frauen sich im Wind bewegten. Sie waren eine lichte Anmut, weiss auf blau, in die sich der wilde rote Flecken eines Mundes bohrte.
Aber hatte er sie denn nicht genugsam gekannt? Hatte nicht sein ganzer erster Winter in Paris ihnen gehört? Er war so schnell ein Gast geworden, wo er der Liebhaber gewesen war. Ihre Sicherheit, ihr unbekümmerter Instinkt gefielen ihm; er hatte davon lernen wollen. Endlich wusste er: sie waren unedle Tiere. Aber jetzt, da sie froren, hatte er Mitleid mit ihnen, sie rührten ihn. Wie sollten sie hier leben, in dieser Kälte, vor einem erzürnten Meer, dessen Gewalt ihre leichten Schatten zerriss? Wie soll-

ten sie leben, in diesen schwächlichen Villen, zwischen den verwelkten Gärten, jetzt, da die lauwarmen Quellen der Abendmusiken gefroren waren und der bittere Nordwind jeden Duft zerfrass?

Paul konnte nicht bleiben, er musste reisen.

Sobald er seinen Platz im D-Wagen eingenommen hatte, begann die Baumblüte in den unwirklichen Gärten der Einsamkeit.

Er trat seine Reisen immer nachts an.

Das Abteil, worin er sich einrichtete, wurde zur Zelle. Das war eine kleine, schwach erleuchtete Höhle mit Fremdheit und Dunkel ringsum, in der er, immer weiter entrückt, die Schmerzen der Loslösung von seinen Menschen erduldete. Er war mit allen Nerven in das grosse fliegende Netz von rhythmisch starken und unbestimmten Gedanken verwebt. Sein Herzschlag blieb vom gewaltigen, aber so sichern Takt des Eisens bezwungen. Das zärtlichste Gefühl hatte einen ehernen Gang, die geringste Sehnsucht die weite und doch nicht ausschweifende Gebärde.

Er wurde festlich begrüsst von Glocken, die einsam austönten. Manchmal zerriss ihr Klang und hing sich flatternd an seine Fahrt: Trophäen, die er mit sich nahm, mit denen er spielte, und die er in die Nacht zurückfallen liess. Er wurde von fliehenden Lichtern be-

grüsst und von menschenfremden Phantomen, die aufleuchteten und vergingen. Oh, das Licht über den Städten vor ihm, die letzten Häuser der Städte und das jähe Verstummen hinter ihm, die Berge, die Wege . . . die Ebenen, die ihn zurücknahmen und aufs neue tiefer vereinsamten! Sie waren stumme Meere in der Nacht. Die kühne Fahrt schien ohne Ende; es war der dramatische Vorbeizug des äusseren Lebens vor seiner Unbewegtheit. Er erstarrte in ihr und lauschte nur dem leisen Echo einer neuen Seele, die im Begriff war, sich zu formen und eine bestimmte Musik zu werden. Während er das Alte, Gewohnte absterben fühlte, zitterte ein Neues in den Erschütterungen, in den Erschöpfungen und Anläufen, blieb beständig in den Widersprüchen und Kämpfen und formte sich.
Paul wusste: es war seine beständige, eingeborene Seele, die sich aus den Verwirrungen befreite und sich anschickte, von ihm Besitz zu nehmen. Das wäre der vollkommene Spiegel seiner Erlebnisse, sicher und untrüglich wie sein Schicksal. Was ein Abenteuer war, würde eine Erkenntnis und so, endlich, sein Eigentum.
In seiner rasenden Zelle war er von Schatten und Licht überflossen, unter der Oberfläche des Vergessens geborgen und begraben: sinkend, emporsteigend und stolz, weil der grosse Tanz

in der Ferne lockte: das Unbekannte, das Abenteuer der fremden Dinge und seiner morgigen Empfindungen.
Mitten in der Nacht war eine erleuchtete Bahnhofhalle.
Paul stieg aus und durchschritt die Kreuzgänge seines innern Klosters. Er verweilte in einem Saal, wo bunte Türme von Früchten zwischen Butterbroten und rauchenden Kaffeetassen standen und sich in den sprühenden Spiegeln ins Unendliche fortpflanzten. Er wusste, dass er dem Stall der Gemeinsamkeit entronnen war. Die geheimsten, niederträchtigsten Empfindungen waren wie Ketten von ihm gefallen. Hundert Lüste, die ihn benebelten, waren verraucht. Bei dieser Berührung mit der Aussenwelt merkte er, dass er ein andrer war, ein F r e m d e r, d e r w a n d e r t.
Er war gesammelt und abgeschlossen. Seine Einkehr hatte Bestand; und er genoss diesen ersten Sieg. Eine innere Willkür war dem hypnotischen Zustand gefolgt, worin die Gewaltsamkeit fremder Uebergriffe und die Heimtücke der Tatsachen ihn gefangen hielten. Er hatte die Leichtigkeit der Sieger; er war höhnisch und mild.
Dann kam der pathetische Augenblick, da der Zug sich wieder langsam in Bewegung setzte und Paul sich leise, voll verhaltener Freude, mit

feinen Fäden in den Rhythmus der Fahrt einspann. Die Transfiguration seines tierischen Lebens war beendet. Er traf Anstalten, um sich das erste Konzert seiner neuen Eindrücke zu geben. Er bereitete das erste Abenteuer der neugeborenen Seele.



II.

Paul Merkel reiste. Er stand auf den Türmen der Städte und sah die grossen Ströme in ihren schweren, aufgerollten Flechten die Majestät über denTod und das Leben verkünden: hingegeben den Verzauberungen des Lichts, königlich das erhabene Bild der Felder und der Wälder spiegelnd, und wie gross sie das Schicksal der Jahreszeiten trugen. Sie strahlten ihn an aus ihrer Ferne, er stand auf den Türmen der Städte, und sie tauschten Grüsse aus.

Als die Schlachten des Abends begannen, übernahm er den Oberbefehl über seine Schicksale, die sich in drohenden Kolonnen über die Felder bewegten. Er hisste das Signal, aus dem die Berufung sprach: Malva, die Geliebte, die er verriet

Er erkannte den Sieg, als das letzte Leuchten der Ströme versank und mit den Sternen die grosse Einsamkeit in die Welt kam. Da fand

er sich gerüstet und gewappnet: unnahbar glücklich.
Und zu ihm herauf durch die gesunkene Nacht tönten die Städte, Sieg, Sieg! schrie das Licht, das an allen Enden aufflammte, es war ein trunkener Orkan von Sieg, der sich zu ihm aufwarf und die Zinnen der Türme mit gleissendem Gischt krönte.
Der Stundenschlag vielstimmiger Glocken schenkte ihm das Letzte, den gemessenen Pulsschlag, und sein Blut blieb noch lange in der Höhe schwebend, als er längst von den Türmen in die Städte hinabgestiegen war.
Es gab für ihn kein grösseres Glück. Die Welt war unendlich vielfältig; er konnte nichts Lebendes über das Leben lieben.
Das brennende Mal des Glückes trieb ihn immer wieder ans Meer.

III.

Paul Merkel reiste.

Er liebte die Einsamkeit der Hotelzimmer. Da war er von den barmherzigen Bestien verlassen, die schon vor der Reife sein Blut tranken, bis er ihrem tobsüchtigen Mitgefühl unterjocht, auf Mord sann . .

In so einem armseligen Hotelzimmer eines fremden Landes, morgens vor Sonnenaufgang, fühlst du erst bis auf die Nieren dich selbst. Je länger du wach liegst und die elenden Gardinen, die zerschlissenen Teppiche betrachtest, dem ersten Vogelgezwitscher dich hingibst und deine Gedanken von seiner dummen Monotonie zerreiben lässt, je inniger du dich der irrsinnigen Tortur einer solchen Morgendämmerung auslieferst, in einem gemeinen Hotelzimmer, durch das schon Tausende vor dir ihr unglaubliches Leben geschleppt haben, desto einziger bist du. Du wirst unbarmherzig bis aufs Herz-

wasser ausgepresst, und deine Seele befreit sich zu beglänzten Höhen.
Nur in der Ekstase des Hungers noch wird mit so englischen Zungen zu dir geredet. Keine Liebesnacht und auch deine Augen nicht, Lais, sind diese Morgen im armseligen Hotelzimmer eines fremden Landes wert. Alle Schönheit, die Schönheit, wie sie in den Gewittern ihre erderschütternden Falten wirft und das Lied der Schalmei, sie wird, vom reinen, weissen Licht der Erkenntnis umflossen, neben dich auf das wonnige Brautlager gebettet, und sie schenkt dir die Ausgeburt ihrer Pracht, die grosse Schönheit!
Vor d i e s e r Lust fürchte dich nicht! Es gibt kein E r w a c h e n. Du verlorst nichts . . .

IV.

Auf einer seiner letzten Fahrten sammelte Paul Merkel die Erfahrungen, die sie gebracht hatten. Er betrachtete sie und fasste sie in einen kleinen Prolog zusammen. Darin war ungefähr folgendes gesagt:

Es ist falsch, dem Erlebnis, d. h. der Spannung, die durch den Verkehr mit Menschen entsteht, mehr Wichtigkeit beizulegen als den vielen Eindrücken, die uns durch Bilder, in der Musik, durch irgendeine Fabel, durch Landschaften mitgeteilt werden. Das sind alles Anregungen, die ich brauche, um genussfähig zu bleiben. Alles, was geschieht, geschieht für mich, um meine natürlichen Anlagen zu entwickeln. Die Ereignisse aller vergangenen und zukünftigen Tage sind willkommene Feinde, mit denen ich mich herumschlage, von denen ich nehme, indem ich ihnen gebe, mit denen ich in Liebe und Hass so lange ringe, bis ich sie mit

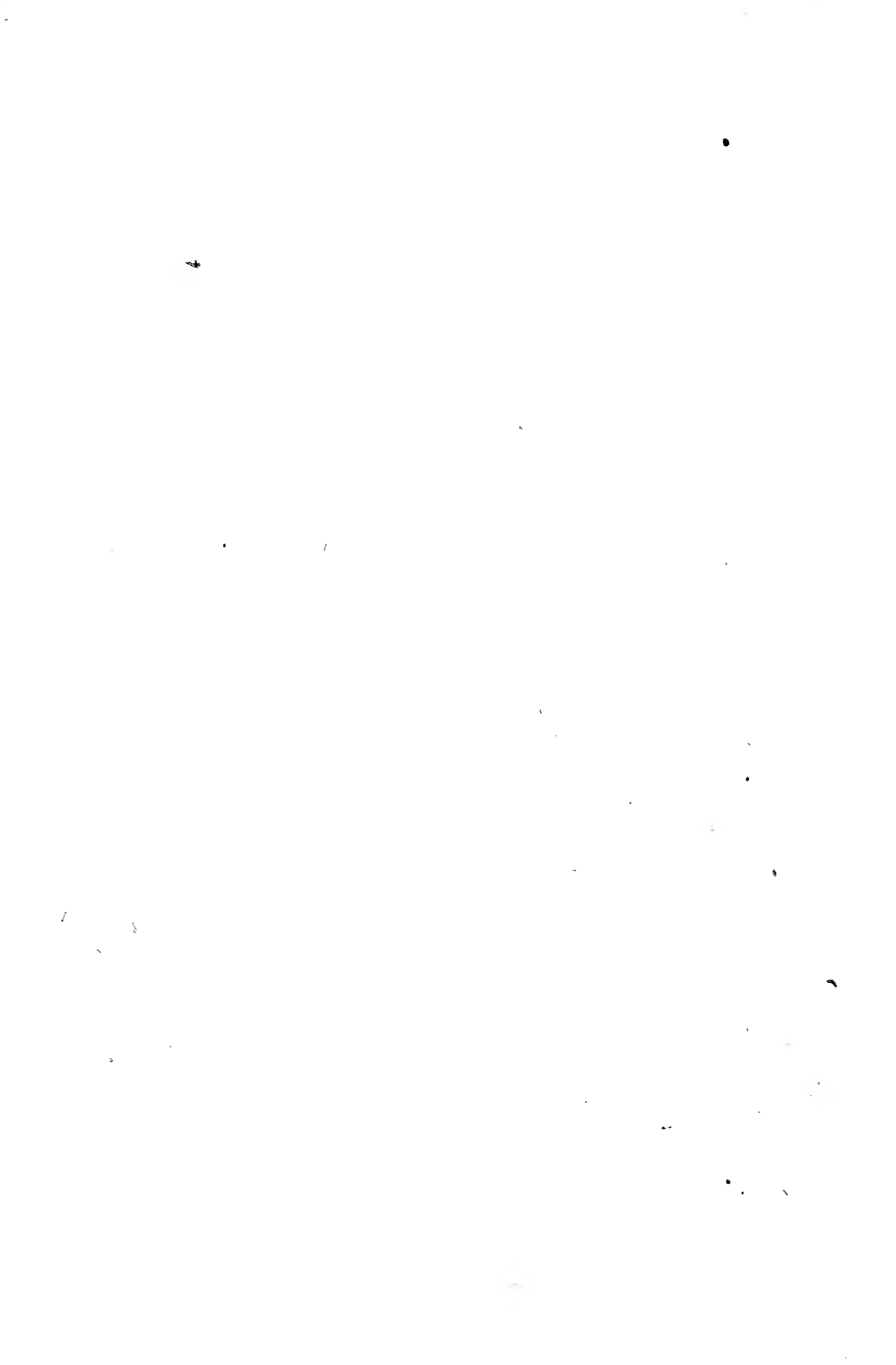
mir vermischt habe . . Meine Natur ist ganz darauf gerichtet, sie mir zu unterwerfen, sie zu meiner Sache zu machen. Ich muss so tun, ob ich nun will oder nicht.
Wir lieben keinen Menschen um seinetwillen. Wir lieben ihn, weil er eine Abart von uns ist, eine unsrer Schwächen, einer unsrer Jahresringe, eine Sehnsucht, oder eine Vollkommenheit. Sie sind gut genug, um Leidenschaften in uns aufzuwühlen, die unsrer eigensten Natur angehören, um die Gedanken zu schleifen, die uns noch nicht geblendet haben. Wir lassen uns schinden, auf dass unsre Empfindlichkeit sich vermehre und die Reize, die wir den Dingen abgewinnen, heimlicher, ungewöhnlicher, ergreifender werden.
Unser Leben, auch das seelische, ist eine Selbstverbrennung. Wir gedenken, dieser tragischen Feuersbrunst mit Gewinn zuzuschauen und einigemal, im Verlauf der Jahre, die unser sind, die wundersame Passion des Phönix in uns zu erleben.
Es ist das einzig Schöne, solche Ostern einzuläuten.
Glaube nicht an die Göttin Wissenschaft, in der viele die unerschütterliche Religion der Zukunft sehn. Eine Kurie, aus deren Weltempfinden jeder Schimmer von Mystizismus gewichen, wäre furchtbar.

Man kann sich nie tief genug in Ungewissheiten versenken, und die seelischen Ungewissheiten sind die tiefsten. Die Wissenschait, wie die Kunst, wie das ganze Leben überlegsamer Geister ist ein Mittel, die Kenntnis vom Menschen zu fördern. Der Fund des Radiums und die Entdeckung eines Bazillus sind gleich wichtig für die Psychologie und ebenso romantisch. Das geistige Rom, in das alle Wege münden, die synthetische Metropole der Seele ist die Wissenschaft der menschlichen Empfindungen, und alle bestiefelten Eroberer und alle seelischen Abenteurer haben am letzten Ende nichts getan, als dem grossen Archiv einige mehr oder minder wichtige Dokumente zu hinterlassen, und jede Schönheit ist eine solche Auskunft.
Es lohnte sich nicht mehr zu leben, wenn die Wahrheit in die Welt käme . . .



V.

Dann behielt ihn das Meer.
Der Gedanke der Reinheit, die die Schönheit ist, beherrschte ihn vollkommen: die radikale Richtung der Seele, die wir mit Fleiss unterdrücken und verleugnen, weil wir fürchten, sonst nicht mehr leben zu können.
Paul Merkel wurde zum Pilger der Ekstase, zum Asket des Gedankens. In der klösterlichen Strenge eines nordischen Winters, vor der seelenerschütternden Offenbarung des Meeres wurde er bis ins Letzte einsam und fremd.
Jeder, der einmal abseits ging, hat diesen schneidenden Winter und die Drohungen, die Erlösungen eines Meeres gekannt. Ueberall sind Pilger auf solcher Wallfahrt begriffen.



VI.

Er lag stundenlang am Strand von Dieppe und liess sich von den ungeheuerlichen Melancholien der unsterblichen Geliebten rühren. Es schüttelte. Es würgte. Fast presste es das Herz ab.
Es kam mit dem sinnenpeitschenden Lärm eines Eilzuges an, mit dem unaufhaltsam rasenden Verlangen (oh, nicht länger, nicht länger!) nach einer allen zertrümmernden Widerstand aufnehmenden Vereinigung, einer überlegenen Güte, die Höllen zu vernichtungstrunkenem Glück erlöst — gewaltsame Leidenschaft, die alles, was am Wege steht, unwiderstehlich in den Staub reisst, vor das brennende Gesicht ihrer Allmacht hin . . . und die auf dem Wege ist, sich schicksalsvoll hinzugeben . . . in einem das ganze wilde Leben der Welt überschreienden Glück.
Hier ist das Ende des Menschlichen!

Schlagt die Tore ein, an die sich der Flug der ekstatischen Seele stösst, zerschmettert am letzten Horizont euer zeitliches Geschick, vollbringt euch in Erdrosselungen — — hier ist das Ende! Schon leuchtet wie das wüste Wahnsinnshaupt eines Gottes ein Stern in den entrückten Chören blasser Morgenröten. Das ist der lichte Wein der Trunkenheit, auf dem die blumengeschmückten Gondeln, eure sinnlos-singenden Seelen, tanzen . . .

Aber es riss die Seele gnädig an den Leib zurück. Es kam mit der Gewalt der zielnahen Sehnsucht an und brach über seiner Angst in einem katastrophischen Ergusse zusammen. Rieselte mit der Sanftmut eines vorsintflutlichen Ungeheuers zurück. Mit ihr, der mütterlichen Geliebten, floss er immer wieder über von Liebe, masslos, verbrecherisch, bis zu Krämpfen der Erschöpfung.

Er fuhr hinaus. Als der Augenblick kam, da das Schiff des Meeres unantastbar keuschen Gürtel durchschnitt, wurde er ohnmächtig vor Glück.

O du von keinem Schmerz entstellte Tragödin. O du sanfteste, unverbrauchbare Geliebte. Du unwiederbringlich letzte Geliebte . . Er war ihr im Taumel übermenschlicher Gefahr vermählt.

VII.

Als die Sonne unterging, stand er mit einer Schar blasser Pilger am Strand. Jeden Abend kamen sie aus den Erdhöhlen, worin sie wohnten, hervorgekrochen. Sie stellten sich der Sonne gegenüber und sangen:

Die Eispaläste der Horizonte standen blendend offen,
Die Sonne auf dem Meer fror zu.
Fackeln zum Ziel: verzuckendes Hoffen,
brandrote Gedanken rasten zur Ruh.

Irgendwo ist ein Mädchenkörper eingefroren,
der ward vor Millionen Jahren geboren.
Irgendwo ist ein Weib verendet,
nie geschändet.

Die Welt erfriert.
Ob letzte Glut den Salamander gebiert?

Und über die Nacht her kam es, zwei dumpfe Glockenschläge: Redemptio mundi. Die blassen Pilger knieten nieder, um die Glockenschläge in ihrem Herzen zu empfangen. Dann sah man sie klein und grau in ihren Höhlen verschwinden.
Die grünflimmernden Streifen des Leuchtturms wanderten, Paul lag geborgen in seinem Schattenbereich und wanderte leuchtend, warnend, mutsprechend übers Meer. Er war eins mit dem Meer. Er spürte die Schauer auf der blossen Haut, wenn in der Höhe der leuchtende Streifen über ihn wegging.
Und die Tabernakel der silbernen Leere wurden weit aufgetan.
Er fühlte bis in die Fingerspitzen, wie vor ihrem beständigen Glanz alles Dunkel versank.

VIII.

Er trat seine trunkenen Rundgänge an, eine grosse, grüne Bogenlampe an der Faust. Er schritt neben ihr, wie neben einer lang entbehrten Geliebten, da die Sehnsucht sich eben erfüllt hat und göttliche Trunkenheit glückselig ungewisse Wege in dreimal glückseliger Versunkenheit geht. Ihr wonnig grünes Licht war seine tiefbefriedigte Lust. Er begehrte nicht mehr die Gewissheit, er besass alles in diesem Licht an seiner Seite. O freundliche Vulkane, . . . Feennächte über der Sahara!

Viel ironisches Sentiment hatte sich an Tigerhälse geschmiegt!

Seine Hirngespinste durchglänzten sich im Licht wie Schnakenheere. Zart, ruhig . . ewige Sekunden. Metaphysische Gedanken waren in der weichen grünen Matte aus den Eierchen gekrcchen. Sie brannten sich nicht, nahmen nur ein freundliches Aetherbad. Und es war doch

höher als der höchste Leuchtturm, um den Stürme Nachtvögel wüst und verloren schlagen. Höher als der Kampf . . Mächtige Schlachtschiffe bewegten sich durch die Nacht auf ihn zu. Viel lachende Gewalt winkte der sanften Glorie der Nacht.
Er kehrte von seinen trunkenen Rundgängen zurück.
Ferne Rufe von Fischerbooten.
Fröstelnde Messe der Nüchternheit im Hotelzimmer.
Ein Gähnen —!

IX.

Die nächste Nacht im tiefen Land.
Er löschte die Oefen im Umkreis und war in einer Landschaft von Reif und Mondlicht.
Vorüber die blutigen Scherzi der Abende und das Adagio des Untergangs in den Augen der grasenden Kühe: ebensovielen Kapellen in der Dämmerung als Augen, Minuten und Himmelsrichtungen.
„Kniet vor diesen Priestern des Endes, die das Menschlichste in Monstranzen wie Medaillen abendlich bewegen.“
Der Segen, wenn es aufhört zu dämmern —
Und die Schüsse, die nicht gelöst wurden, auf den schaukelnden Fregatten des Sonnenuntergangs, die Teppiche über Bord und an den Masten der Schiffe, die sie hinter sich herschleiften, und deren Farben sie verzehrten; die Gesten und die edelsteinumblitzten Turbane der türkischen Besatzung, wie sie ihre Harems aus-

schiffte, wahrlich an schwankenden Gestaden, Sprungbrettern in wundervolle Höllen. Himmlisches Niederflattern farbiger Raubvögel, als Himmel und Erde entbrannt waren!
Er trug die ewige Ampel vor der Stirn mit der feurigen Mischung aus allen Wundern der Schönheit, denen menschliches Sehnen nachzuspüren vermag . .
Vorüber die Orgien der menschlichen Abende.,
. . Welch einen blendenden Leib zeigte diese Landschaft von Mondlicht und Reif —
„Beuge dich über den Brunnen, der mit silbernem Ring die Seele des hohen Sternhimmels einfasst . .“
Als Paul sich umwandte, sah er den weissen Umzug der Pilger in der Vollmondnacht. Ihre blassen Gesichter waren den Sternen zugewandt, die flachen Hände badeten im Licht der Milchstrasse, unter der sie hinzogen. Sie wisperten Gebete, dass die Reinheit dieser Nacht ihr Blut erlösen möge.

X.

Die ganze nächste Zeit war das Meer in Aufruhr. Es rauschte Tag und Nacht in den Gesängen der Macht. Und die drangen in das Blut der Menschen und verführten ihr Herz zu unbedenklichen Grosstaten und gewaltsamen Erlösungen. Sie gaben ihnen den Rausch jener erhabenen Stunden, die noch über den finstern Tagen und den ungewissen Nächten wie lichte Brücken schweben.

Der Chor der Pilger sang.

„Der Rausch steigt, und wir erstarken."

. . Paul war ganz durchbraust von höhnenden Gesängen der Macht. Ritornelle von jubelnder Härte halten ihren Tanzplatz in ihm. Er sah, am Fenster seines Zimmers lehnend, in sein vergangenes Leben: eine Abendlandschaft, die ihn dirnenhaft anlächelte. Er winkte ihr zu. Reingewaschen von der unanständigen Dummheit der Jugendjahre war er fröhlich wie nie. Er ging

mit glänzendem Leib an den Strand hinunter, rüstete und fuhr hinaus. Er winkte lachend zurück. Dann wurde der Gesang der Wogen unwiderstehlich, und machtvoller durchbrauste ihn der erschütternde Frieden.
Um ihn war die Hoheit strahlender Strudel.

Er redete.

Redete die infamste Litanei herunter. O ihr Heiligen! O ihr Madonnen!

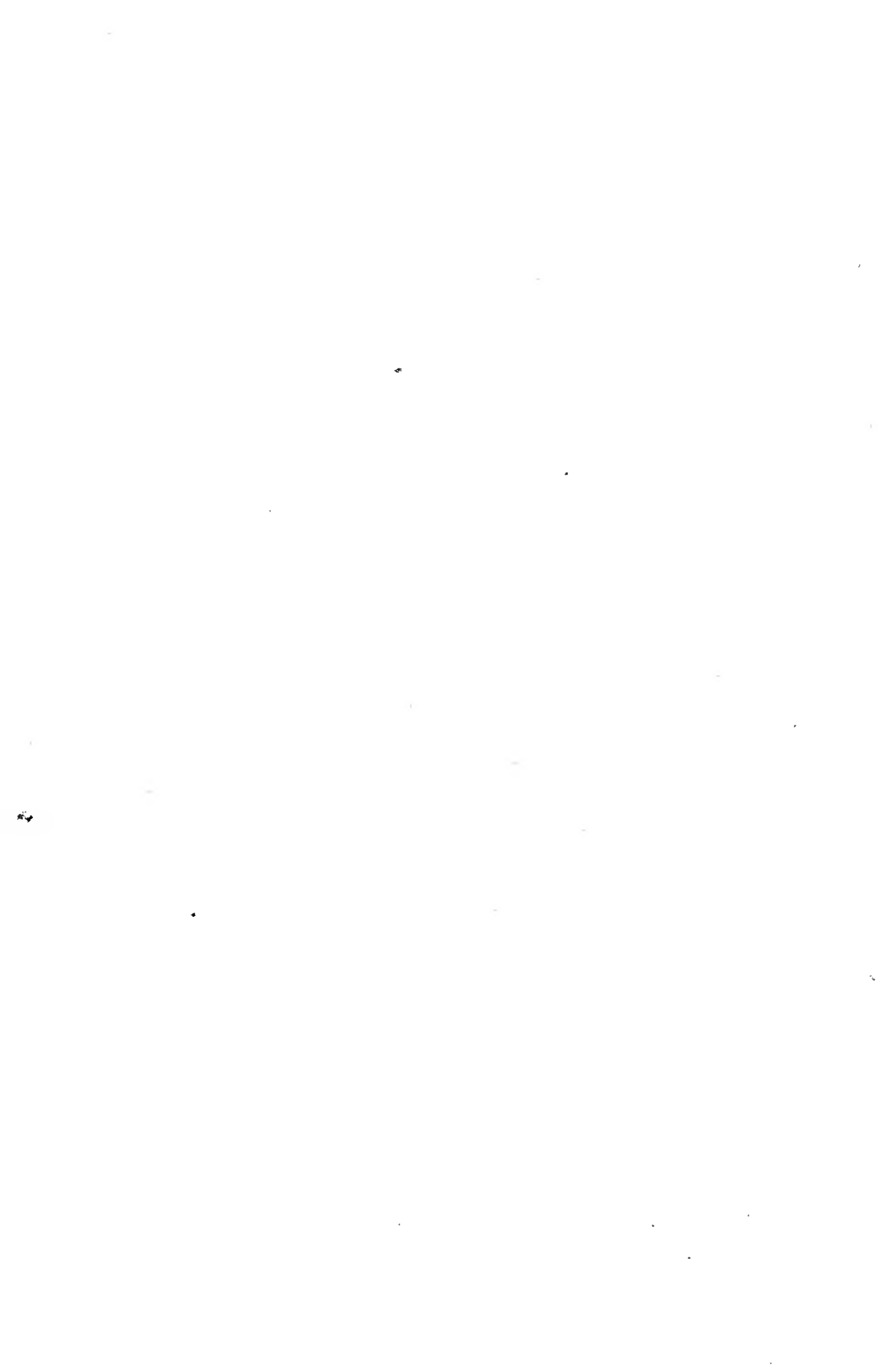
Es ist die Zeit, violette Banner in den trüben Himmel zu hängen.

Heute ist das Fest Immaculata.

Heute weht ein Südwest aus der Zeit der ersten Seefahrer (reine Kinder an Roheit).
Seele! habe den Flug der Möwen und das Herz im Sturm und die Augen voll falscher Wollust.

Und trunken warf er sich zurück und liess sich von einem Gipfel zum andern schleudern. Hundertmal wurde er begraben, hundermal stand er aus dem Grabe auf. O die schwellende Inbrunst der Liebe, bis in ihm die Kommunion des Himmels mit dem Meere vollbracht war. Er hörte im Innern der Erde die Glocken stärker läuten bei dem feierlichen Akt.
. . Die Himmel schimmerten von lichten Scharen der Engel.
Sie streuten rote Rosen aufs Meer, mit denen

die unbändigen Gipfel sich schmückten, und die feurig in den Tälern blühten.
Er schloss die Augen. So fern war er, so weit. Er trug ein Heiligstes im Gesang durch Wüsten und Meere, über Wälder und Gebirge, über Türme, über die beglänzte Nacht in die Ferne.



XI.

Er las in den Briefen Malvas.
Und in tiefen Atemzügen genoss er die berauschten Sommernächte ihrer Augenaufschläge, die wilden Gelübde, die tropische Flora ihrer Worte. Die Nächte. Die hellen Tänze der Anmut und die Mitternachtsstürme. Er genoss soviel Wollust in entrückter Ferne.

Die Ferne! Die Landschaften unserer Sünden. Erlöst von den Alltäglichkeiten, entschleiert die Seelen. Strahlend die Seelen, in ihrer in Ewigkeit gebetteten Sprache. Wo die Wollust die Gestalten der Bäume durchwandelt, stark und zwecklos, berückende Symbole. Wo im Flug der Vögel Melodien von brutaler Brunst entschweben: selige Kadenzen, — und alle tiefe Treue wirbelt mit den Blüten. Keine Schreie, keine Schwüre! Die Wollust verlor den Stachel: die Lüge. Und gleich wurde sie überirdisch,

wunschlos: in Wellenschlägen von brennendblauen Ufern herüber. Schattenlos.

Pan liess ein Echo zurück:
„Glückseligkeit! die Schöpfung hat ihren Gott verschlungen, der Mensch ist tot!"

Das blühte durch Höhen und Tiefen . . .
Er las in den Briefen der schönen Malva. Er sah sie und liebte sie: die Madonna mit dem feuchtroten Mund und dem aufreizenden Schleier ihrer verlogenen Seele über dem Kindergesicht, den kein Sturm von ihr nimmt. Dieser starke Zauber, der ihr die Vergangenheit jener knabenhaft zarten und zärtlichen Amoureusen andichtet, die durch die Jahrhunderte in einer nebligen Nacht geraubt, auf den Armen leidenschaftlicher Geliebter durch Wachen und Hinterhalte getragen, in den vielen Gefahren so sehr geliebt worden sind. Geraubte Kinder, die zu Abenteuerinnen wurden — die schönen, schlanken Raubtiere des Himmels. Heuchlerinnen romanhafter Perspektiven und süsse, fanatische Verräter.

Jede Vollmondnacht betete Paul zur unverwüstlichen Jungfräulichkeit der Jägerin, und er mengte den Namen Dianas in die Litanei unsrer lieben Frau: auf diesen wonnevollen Kontrapunkt stellte er die mitternächtliche Missa solemnis seiner vollmondüberglänzten Einsamkeit, nachdem

er sie, seine Geliebte, angerufen und also gesprochen hatte:

„In der ewigen Strahlenbläue blühen die Epitheta, die Symbole für deine Art sind, Geliebte. Mit seltenen Blumen in blanken Scherben möchte ich dein Bild umstellen, dass es blendend werde und in den eintausendundeinen Seelen schillernd. Lauter Ex voto für dein finsteres Martyrium.

Siehe! alle Seelen die um dich sind, schmücken dich, Geliebte.

Sie übersprühen deine Verderbtheit wagerecht mit Regenbogenfarben, Geliebte.

Du nimmst die Vernichtung und die Gewalt der Treibhäuser mit, wohin du gehst, Geliebte.

Gewitter von Düften glänzen um deine Schritte, und dein Fleisch ist mit den fremdesten Salben und Oelen gesättigt aus den Kelchen kaum geahnter Blumen, Geliebte.

Deine Augen erblinden vor dem Tageslicht. Sie überglänzen die Nacht und morden den vollen Mond.

Von den aufgelösten Haaren hebt dein erglühtes Leben sich gleichwie von tragischen Horizonten ab, entfernt und knisternd nahe, Geliebte.

Deine Lippen sind weich und matt wie ein zerknittertes Seidenkissen, Geliebte.

Dein erschlaffter Mund noch läutet Sturm.

In deinen Puppenzähnen bleiben Tag und Nacht die Unschuldsträume wach . . .
Dein Körper ist seelenlos. Es galt, den Körper zu überwinden. Dein höheres Genie verstand es, das Gewöhnliche mit Grazie zu verhüllen, Falten und Bäusche zu verteilen, mit einer ganzen und völligen Bekleidung aufzureizen, den Kopf über den Blutgesang zu heben, den die Kleidung für den ganzen Körper flüstert und schreit.
Du darfst dich nie entkleiden. Deine fanatische Stirne leidet es nicht. Der Mund nicht, nicht die Haare.
. . . Da nun die elende Gloria des Einsamen begonnen hat, lass mich, o heiliger Geist, ich bitte dich, die feurigen Zungen sehn und erkennen, in denen du dich zu offenbaren liebst, auf dass ich mit sorgsamen Beschwörungen Gräber der Seele sprenge und die heimlichen Türen, wo nur die Schutzengel ein- und ausgehn, sich meinem letzten Sehnen nach ihrer Schönheit öffnen mögen. Amen."

XII.

Es war im Mai und im sechsten Monat seines Exils. Paul Merkel hatte die Nacht durchwacht. Er öffnete das Fenster und sah aufs Meer. Weit draussen standen die Segel der Fischerboote, platonische Sehnsüchte; Fernsüchte.
Die Glocken in der Stadt läuteten zur Frühmesse. Sie verstummten gleich wieder.
Die Welt ist ein Kloster, dachte er. Irgendwo blühen Gärten, singen Vögel, Frauen lächeln und lieben, und man ist einsam. Man glaubt sterben zu müssen, wenn in der Ferne eine Glocke tönt, wenn in der Luft ein Glücksgedanke sich regt. Alle Städte, an die Paul dachte, schienen nur in ihrer Vergangenheit zu leben. Die Gegenwart war ein tiefer Schlaf, den die Glockenschläge gefangen hielten. Dann fiel ihm das Bild der Stadt ein, in der Malva wohnte. Eine breite leere Strasse führte zwischen Gebäuden, die längst verlassen waren, zu einem schweren Tor

(vergessene Triumphe . .), und wenn man die Schritte unter seiner Wölbung schallen hörte, sah man wieder auf dieselbe breite Strasse, die nun zwischen zwei Reihen heldenhaft einsamer Pappeln hinauszog, immer geradeaus und niemals ins Freie. Gärten blühten, Vögel sangen, ins Innerste entrückt.
„Ich muss hin, wo Malva wohnt."
Paul hielt den Atem an, als ob das Glück mit überirdischer Traumstimme ihn riefe. Es war Malvas Stimme, die ihm etwas unendlich Einfaches sagte. Welche Erlösung, als aus der tiefsten Schwermut ein Lächeln in ihre Augen stieg. Wie dieses Lächeln war! . . Malva hätte aus der Welt verschwinden können, ihr Lächeln wäre geblieben: grenzenlos fröhlich und vollkommen. Welcher Tod, als das Lächeln Wort geworden war! Sie gingen auf jener breiten Strasse, und um ihn war der Augenblick, da in ihrer Stimme die ganze Süsse und die Stärke eines Lebens in einem einzigen Wort erblühte. Es hob alles Vergangene auf, ein ganzes Leben starb, damit das eine Wort mit allen ungeteilten Kräften des Körpers und der Seele lebendig werde. Wie eine schwere Blüte schwankte es vor ihm. Tiefe Farben und berauschte Gebärden sanken auf ihn herab, und er zitterte.

XIII.

Paul reiste dorthin, wo Malva wohnte. Er wollte sie nur wiedersehn; nur ihren Gang und die Farbe ihrer Haare . . die Augen, den Blick, ihre Lippen wiedersehn und dann ohne einen Menschen glücklich sein, wenn die Stunde gnädig wäre.

Am Abend des andern Tages begegnete er Malva auf der Strasse. Sie ging am Arm eines Mannes, der ihr glücklich ins Gesicht sah. Was Paul danach tat, war wie in einen Nebel gehüllt, in dem er sich nicht erkannte. Er fühlte eine Dumpfheit, die ihn bezwang, er war glücklich und traurig auf umwölkten Höhen; ihm schwindelte.

In der Nacht fuhr er zurück. Er sehnte sich inbrünstig nach der grausamen Nüchternheit der frühen Morgenstunden am Meer. Nach der erlösenden Gewalt seiner Unmenschlichkeit, die

dem Leben entfremdet und in eisigen Lüften vor dem Einsamen die Schönheit tanzen lässt.
Als es Tag geworden war, sah Paul meilenweit nichts als schwarze Frühlingserde, über der die Sonne flammte.
Er zog die Vorhänge vor die Fenster und sann Trauermärschen nach, die keinen Anfang hatten und nie ein Ende nahmen. Sie führten ihn in ein Freudenhaus, wo zwischen ungeordneten Betten, japanischen Fächern und staubigen Papierrosen seine schwerblütigen Erinnerungen eingekerkert waren und die Unzucht anlächelten.
Auf der Treppe war die traurige Maskerade plötzlich fort. Ein Hochzeitsmarsch kam von unten herauf und brachte ihn bis vor eine Tür. Er bemerkte, dass er in einem Hotel war und mitten in einer grossen Gesellschaft vor seinem Zimmer stand. Weisse und braune Frauenschultern streiften einander mit dem Ausdruck selbständiger Wesen . . Lippen hatten Gedanken und Gefühle, eigene Leidenschaften, die in ihnen ausbrachen, oder die sie verbargen; besonnene Tiere. Grelle Gewänder glitten unter Kosen und Knirschen durcheinander; auch sie waren ein Leben für sich, ein elementares Geschehn. Das alles brach ins Zimmer und wirbelte durcheinander in eiligen und heftigen Genüssen, in Umarmungen, die Scherze waren. Auf einem Gesicht frass das Leid, das andre verdunkelte die

Lust. Die Stoffe brannten im Licht einer Fackel, die jemand in der Luft schwang und dann einer Frau ins Gesicht stiess, worauf es Nacht wurde. Aber neue Fackeln tanzten in den Spiegeln empor.

Das füllte das Zimmer und überschwemmte die Erde.

In der blutigen Beleuchtung der vielen Gesichter taumelten die leidenschaftlichen Schicksale, die sein Geist und sein Blut geboren hatten, und die unsterblich für ihn verloren waren. Und doch hatten sie einige Formen seines Geistes angenommen. Augen lebten, in denen die Umrisse früherer Umarmungen noch nicht verwischt waren. Lippen, die noch genussfähig waren, wölbten sich ihm erinnerungssüchtig entgegen, und er durfte sie nicht berühren, weil sie schwer an einer Vergangenheit trugen, die ihm feindlich war. Fremde Küsse waren auf sie gehäuft und die Ereignisse vieler Tage, unter denen seine Liebkosungen und sogar die Erinnerung daran verkümmert waren. Und doch fühlte er diese Lippen in den seinen. Und viele dieser Menschen, die er sehr liebte, hatte er nie gekannt. Vielleicht hatten sie nie gelebt . .

Da fassten alle einander an. Sie vollführten einige Tanzfiguren, er wurde von der Tür in die Mitte des Zimmers geschoben. Sie warfen die Fackeln in einer Ecke zusammen, sie stellten

sich von neuem auf, und ein Cancan, der alles in Brand setzte, flammte wie ein Feuerwerk und erlosch plötzlich im Dunkel. Im Augenblick, da die letzten beschatteten Aufregungen im Hintergrund des Zimmers vergingen, und während aus der Ferne der Lärm und die Musik eines Festes herüberklangen, trat Malva vor. Sie war ihm entgegengegangen und stand nun in der Mitte des Zimmers. Mit einer tiefen Verbeugung begrüsste sie ihn. Langsam streifte sie die Röcke, dass in der dünnen roten Seide mit einer schmiegsamen Wendung Schenkel und Kniee hervortraten. Sie verdrehte langsam die Hüften und stützte blitzschnell gleitend den Arm auf; und indes sie sich räkelte und den geschminkten Kopf wiegte, sah sie ihn an. Die prahlerischen Lockungen einiger hundert Kokotten umwirbelten ihn, und ihr Mund war kein Mund mehr.

XIV.

Paul kam nach Mitternacht in Dieppe an. Er wollte sich vom Portier einen Punsch brauen lassen, von heiligen Jungfrauen träumen und dazu eine Zigarette rauchen. Ein Dutzend „Leben der Heiligen" lag zwischen fliegenden Blättern auf seinem Tisch umher: er würde die Notizen sammeln und ein Gebet an die himmlische Liebe verrichten: nur von fern, leichtsinnig und beschwingt, weil er müde war und nichts wünschte, als in einem weissen Garten schlafen zu gehn.

Aber als Paul im Dunkel langsam die Treppe hinaufstieg, glaubte er, dass er in Malvas Zimmer ginge; und wenn er jetzt einträte — Er fühlte wieder die heissen Blutströme, die Malva und ihn in andern Nächten umrannen, durch eine Treibhausnacht im Zimmer toben. Sie zerfleischten, was an warmem, unvergänglichem Leben in der Luft lebte . .

Wenn sie nun irgendwo in einer Ecke sässe, stumm, und so ihn lange erwartet hätte . .
Wenn sie aufstände, irgendwo aus dem Dunkel, wenn nur ihre Augen sich erhöben, wie eine Flut bestirnter Finsternis, und ihn umschlängen.
. . Es wären die Blicke, die im Dunkel schwämmen, die zarte Gestalt, so schmal und entschwindend, und ihre Stimme, die plötzlich spräche . .
Er stand lange vor der Tür und wagte nicht zu öffnen, bis er den Portier kommen hörte.
Nun riss er die Tür auf, tastete zur Konsole und entzündete mit zitternden Händen die Kerzen vor dem Spiegel. Und ein gleissendes Dunkel wurde farbig; er sah sein Gesicht in einem starrten Taumel von Nächten und Tagen, in sie verdämmernd, leise leuchtend und entzückt, wie das Gesicht der Toten.
Der Portier trat mit einer rauchenden Punschschüssel herein. Er stellte sie vorsichtig auf den Tisch.
„Nehmen Sie, François."
. . Es waren Menschen in das Sterbezimmer getreten.
François sah sich um. Er ging auf den Fussspitzen zum Waschtisch, ergriff den Krug und leerte ihn. Er schlich zurück, hielt das Gefäss in den Dampf der Schüssel und drehte es behutsam hin und her. Dabei sagte er leise:

„Sie werden sehn, Sie werden sehn, wie das fröhlich macht.“
Er schöpfte Punsch in seinen Krug, und dann war er fort. Seine Schritte schlürften die Treppe hinunter. Paul lauschte ihnen, und lauschte noch, als sich kein Laut mehr im Hause regte. . . Die Menschen waren leise hinausgegangen. Es war still.
Dann brach in der Ferne ein Tumult los und wälzte sich mit rasender Eile heran. Und plötzlich fühlte Paul in einer furchtbaren Zerknirschung die Stille und die Nähe des Meeres in der Nacht. Und dann, als er sich in den Lehnstuhl warf, wurde er vom Gedanken an Malva wie von einem Strudel ergriffen, die Monologe der Einsamkeit überstürzten sich, es war nicht ihr Zimmer, sie war fern, und er hatte sie für immer verloren . . Ein schluchzendes Klagelied zog über ihn weg, wie ein endloser Zug entschwindender Stunden.
Die Stille schien sich in den Kerzen zu verzehren. Auch jenes unwirkliche Leben im Spiegel erstarb. Paul fühlte, wie der Wunsch, Malva zu besitzen, tropfenweise im Pochen seines Blutes schwand, und es war der einzige Laut in der Nacht: dieses Entsagen, das wie ein langsames Verbluten war.
Als er so still geworden war, dass er sich nicht mehr leben fühlte, erhob sich die Gegenwart der

Geliebten aus der Tiefe seiner Seele, und die Stille verwandelte sich in sie. Es war ihr Zimmer, in dem er sass, sie war ihm nah, er sah ihre Augen und das sanfte Licht ihrer Hände und die samtne Wehmut ihrer Gestalt. Er sah sie ganz, die Geliebte, in ihrem fernen, vom Strahlen ihrer Seele gereinigten Leben . . Er war des Glückes voll, dass er das grosse teppichschwere Zimmer wiedersah, in der Dämmerung, wenn die Schatten der Bäume an den Wänden schwankten und ein anhaltendes Sausen des Windes diesen kostbarsten Fleck der Erde mit magischen Kreisen umschloss.
Ihre kleine zarte Gestalt schmiegte sich an seine Kniee, die schimmernden Händchen tasteten in süsser, o so verlorener Trunkenheit über sein Haar, sein Gesicht, hielten sich auf seinem Mund, wie zwei Vögel in der warmen Ecke aneinandergeschmiegt und horchten auf das Zittern in ihrem Blut. Alles ertrank in ihren Augen, diesen Augen einer durchs Unermessliche sich neigenden Hingabe, dieser todsanften Finsternis des Letzten, des nie mehr Erwachens und ewig lebendigen Duftens am Herzen einer übermenschlichen Güte . . Die schluchzende Dankbarkeit, das selige, selige Erfüllen ihrer Augen, die die Welt begruben und sie beide tief darunter, einzig Lebendes in eben verstummter Musik.
Oder war es nicht so? Hatte er sie nur in

seinen Armen gehalten, damit ihre Seele, die ihn in ihrem Leib, der wie ein geängstigtes Tier gezittert hatte, nicht zu Tränen rühren konnte, durch alle Poren in ihn eindränge, in jenen Dämmerungen, . . . Stunden schmerzensschönen Erkennens, sich nicht ganz hingeben zu können, so mit dem letzten verrinnenden Odem: auf dass später, nach Jahren, ihre unsterbliche Schönheit in ähnlichen Stunden aufstehe und übermächtig die Welt erfülle und ihn in die Knie zwinge vor dem rauschenden Flügelschlag ihrer Hingabe und ihm das Herz aus dem Leibe risse und es hinaushalte in das ungewisse Licht des Tagendes, tierisch zuckendes Weh, verblutende Reue . . und es aufjubelnd hinausschleudere unter die Sterne! Dass sich ihr kalter Chor belebe, . . zu ihrem Lob, zum schmelzenden Hochgesang auf eine Frau, zarter als das Riedgras, das vor dem Sonnenlicht erzittert, und die so gewaltig liebte, mit hingerissenem Herzschlag, mit erbleichenden Händen und ausgedorrten Augen, mit einem Beben um den Wimpernschlag des Geliebten, dass von dem Anblick die Engel Gottes erstarrt wären.



XV.

Es war geschehn, dass er sie wiedersah, als ihre neue Liebe in lichten Höhen über ihr schwebte. Durch das Blau des Himmels jagten einander die Liebesgedanken, von ihrem Herzschlag gelenkt, der sie wie ein beglückender Südwind hin und her warf. Er dachte: ihre Liebe ist ihr Leben, ihren braunen Leib berührte nie das Feuer der Ferne. Sie ist eine schwache Irdische und sehr keusch. Ihre Liebe ist ihr Leoen, welchen Namen auch der Ruf vom hohen Turm verkünde. Wieviel leidenschaftliche Gewalten brachen sich schon auf einem kindlichen Traumgesicht, von wieviel zweifelhaften Ozeanen überschwemmt glänzt es in unverwüstlicher Reinheit: — immer spiegeln sie die alten Sterne, diese wechselnden Gewässer, die aus dem Grund ihrer Seele aufsteigen und ihr Antlitz verfinstern.

Er ging an ihr vorüber der sinkenden Sonne entgegen, die den Asphalt der Strasse spülte.

In flimmernden Zaubern gingen sie einander vorüber. Goldgrüne Lichter mit opalschimmernden und rötlichbraunen, rauschende Flecken und Stichflammen mischten sich in ihren sich kreuzenden Blicken. Die Sonne tanzte.
Zwei fremde, farbige Schicksale schwebten einander vorbei in den wirbelnden Katarakten der Abendlichter — ewig den Täuschungen der bunten Stunde ausgeliefert. Und bei beiden, in aufleuchtenden Hintergründen, klang — ein kurzer Zymbelschlag — der Hass auf. Da fühlte er, dass er reif für diese einzige Liebe geworden war, weil er Hass empfunden hatte. Zäh und hart wie einen Zymbelschlag.
Im starken Rausch einer seiner Erfüllungen schritt er aus durch ein Tor, zwischen festlichen Pappelreihen, dem Triumph des Tages entgegen. Aus der sinkenden Sonne stürzten die roten Wölfe und frassen alles Mitleiden, die Qual der Schwäche, alle Liebe, allen Hass. Flogen in feurigen Rudeln, dem Käfig entronnen, gegen dessen Stäbe sie eine Ewigkeit gewütet hatten, in dem so viel Lebensatem verglüht war. Sein Herz flammte in der Brunst reissender Tiere.
Er betrat eine Kirche.
Hinten im Chor, der mit barbarisch bunten Stoffen ausgeschlagen war, auf smaragdgrünen Polstern kauerten Geschöpfe des Orients. Janit-

scharenmusik blies zum Sturm, begleitete irgendeine Himmelfahrt . . . Und im Ruf der Instrumente endete die überirdische Metzelei, verblutete grell und dampfend die geschlachtete Sonne. Ein Stück blutendes Herz blieb in der Ecke des gemalten Chorfensters kleben und gerann. — Nun hätte er die Hymnen der bittern Notwendigkeit singen mögen. Die stählernen Gesänge der Unentrinnbarkeit. Die Sprache des ungeheuerlichen Herzens erforschen, das mit eisernen Schlägen die Welt lenkt.
Aber der müde Rhythmus Mensch bricht in die Knie, Malva . . Wer erhöbe sein Haupt über das Blühen der Welt! Blut ist unser Schicksal, und die Sprache des Blutes, die dem Höheren fremd ist, und die wir lieben sollen bis zum Tod und Vergehn, bis in der Ferne der erste Schlag der Hymnen ertönt, die die bittere Notwendigkeit singen, das Uhrwerk der Welt, und die einst unser taubes Ohr treffen werden. Dann ist alles vergangen, unsere Liebe und alle Liebe und alle Zärtlichkeit, die gewesen ist, und auch unsre Fremdheit und das Erinnern, das dir wie Essig schmeckte . . Alles, was ist, wird hingeschlachtet. O greulicher Mord, wenn uns, die in einem Schlachthaus wie in feenhaften Verzauberungen, in wechselnden Schauspielen von Pracht und Herrlichkeiten gingen, die über geliebten Händen in wehmütigem Glück erweich-

ten und die ganze Seele in die Schönheit eines Abends ausströmten, wenn uns die kosmische Mathematik das Genick bricht! Dieselbe viehische Pedanterie, die uns zur symbolischen Verrichtung unsres eigenen Schicksals verführt, wenn wir uns von Tieren nähren, die wir umbringen und von vielem Wachsenden, das wir ausreissen und hinunterschlingen. Verdammter Totenschädel der Welt! Lächerlicher Wiederkäuer! Du unendlicher, grimmassierender Magen, du ewige Verdauung eines ungeheuerlichen Wahnsinns. Legt euch in Blumen und fühlt durch ein brausendes Blühn den Schwarm des Tandaradei. Die grünen und roten und blauen Erdenräusche wachen.

Malva, ich liebe dich, komm! Ich war krank, lag im Fieber der Ferne, war trunken vom glanzvollen Aufstieg des Frühlings in das blaue Feuer der himmlischen Lichtwüsten, ich war totkrank. — Nun gib mir deinen Schoss, ich will mich in ihn wühlen, in breit aus gelockerten Schollen atmende Frühlingserde, die bis in die fernsten Horizonte mit Flügeln schlägt. Sie erzeugen den dunkeln beseligenden Rausch, in dem wir bald vereint emporfahren werden, durch viele böse Erdennächte in die Heimat der blühenden Aprikosenbäume, ins Land der goldgesponnenen Bienenschwärme und der blauen Gewässer, die ein kristallenes Feuer sind.

O komm, Malva! — Das Echo deiner Liebe ruft dich, mit deinen Worten ruf ich dich, ich bin reif für deine grosse Liebe, die die Sturmflügel ausgebreitet hat und den jauchzenden Orkan der Erfüllung beschwört, dass er mit herzbrechendem Glanz über dich komme, deine Augen blind mache und taub deine Ohren, dir die Glieder losbinde zum rasenden Spiel und deinen Schoss erlöse —

O komm, Malva, mich verzehrt die Glut deiner Liebesschwüre und die trunkene Wut, mit der du mich begehrst, zerfetzt mein Gehirn. Deine liebkosenden Hände wühlen in meinem Fleisch und graben mein Herz aus. Deine Haare erdrosseln mich mit ihrem wilden Duft — und dein Schoss ruht klaffend über der Sonne in Rasereien. Du empfängst die Gewalt der stürmenden Systeme, in unerhörten Ausbrüchen und Zusammenbrüchen, in aufheulenden Weltlawinen, die du unersättlich aufnimmst, in Zuckungen eines wütenden Triumphes, einer unaufhörlichen, nie endenden Sättigung durch Jahrtausende die wie eine Sekunde sind, und die begnadend über dich gehn: in Ausbrüchen, in Zusammenbrüchen, in flammenden Lawinen, die mit ihrem Wollustgeheul an die Stirn des Meisters schlagen, dass ihr immer neue Welten entstürzen. Die Vernichteten nimmt er in seinen Atem auf, er

schenkt sie dir zurück, dass du sie aufnehmest, denn seine Lust ist in dir.
Einst kommt die Zeit, dann fliege auch ich dir entgegen, dann stöhnst du wieder — o mit wie grösserer Hingabe — unter mir auf, der ich mich jubelnd in deinem Schoss vernichte. Ich komme in den schiessenden Glutmassen, die sich vom Hochgebirge des ewigen Feuers gelöst haben und Millionen zukünftige Weiten, Milliarden zukünftige Sterne und die ganze Nahrung der Schöpfung mit sich führen. Ich komme in den Rudeln der roten Wölfe, die mit ihrem hungrigen Geheul am ewigen Schweigen der Tiefe nagen und durch den Raum von einem Ende zum andern ihren alles überflammenden Weg ziehn — doch bei dir ist ihr Ende . . . In einer gewaltigen Feuergarbe werden sie aus deinen Gliedern schlagen. Sie werden in das ewige Schweigen der letzten Tiefen stürzen. Sie werden im Wiegenlied der Schöpfung ertrinken: dem unergründlichen Spiegel für die Ausbrüche deiner Lust, der dich wie das eigene Herz mit seiner traumhaften Seele trägt und es hütet. Es schwebt in gewaltiger Gegenwart, in unglaublicher Freude hoch über seiner traumhaften Wehmut, die finster lächelt. Denn du hast das ewige Schweigen der Tiefen, das grosse Gedenken hast du für alle Zeit beglückt, Geliebte. . . Wenn die Zeit kommt, da die Sterne, meine

Brüder, mich in ihrer flammenden Litanei entführen, wenn auch ich dir entgegenfliege, um mich jubelnd in deinem Schoss zu vernichten, so wird es nur einer meiner zeitlichen Wünsche sein, die einmal durch mein Blut geirrt sind und aus Berufung sich zu Tode hetzen müssen. Meine Liebe ist tiefer. Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht. —



XVI.

Die Kerzen waren heruntergebrannt und erloschen. Es war Nacht gewesen, und jetzt begann es im Zimmer zu dämmern. Paul sass unbeweglich und mit toten Augen. Als es heller wurde, raffte er sich auf. Er sah die Punschschüssel, die unberührt auf dem Tisch stand. Er kostete das Getränk. Es widerte ihn an.

Er stand auf und wollte zum Fenster gehn.

Aber dann begannen draussen die Glocken zu den Matinen zu läuten und Paul schrak vor der gespenstischen Nüchternheit dieser Stunde zurück. Er warf sich angekleidet aufs Bett und schloss die Augen. Seine Lippen bewegten sich. „Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht.“

Die Glocken verstummten.



XVII.

Am übernächsten Tag sah Paul zum letzten Mal das Meer. Er war über das Land immer dem Brausen der Brandung entgegengelaufen. Er fürchtete, er käme zu spät. Endlich sah er das Meer.

Es war strahlend heller Mittag. Das Licht kam von abertausend schimmernden Kronleuchtern in den Lüften. Sie leuchteten so sehr, dass es unmöglich war, einen einzelnen von ihnen zu unterscheiden. Das Meer glänzte in wogender Seide.

Der Strand war schwarz von Menschen, die im Halbkreis auf hölzernen Klappfauteuils sassen. Paul kam mit einigen Nachzüglern. Sie nahmen behutsam, wie in einem Konzertsaal, ihre Plätze ein. Als eine Dame ihrem Begleiter etwas zuflüsterte, schnellte ein Dutzend bleicher Köpfe herum und machte Pst!

Pst! Das Meer spielte.

Die Menschen hatten die Köpfe auf die Knie gelegt, oder sie hielten die Hand vor die Augen. Das Meer spielte, und seine Ewigkeit verrann. Paul hatte das Gefühl, als ob sie alle, die hier sassen, langsam in die Erde versänken. Dann wieder stand sein Stuhl auf dem Rand eines Abgrunds, und er lehnte über ihn hinüber. Er glaubte, dass hinter seinem Rücken die Menschen, die ihm nahe gewesen waren, gemordet und gevierteilt, dass ihre Häuser in Brand gesteckt, ihre Frauen und Kinder geschändet würden.

Das Meer spielte.

Eine Frau bekam Herzkrämpfe und schrie auf. Ein nackter Mann mit einem Hammer, wie sie Steinklopfer haben, einem langen Stiel, der ein schmales Eisen hielt, kam die Reihen herauf bis zu ihrem Platz. Er hob den Hammer wie eine Gerte und schlug ihr den Schädel ein. Ueberall hörte man sie jetzt aufschreien, die wunderschönen, blassen Frauen, denen das Spiel gewaltsam ihr Leben entriss, und überall sah man die nackten Totschläger sich durch die Reihen schieben und sah das leichte Schwingen des Hammers.

Das Meer spielte.

Da stürzte neben Paul ein braunes, feingliedriges Mädchen vom Stuhl und wälzte sich auf dem Boden. Sie schlug die Zähne in das Holz, um

nicht aufzuheulen. Aber schon kam ein Mann mit dem Hammer die Reihe herauf, behutsam auftretend wie in einem Konzertsaal. Den Rücken gegen das Meer schob er sich an den Stuhllehnen entlang. Jetzt stand er vor Paul. Er stiess ihn mit dem Knie. Paul war starr und kalt und sah ihn an. Der andere verneigte sich leicht, sehr höflich, als ob er um Entschuldigung bäte. Dann hob er mit der linken Hand den Hammer wie eine Gerte und schlug dem schlanken braunen Mädchen, das mit dem Gesicht auf der Erde lag und wimmerte, den Schädel ein.
Das Meer spielte und eine Ewigkeit verrann. Da kam das Meer herauf eine Frauengestalt gezogen. Das Meer legte sich zu ihren Füssen. Sie ging bis an den Rand und blieb stehn.
Malva!
Ein grosser rothaariger Herr mit einem pockennarbigen Gesicht, der in der ersten Reihe sass, erhob sich und sprach:
„Ich bitte um Aufmerksamkeit für die Es-Dur-Sonate, in die sich unser aller Mutter, das heilige Meer, ergehen wird. Die Stimme der Liebe wird aus dem glänzenden Spiegel aufstehn und das Hosianna über dem Leben singen. Lauscht, ihr Gottbesessenen, die ihr einem ausschweifenden Seelenwandel frönt, lauscht, ihr mondsüchtigen Unkeuschen!“

Der Herr nahm Platz, nachdem er sich einer korrekten Verbeugung entledigt hatte.
Das Meer spielte.
Malva wartete.
Dann setzte sie ganz hoch ein. Man hörte keinen menschlichen Laut, ihr Mund tat sich nur weit auf, sie breitete die Arme auseinander, sie legte den Kopf tief in den Nacken zurück. Und die Stimme der Liebe durchdrang hoch und blendendweiss die Herzen aller Menschen, die hier sassen. Hinter seinem Rücken spürte Paul bebend das kristallene Blühen der Erde, und die Stimme sang, lautlos, schrecklich . . sang, sang durch die lange blendendlichte Ewigkeit das Hosianna über dem Leben.
Die Helligkeit und die Glut nahmen ab. Die Kronleuchter erloschen einer nach dem andern. Es wurde finstere Nacht. Aber in der Dunkelheit sah man sie stehn, mit weitgeöffnetem Mund, mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgeworfen, auf der wogenden Seide des Meeres, von der nur noch ein kleines Stückchen um ihren Kopf wie eine Aureole glomm — und die Stimme der Liebe sang, die erstarrte Seele von allem Glanz, der dahinzog, — hoch und schimmernd weiss sang sie in der Nacht.

VIERTES BUCH

DAS LÄCHELN VENEDIGS



I.

In wirren, schimmernden Tagen und durch unbegreifliche Nächte war Paul Merkel in Venedig umhergeirrt, tastend, geblendet, von der Schwere einer Ahnung bedrückt, und doch hatte der Rausch einer ganz besondern Schönheit, die ihn in einem weiten Kreis umlagerte, sich ihm nicht mitteilen wollen. Manchmal glaubte er, dass der Kreis sich um ihn zusammenzöge. Er schritt in eine Luft hinein, die sich schnell zu verdichten schien, die ihn mit sattem Glanz durchdrang. Dann wieder wich es in die Ferne wachsend vor ihm zurück.

Die Nachmittage verbrachte Paul auf der Riva degli Schiavoni und auf dem Markusplatz, den das buntgefleckte Gold der Markuskirche beleuchtet, und um den wiederhallend die feierlichen Bogengänge stehn. In den Nächten seiner Heimat zirpten die Grillen so unaufhörlich, so bestürmend, wie hier die Tauben gurrten, an

der wilden Sonne um San Marco . . Es war ein blauer Himmel voll ferner Stimmen, und wenn man den Blick senkte, ein blasser Schatten wie ein geträumter Tag.
Am Abend fuhr er von der Riva degli Schiavoni nach der Statione Marittima durch den ganzen Kanal der Giudecca, den brennenden Lustvierteln des Westens entgegen und in die Nacht zurück. Auf dem Wasser lagen grosse rote Flecken wie Mohnfelder, die versunken im kristallnen Leuchten eines Abends glühn. Wenn das Schiff sich näherte, begann das rote Wasser zu flittern, mattsilbern, fast grau über dem Purpur, und dann schwankten weite, ziegelrote Kreise in Grün, Blau, Geld und Kupfer, ein Farbenrascheln luftiger Seiden und schleppender Brokate. Im Osten war das Wasser stahlblau. Ein Dampfer fuhr vorüber, er zog das dunkle und das gelbe Rot seiner Laternen und hundert glühende Widerscheine durch bewegte Wasser und verging klar und prächtig in der Ferne, mit einem roten und einem gelben Lichtpunkt in der schwebenden Bläue, in die hoch und tief der ganze Osten getaucht war.
Das Schiff steuerte, von Giorggio Maggiore, in die Giudecca. Ueber Santa Maria della Salute lagerte eine tiefviolette Wolkenwand, der ganzen Länge nach von schmalen, brennend roten Streifen durchzogen. Dahinter dehnten sich die himmlischen

Lagunen, in einem tiefen, wie mit Kohlenstaub gepuderten Blau und trugen die langgestreckten, rotgestreiften Inseln. Diese schienen sich von der grossen Wolkenwand, die das offene Meer des Ostens sperrte, getrennt zu haben und trieben rechts und links nach einer Oeffnung im Westen, wo jetzt das brennendrote und goldene Feuer von dicken Rauchwolken verdunkelt war. Durch die wachsende Entzündung des Himmels, im grossen Licht zerfliessender Edelsteine strömte alles Tiefe, Leuchtende zu dieser Luftmonstranz, die aus Wolken und Färbungen ausgezackt war. In der Richtung des grossen Kanals, über den finstern Sparren der Schiffsmasten und den dumpfen Umrissen der Häuser glitt ein einziges Licht am Ende eines Mastes wie ein Stern vorüber; dann begann Venedig mit allen seinen Lichtern zu sinken.
Auf der Rückfahrt zur Riva degli Schiavoni atmete Paul in der vergoldeten Bläue hängender Gärten, die, auf offnem Meer verankert, in ihren grundlosen Spiegelungen eingebettet sind. Ein festliches Boot, das singend vom Ufer abstiess, schwamm auf dem blauen Grund eines Meeres, Lampions schaukelten in spiegelnden Himmeln. Und die angstvollen Sirenen der unsichtbaren Schiffe! Und das ferne Blinken der Leuchttürme . . . Die Rufe über dem Wasser, die zu schnell verloren gingen . . Die traumhafte Landung.



II.

Paul ging zwei entfleischten Engländerinnen nach. Wenn sie unter dem Licht einer Laterne um die Ecke einer schmalen Gasse bogen, fing das Rothaar der einen Feuer, und sie schien sehr schön.

Er folgte ihnen in ein Restaurant, das sich mit einer Bogenlampe über der Tür in vier Sprachen empfahl.

Er blieb in ihrer Gesellschaft, als sie am Nebentisch gereckt und feierlich ihr Abendmahl einnahmen. Sie schnürten sich in Bewegungen ein, die im weissen Licht zwischen den glänzenden Tischen und der zarten Wandbekleidung sehr unsauber waren.

— Mister Parker hat seine Tochter ins Theater begleitet.

— Miss Ellen geht jeden Abend in die Oper.
— Mister Parker sollte es nicht erlauben. Miss

Ellen ist kaum zwanzig Jahre alt; sie ist auffallend.
— Sie ist sehr blass. Vielleicht ist sie krank.
— Ich glaube, Miss Ellen ist krank.
Sie schlangen das Beefsteak. Ihr Blick lag auf dem Teller, hob sich, fiel platt auf den Teller zurück. Die langen Hälse verzogen sich und hüpften hin und her.
— Miss Ellen besucht kein Museum.
— Sie kennt keine einzige Kirche.
— Nein . . .
Nach einer Pause:
— Miss Ellen verbringt ihre ganze Zeit in der Gondel. Sie hat sich abends bei sehr schlechtem Wetter nach dem Lido fahren lassen und ist erst spät nachts ganz durchnässt zurückgekommen.
— Oh!
— Ja, Mister Parker möchte nicht, dass sie länger in Venedig bliebe.
— Wird er sie mit sich nehmen?
— Nein. Miss Ellen will in Venedig wohnen, sie will Venedig nicht verlassen.
— Miss Ellen ist krank.
Paul Merkel vergass sie, weil sie jetzt Sätze von Ruskin austauschten. Er träumte. Er trank seinen weissen Chianti, rauchte Zigaretten und träumte von Miss Ellen.
Ein hartes Geräusch, die Koloratur des Kellners

weckten ihn. Die Engländerinnen brachen auf. Paul bezahlte und lief hinter seinen Damen her. Sie waren verschwunden. Er stand in einer engen Gasse, die er nicht kannte, tief unter einem langen und schmalen Ausschnitt des bestirnten Himmels.

Die Engländerinnen konnten noch nicht weit sein . . Paul begann zu laufen, am Ende der dunklen Gasse brannte trüb eine Laterne, an der nächsten Ecke fände er sie. Dicht unter der Laterne hielt er erschrocken an. Die Gasse fiel senkrecht in einen Kanal, dessen eine Hälfte den klaren Himmel spiegelte, indessen die andre, vom Schatten der Häuser scharf geschnitten, in einen Abgrund hing.

Paul kehrte um, ging am Restaurant vorüber und bog in eine Seitengasse, in die eben von der andern Seite das klirrende, singende Spiel von Gitarren und Mandolinen brach. Eine Tür tat sich auf, die Bande verschwand in einem roten Licht. Als Paul an der Kneipe vorüberkam, hörte er über dem Gebrüll der Männer und den kreischenden Frauenstimmen und mitten im Rasseln von Gläsern und Tellern die unentwegte, fliegende Musik. Er lächelte.

Dann bog er in eine andre Gasse, in eine dritte, vierte. Er stieg auf kleinen Brücken in die Helle, sank ins Dunkel neuer Irrgänge, und die Gassen und die fahlen Plätze mit den mar-

mornen Brunnen in ihrer Mitte, die Kanäle, die kurzen, unheimlichen Bogengänge folgten einander in einer Stille, die unbewegt blieb, wenn eine Gondel vorüberstrich und die Wellen schlugen, wenn irgendwo Stimmen laut wurden, oder eine Lampe wachte, wenn, ganz fern, eine Sirene schrie. Es gab in der Nähe unsichtbare Vorbeizüge kleiner, sieghafter Konzerte.
Als von der Mondscheinruine einer Kirche, die aus zerfallenen Dächern hervorsah, eine Uhr schlug, stand Paul plötzlich vor dem Meer, auf einem unbekannten Ufer.
Am Horizont blinzelten kleine Lichter in einem weissen Dunst. Es war noch stiller, noch entfernter, als im ewigen Gleichmass der Gassen, noch mehr Verbannung . . Die Nacht sank unaufhörlich in die Tiefe, stieg langsam in trunkene Höhen, wie ein Atmen. Das Ende eines gequälten Weges verging im Blau des Meeres und in Sternenlicht.
Vor einer kleinen Kneipe, die geschlossen wurde, fragte er, wie er von hier nach dem Markusplatz käme . . .
Oh, der sei am andern Ende der Stadt. Er solle umkehren, hinter der Kirche rechts einbiegen und dann links, dann nochmals links . . Paul dankte und setzte seinen Weg fort. Nach hundert Schritten fand er das Ufer von einer senkrechten Mauer gesperrt. An der Mauer entlang bog er

in eine dunkle Gasse ein. Seine Schritte gingen wieder irr in der steinernen Wüste. Er hörte, wie sie sich entfernten und wie sie wiederkamen. Er hörte sich irren, nah und fern. Das waren alle Gänge und Gedanken seines Lebens, die auferstanden waren und jetzt umgingen in der toten Stadt. Und er empfand eine grosse schmerzhafte Sehnsucht, sich mit ihnen auszusöhnen, . . sie zum Lächeln zu bringen.
Es sollte in seinem Leben nichts mehr geben, das er hasste, oder was ihn verwirrte.
Paul überschritt einen Platz, wo verwitterte, grünliche Paläste trauerten. Er ging an einem Kanal entlang, der rechts und links kleinere Kanäle abzweigte, der klare Himmel im Wasser schaukelte. Er hörte einen Ruf, und eine Gondel kam um die Ecke geschossen. Der Führer hielt an.
— Calle del Doge da Ponte am Canal Grande.

III.

Als Paul in seinem Zimmer die Lampe angezündet hatte, glaubte er einsam und wach im Rausch dieser warmen Nacht zu schweben, — wunderbar aus Ungewissheiten emporgehoben. Er war in einen weissen Schimmer gehüllt, worin die grosse Kuppel von Santa Maria della Salute glänzend hing. Von seinem Fenster sah er bis zur Giudecca; sie flimmerte von silbernen Mondlichtern. Man hörte, wie die Gondeln sich beim eintönigen Schlagen der Wellen leise aneinander rieben. Die Musik der Kirchenuhren wanderte im Zeitlosen. Die Rufe und das Geräusch einer späten Ueberfahrt klangen unwirklich.

Paul las in der Geschichte der Republik . . . Ihre erhabenste Stunde nahte. Im Mai 1797 wurde die Stadt von feindlichen Truppen besetzt, und Franz Pesaro sprach die Worte aus, in die der Bel canto der Republik sich ge-

lassen verlor. Mein Vaterland ist vernichtet, sagte er, und ich kann ihm nicht helfen. Aber einem gewandten Menschen wird es gelingen, überall ein neues Vaterland zu finden . .

Paul schloss das Buch und packte es mit den andern Ratgebern zutiefst in den Koffer. Er brauchte sie nicht mehr. Venedig war für ihn nicht länger eine Sehenswürdigkeit, eine feurig untergegangene Grösse und mehr als ein malerisches Schauspiel; er erinnerte sich, er lauschte der Legende seiner Seele.

Sie begann mit dem Tag, da ein feindliches Heer sich in der Heimat festsetzte. Der letzte Vorwand für das äussere Leben, für die Tat wurde ihm genommen. Das Machtverlangen und die heldische Gebärde fielen zusammen, und in einem verbrauchten Körper, auf dem die ritterlichen Gewänder vieler Sommer welkten, erstand das innere Leben glorreich vom Grabe der Tat.

IV.

Die venezianischen Abende schmückt das schönste Gelb. Es ist das sublime, schwimmende Gelb, dessen sich Tiepolo mit feinem Theaterinstinkt zu bemächtigen verstand. Er lebte in der Stunde des schönen Gleichgewichts, als sie die geschichtliche Stunde Venedigs geworden war. Man liess sich gelassen und angeregt verderben.

Paul hielt sich weniger an die Staatsaktionen Tiepolos als etwa daran: in einer Kapelle der Scalzi die Engel mit den vollkommenen Beinen, die in rosigem und gelbem Licht schweben; oder, im Palazzo Labia ein viereckiges Feld blauen Himmels, worin triumphierend eine rote Fahne steht; die Soffittenengel hier und dort . . Kleinigkeiten, Launen, die einen Augenblick entzückt haben.

So schlenderte er abends auf der Riva degli Schiavoni, mit Erwartungen, vielleicht eines

Glücks, das ihm in der nächsten Minute angeflogen käme. Der Dogenpalast hatte dasselbe geruhige Licht, die orientalischen Spitzen der Markuskirche badeten in einer nordischen Kühle. Aber man fühlte das Fieber in der Nähe. Man war in einer Sommerfrische des Orients.

Paul verstand, warum die Tafeln Tiepolos nicht mehr die Wirklichkeit des Veronese haben und von poetisierendem Rampenlicht durchleuchtet sind. Es war die Stunde des Erben, die Stunde des „Kulturmenschen", der sich beim Klang der Abendglocken in unbestimmte Träumereien verliert, glücklich, sich so aufzugeben und trotzdem sicher zu bleiben.

. . Damals dauerte der Karneval sechs Monate. Die Maske war unverletzlich. Man hatte Abenteuer in der Gondel, in Häusern mit flammenden Fenstern, worin Tag und Nacht gespielt wurde, und in andern, worin man sich für eine Stunde und länger verbergen konnte. Nachts dehnten die gastfreundlichen Häuser ihre Bedienung bis unter die Bogenhallen des Markusplatzes aus.

Die Frauen derer, die aus Ueberlieferung noch immer mit dem Bucintoro aufs Meer hinausfuhren, um sich ihm „zum Zeichen ewiger Herrschaft" zu vermählen, hatten längst die stelzenartige Fussbekleidung abgelegt, womit die Männer ihren Beruf als legitime Gebärerinnen ge-

stützt hatten. Seitdem sah man sie mit eiligen, gleitenden Schritten zur Gondel gehn, nicht anders, als die bekannte Dame von heute, die verschleiert, ein wollüstiger Schatten, sich ins Dunkel einer Droschke beugt. Die Kurtisanen färbten nicht mehr ihr Haar. Sie hatten sich alles angeeignet, was eine Edeldame auszeichnete. Das war der eine Reiz; der andere, dass sie es im geeigneten Augenblick vergassen.
Die Sprechzimmer der Klöster standen jeder Maske offen. Die Nonnen, mit nacktem Hals und blossen Schultern, liessen das Kasperltheater spielen und verstanden die Zweideutigkeiten des Tages. Morgens eilte man in die Kirche, um ihre wunderbaren Stimmen zu hören, wie man abends sich in die Oper drängte. Hatten nicht drei Klöster mit Erbitterung um die Ehre gestritten, dem neuen Nuntius eine Geliebte zu stellen? Und auch der Nuntius trug die Maske.
Es kamen kaum noch die tragischen Liebeshändel vor, von denen die Menschen des Nordens geträumt hatten. Sicher war noch mancher, auf dem Weg zu einer Kurtisane, ein heimlicher Romeo. Jünglinge sind unsterblich. Aber für den sehr gebildeten Geschmack ersetzte die Grazie der Unzucht die ursprünglichen Gefühle. Irgendeine sinnliche Vollkommenheit schien den Zauber der Unberührtheit mehr als wert zu

sein. Alles andre war Aufregung und Sättigung . . Gab es Schöneres, als die einzige Dynamik der Augen hinter den Masken, als die selbstherrlichen Bewegungen unbekannter Körper? Die Neugierde gab sich ein Fest, das sechs Monate währte.
Musik, Farben, bequeme Vergnügungen, die aus willkürlichen Träumen nicht aufstören, die Launen, die flüchtig gekostet und in andern fröhlich vergessen werden. Die Leichtigkeit der unbedenklichen, geniesserischen Sinne. Sie schufen sich ihre dauernden Symbole: die vollkommenen Beine der Engel Tiepolos, die Soffittenlieblinge, eine untragische Cleopatra, die dicke Trauben auf ihren Brüsten zerdrückt und dabei zu einem antinousköpfigen Cäsar hinübersieht. Eine heilige Lucia, kleine, bis in die Fingerspitzen mondäne Magdalena von fünfzehn Jahren, die in den wie ein verwühltes Bett schwermütigen Atlasfalten ihres Kleides niederkniet, da ihr ein schöner Greis die Hostie reicht. „Lasst uns die Hände, die tief in die Schalen der Wollust getaucht sind, die befleckten, unschuldigen, zum Gebete falten.“
Ihr weisser Hals ist weich wie das Fleisch von Kindern. Die Verführung ihres Mundes endet nie. Die reinen, matten Profile dieser Heiligen im Rampenlicht! . .
Paul hatte sie in den Pariser Theatern gesehn, er war ihnen nachgegangen. Er kannte ihre

verzehrende Künstlichkeit, ihre aufreizende Blässe. Diese Stunde im Leben Venedigs war seine eigene Vergangenheit, in der er nicht hatte leben können, solange die Sehnsucht nach der Berührung solcher Epidermen ihn besessen hatte. Ihre Süsse an den klaren, goldgelben Abenden der Riva degli Schiavoni verwischte alle Qual, die er ihretwegen gelitten hatte. Ihre Bilder besuchten ihn, leicht und heiter in ihrer seidigen Anmut, und verschwanden zwischen weissen Frauenkleidern auf den Dampfern, in der rosablauen Dämmerung.

Diese Stunde war der lachende Eingang ins innere Leben. So geschult konnte eine gewandte Seele überall eine Heimat finden.



V.

Die Stätte, wo Reichtum und Macht sich bis zuletzt in hitzigen und prahlerischen Festen ausgelassen hatten, wurde zu dem zauberischen Friedhof, zum Fiebergarten der Romantik, der ganz dem Schicksal von Wind und Welle und den Jahreszeiten überantwortet ist. Venedig verlor jeden Widerstand und gab sich hin. Es ist zeitlos geworden, weil es sich auf sein innerstes Wesen zurückzog, dem der Wandel der Geschichte und der menschlichen Schicksale nichts anhaben kann. Es kennt keine Wünsche mehr, und es hat alles fallen lassen, was man ihm hätte nehmen können. Die Schönheit, die übrig blieb, ist über alle Eingriffe erhaben. Es ist die grosse Schönheit des selbstlosen, ergebenen Verblühens, des geheimnisvollen Weiterlebens, dessen Röte wir in Stunden der Versunkenheit unter der Oberfläche leuchten sehn, gleich jenem Schimmer des Blutes, das durch

die Blässe edler und untätiger Hände sickert. Es ist das, was man fern von jeder poetischen Frivolität die Schönheit des Todes nennen kann, und die nichts anderes ist, als eine unsäglich reizvolle Erschöpfung, ähnlich dem Lächeln einer Frau, die in Verlorenheit und Erfüllung ruht.
Diese Schönheit ist so überwältigend, dass man in den Nächten, da sie einem offenbar wird, niemals wagt, sie in ein Bild zu fassen. Sie geht mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen. Sie erhebt sich aus dem Grauen des Todes. Man muss sich aufgeben, damit sie einem ihr Lächeln zeigt. Das Glück noch dieses Lächelns ist so, dass man es nur verhalten und zitternd erwidert, und man kann seine Fülle nur ahnen, fühlt nur, welche Beseligung es ausstrahlen könnte, wenn man aufrichtig und endgültig bereit wäre, in den Frieden ihrer zeit- und wesenlosen Ekstase einzugehen.
Jetzt fühlte sich Paul Merkel den atmoshpärischen Wundern Venedigs gewachsen, für die seine Bewohner in Bauwerken von orientalischer Wunderbarkeit und berauschender Formenmusik nur noch poetische Gleichnisse schaffen konnten Sie strichen ihre Häuser mit einem abgründigen Rot an und vergoldeten ihre Paläste. Welche Räusche hatte diese Stadt gekannt! Ihre Gondeln und Staatsbarken waren dermassen prächtig, dass an den Abenden die Kanäle wie

ein Garten von gleichgestimmten Farben dalagen, der das Schauspiel des Sonnenuntergangs wiederholte. Als ob die Venezianer in der heissen Lust der Festlichkeit dem Schauspiel von Himmel und Meer standesgemäss beiwohnten; als ob sie mit ihrem ganzen berauschten Leben in die höhere Pracht eingehen wollten. Die Häuser, das Gold, die Blumen, die Stoffe und alle toten Dinge hatten eine Seele, die verlangte, in diesen einzigen Abenden auszuströmen und in der Erhöhung der Stunde zu vergehn. Die Menschen trugen den Tod und die Liebe im Herzen.
Wenn Paul in der Glut des Nachmittags nach Hause fuhr, liess er sich alle romantischen Freiheiten. Er träumte, die Königin des Meeres treibe in einer schwarzen Gondel dem Strande zu. Eine erdrückende Fülle von Blumen bedeckte ihren Körper, und in dem lebenden Grabhügel, der bis ins Wasser hing, sah man alle Farben Venedigs leuchten. Ihr Haar war voll schwarzen Goldstaubs. Ihre Wangen brannten, und die Augen hatten einen fieberischen Glanz. Und immer wieder, wenn der Schatten eines Hauses sie berührte, schien sie jählings zu erblassen und war wie eine Leiche. Paul dachte: sie ist eine orientalische Ophelia im Exil, sie will nach einem unbekannten Zuhause, sie hofft, dass die Sonne ihre Barke nach sich ziehe.

Ihr Vater wartet am heimatlichen Strand, an einem andern Gestade — und er wird sie liebevoll und wie eine Kranke aus dem Schiff heben, wird sie trösten und auf seinen Armen in das Haus ihrer Mutter tragen, wo ihre Geschwister mit ernsten Augen auf sie warten. Dann wird sie lächelnd in das Zimmer ihrer Mutter treten und sagen: Ich bin die Königin des Meeres. Es sind viele Menschen vor Liebe zu mir gestorben, und noch mehr habe ich glücklich und weise gemacht. Mein grosses Schwert, das ganz aus Gold war, und das ich mit Rosen umwand, habe ich verloren. Ich bin trotzdem mächtig geblieben. Ich throne im Herzen aller einsamen Menschen, die die Schönheit so lieben und die so glücklich sein können, dass sie krank und traurig werden.

Aber bevor sie zum Lido kommt, ist es schon Nacht geworden. Sie kehrt zurück, und die Nacht macht ihr Leid seherisch und wesenlos, bis die arme Schönheit mit der Seele lächelt . .

VI.

Pauls Glück behütete eine schwere Musik. Alle Schönheit, sang sie, steigt aus der Melancholie wie ein blutiger Vollmond aus dem glücklichen Meer . . . Jede Schönheit bewahrt die Spuren des Unvollkommenen, die Trauer des Vergänglichen . . . Gott muss weinen, wenn er die Engel, die Geschöpfe seiner melancholischen Sehnsucht sieht, und ihre Stimmen, wenn sich ihre Freudengesänge erheben, tragen den Tau der Melancholie ihres Schöpfers wie am Morgen, als sie auf den Wiesen seiner trunkenen Sehnsucht erblühten.

. . . Du musst alle deine Schmerzen lieben, und sie verwandeln sich in Lust.

Die Vergänglichkeit sei der strahlende Trost eines Herbstes, wenn du müde bist, sei deine grosse Zuversicht, wenn du vor Leben zitterst. Vergiss die Menschen, und du wirst sie lieben. Wenn du ihnen begegnest, sieh ihre blütenhafte Menschlichkeit. Sie werden lächeln.



VII.

Paul fand, in den Museen, auf dem Wasser, in den Gassen, die Karnevale seiner Seele, ihre Feste; Feiertage; die kurzen, gedämpften Nachspiele ihrer Tumulte.

Acht Vormittage gehörten dem Bild eines alten Venezianers im Museo Correr.

Es ist ganz rot von dichtem, weinfarbenem Abendlicht: eingerahmte Atmosphäre, die zittert, sich im Wasser spiegelt, die Ferne überschwemmt und schon alle Umrisse verwischt. Das Wasser scheint weich wie flüssiger Samt. Rechts steht eine römische Ruine, ein Tempel, der in ein Lusthaus verwandelt wurde. An jeder Ecke erhebt sich eine Säule aus schwarzem Marmor mit goldenen Kapitälen. Ganz oben ist ein Flachrelief in die Wand eingelassen: Ernste Flötenspieler, die in der roten Dämmerung atmen und ihre lichten Körper zum Spiel der Flöten leise bewegen.

Dann verfällt der Bau und ist nur noch eine Ruine, auf der Gras wächst, mit grossen, gebleichten Steinen und harter Erde, wo sich an den Mittagen Eidechsen sonnen. Ringsum liegen antike Ruinen verstreut, dazwischen Rosen und Bäume, duftende Büsche, in der herrlichsten Landschaft, an dem roten Wasser.
Die eine Wand des Tempels hält eine Platte, auf der in grossen Buchstaben das Wort steht:

DEVOBIS.

Zwei Reiter haben einige Schritte vor der kostbaren Tür angehalten. Eine schlanke Negerin wendet sich im Sattel zu ihrem Ritter um, der sein Pferd zügelt, um mit einem langen Edelmann zu sprechen: der steht schmal an der linken Seite des Bildes hinauf und ist ganz bunt.
Das alles im tiefen, weinroten Licht des Abends, am tiefen, weichen Wasser, worin, im Hintergrund, sich eine alte Statue spiegelt. Die reichen Kleider und auch die zweifelhaften Lüste, die diese schlanke Negerin trägt, sind tief in die Luft gewirkt, in diese mit verzehrenden Nervengewittern geladene Luft . . . Die Pracht des tempelhaften Gartenhause ist gross.
Paul sass allein vor dem Bild, kein Besucher störte ihn. Das Bild trat in die Wand zurück, er sah es wie ein Panorama, gross, eine weite

Landschaft, auf die er von einem Turm hinunterblickte.
Er fand sich täglich, wie zu einem Abenteuer, hier ein. An frühen Vormittagsstunden, da die Zimmer leer waren und nichts sich in der erstickten Stille des roten Abends regte.
Dann versuchte er, sich ein Bild von dem meisterhaften Liebhaber zu machen, der es gemalt hatte. Der lebte in einem Haus, das er mit einschmeichelnden und zarten Schönheiten, mit Steinen, Waffen und Klingen füllte, und hatte gefahrvolle Geliebten. Er betete die Schönheit an und folgte der Entschwindenden in alle Düsternisse, weil ihre Stimme immer süsser, immer fremder wurde. . .



VIII.

Die heissesten Mittagsstunden verbrachte Paul in der Markuskirche auf einer Bank, der Kanzel links vom Chor gegenüber. Jeder Stein, jede Säule hatte eine andere Farbe: versteinertes Grün, Gelb, Rot, Grau und Schwarz, schimmernd, beschattet, in einer wilden, aber gedämpften Harmonie. Daneben sah er am bunten, landschaftlichen Aufbau der Treppe zur Kanzel vorbei in die halbdunkle Kapelle. Oben hing das goldene Stück Rundbogen, über das der Schatten der Galeriebrüstung breite Querstreifen zog. Und ganz hinten, in einem tiefrosa Dunkel, sprang mattleuchtend eine zweite Galerie vor. In einer Ecke dämmerte ein Oellicht. Der Schatten hing wie eine Weihrauchwolke in dem goldenen, von Farben schweren Gemach.

. . . So vieles liebte er in diesen Tagen. Durch die stündlichen Wunder Venedigs schritten Gestalten, denen er lange folgte, die ihn in einem

plötzlichen Begegnen und Verschwinden beglückten. Und alle waren schön, mit ihren Erfahrungen, in ihren Träumen.

Oh, ich kenne meine Bestimmung, dachte er . . Er hatte Zeit und Gelegenheit genug gehabt, seine Sinne zu üben; nun stöberte er in Augen und in Bewegungen, er durchsuchte Worte und Gesichtsausdrücke; er besass jede Frau, die ihn reizte, war der Verbündete eines jeden Mannes, ohne sich zu rühren . . . Er wäre kriegerisch und mild wie ein Verführer. Er schlüge sich auf dem seelischen Feld, wie man in Wirklichkeit kämpft: er griffe mit Vermutungen an — so wie man Frauen errät, wenn sie sich wehren — er schlüge sich mit Blicken und Gebärden, um deren Sinn, und so wie man ihre Körper bezwingt, nähme er ihre Seele ein. Seine Erinnerungen, seine Neugierde, sein Wissen wären die eine, das Unbekannte einer Frau die andere Partei — wie es ja auch nicht anders ist, wenn man um die Genugtuung der ersten völligen Umarmung ringt . . . Um ihrer Vertraulichkeit willen, um ihr „letztes Wort" zu kennen.

Das liesse sich ins Masslose steigern!
Da er niemals in ihr Leben eingriff, blieben sie willig und selbstlos. Eine jede hatte ihre Episode, ein Schicksal, die Spur einer sinnlichen Schönheit; und schon die tierhafte Wärme ihrer

Haltung genügte ihm. Auf allen Wegen begegnete er ihrem Lächeln.
Dem ging er nach, in den Restaurants und in den Gassen, auf dem Wasser; in Kirchen und Museen. Und dieses Lächeln, das er tagsüber von der tänzerischen Unmut halbwüchsiger Mädchen, von der braunen Biegsamkeit und der Stärke der Frauen, vom Spiel der Kinder pflückte, von einem Neigen, einem Lachen, von einem Gang, einem Leuchten, von so mancher verjährten Schönheit und aus der silbrig rieselnden, buntgefleckten Luft, diese lebendige Ernte auf seinem Herzen wurde in den Nächten zum Lächeln der Schöpfung . . .



IX.

Dazwischen lagen die Apotheosen der venezianischen Abende, die alle Leidenschaften aufrühren.

In allen Dingen schlummert ein tropisches Feuerwerk, das plötzlich gegen Abend im Wasser und am Himmel entzündet wird. Man ist vom Fieber gewalttätiger Majestät ergriffen, im Herzen rinnt sieghafte Willkür. Man schlägt sich, prächtig und aufrecht, im Vorgefühl tragischer Dämmerungen.

Paul fand für diesen Seelenzustand einen Namen: Tintoretto. So wurde er das Mitglied einer Kirche, die einen unablässigen Triumph behütet. Er betrat die dunkelglühenden Säle der Schuola di San Rocco.

Nachdem er sich an die Dunkelheit des Raumes gewöhnt hatte, schloss er, vor einem Bild, die Augen. Er öffnete sie und begann zu sehn. Die Glut der weiten Farben rührte sich, durch

die lichteren und beschatteten Töne begann das Feuer des gestrigen Sonnenuntergangs zu kreisen. Zuerst sah er ein Relief von Farben sich befreien, indes die schweren Schatten stumpf blieben. Endlich fanden auch sie ihren Spiegel in ihm und setzten sich bebend fest.

Und Paul hatte plötzlich, mit einem Schlag, die Vision von der feurigen Majestät des Gemäldes. Er hörte Fanfaren schreien, dunkelrote, braune, ekstatisch weisse, klare und blaue Gebärden rasten, oder sie hingen verweilend in der Luft. Die lichten Töne flogen wie Geigen und sammelten sich am Horizont zu einer ganz hohen verrinnenden Harmonie, die über den sanften und starken Bässen des Brauns schweben blieb. Das war ein tiefes, weiches Braun wie die Farbe sonnengebräunten Roggens, mit Tropfen und Flecken prallenden Sonnenlichts.

Welcher von den vielen farbenkundigen, farbenbesessenen Venezianern besass die dramatische Farbe Tintorettos! Neben ihm erschien Tizian bedächtig, bewegt, kontemplativ, Veronese glänzend wie ein bedeutender Schauspieler. Sicher hatte keiner von ihnen so tief die Farbenwerte verstanden, keiner ihren seelischen, ihren tragischen Gehalt so begriffen. Tintoretto gab keine Darstellungen, sondern das Leben, wie es in einer aufgeregten Empfindsamkeit stösst und

flackert, und wie es gross und leidend in seiner Seele widerhallte.
Ein Gemälde — die heilige Magdalena — hatte zum Gegenstand: ein Strahlendes in einer einsamen, traurigen Landschaft. Es war ein Seelenzustand . . .
In einer Verführung Adams beugte sich der weiche, in Schatten wollüstige Frauenkörper — wonnevolles fleischliches Gericht, nichtssagender Kopf! — leichthin zu dem ganz finstern, im Dunkel zusammenzuckenden Mann. Sie bot sich an, und in seinem Zusammensinken, in der rauhen, drohenden Farbe war der Widerstand und schon der Ansatz zum Sprung . . .
Die Bewegung in allen Bildern, die körperhafte Gebärde der Farbensprache . . . Wie die Engel stürzten, brausten! Welche seelische Spannung enthielt allein die dunkle Plastik einer einzelnen Gestalt: hier ein Henker, dessen Leib der schroffe Wechsel von Licht und Schatten mit abschreckenden Brutalitäten ausstattete, dort ein Christus, der, fast auf den Knieen den Weg erkletternd, unterm Riesenkreuz und der düstern Trauer eines erlöschenden Unterganghimmels vorüberzog; Christus, der schmal, in ein weisses Tuch gehüllt, von dessen unnatürlichem Licht die Dämmerung im Zimmer des Pilatus zehrt, vor seinem Richter steht; ein Prophet, der — ungeheuerlich — die ganze Vergangenheit einnahm;

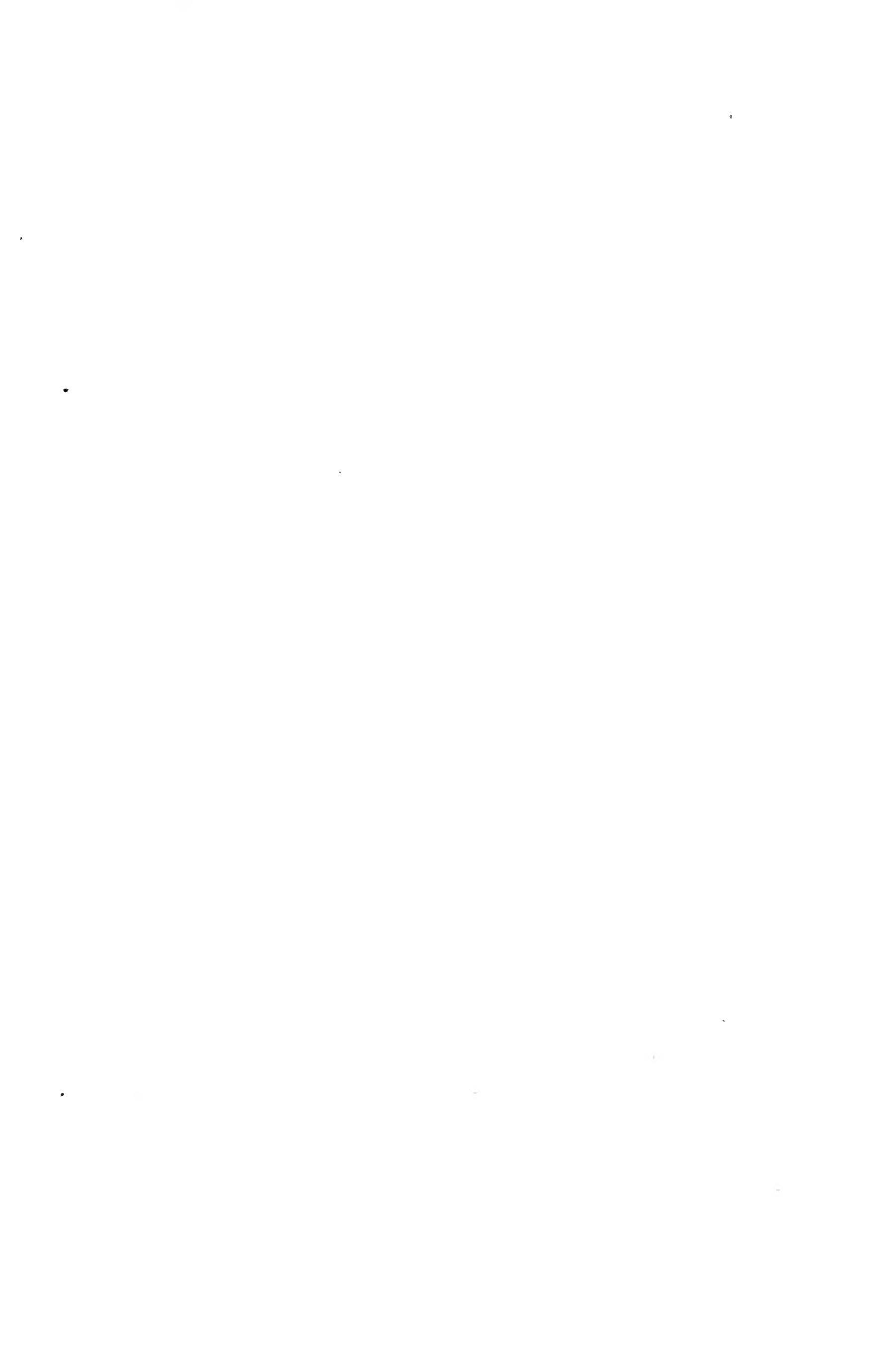
der würgende Wirbel der Farben im Bethlehemitischen Kindermord, aus dem, wie in Träumen, die schlachlenden, gezerrten, ringenden und versagenden Körper auftauchen. Am Boden lagen Tote. . . Das Licht war aus ihnen gewichen, es spielte nur noch auf ihnen wie das Wasser über Kieseln. Wie tot sie waren! Ein dunkler, seelenloser Flecken.
Es war seltsam, dass ein so heftiges Genie dabei so viele rein sinnliche Schönheiten verschwendete. Immer kam es wieder, jenes ergreifende Gedicht eines Frauenrückens, eines Haars, das ganz von süssem Licht durchdrungen ist.
Paul konnte sich nicht von den Schultern und dem Nacken einer Frau auf dem Bethlehemitischen Kindermord trennen, die sich tief über das Geländer einer Terrasse neigte, um ihr Kind an der Hand auf den Platz hinabzulassen. Sie musste sich sehr weit vorbeugen, ihre breite Schulter lag schlank und wunderbar auf dem Stein, mit Schatten zwischen hervortretenden lichtbraunen und weissen Teilen. Man konnte das Gesicht nicht sehn, nur das sonnige Haar, das auf dem schmalen Nacken geknotet war. Ihr Knabe, still und licht in der Verwüstung, hatte die ganze Poesie des kindlichen Körpers bewahrt. Aber sein Kopf blutete unter den schönen Schultern und dem Haar der Mutter

In den braunen Sälen der Schuola di San Rocca herrschte dieses Licht, diese Seele, die ihre Welt verwandelte, die schüttelte, die schreien und verstummen machte, die ein Leid, eine Freude halb verdeckte oder irgendeine stille Schönheit enthüllte.
Paul hatte, als er dann in ganz Venedig Tintoretto suchte, in San Giorgio Maggiore ein Abendmahl von ihm gesehn, eine blanke, verdüsterte Höhe — ein marmorner Festsaal, mit Dienern, voll glänzender Pokale! — wo in einem Augenblick das ganze menschliche Leid gelitten wurde. Aber Christus, erregt und schlank wie ein Kämpfer, neigte sich zu den Jüngern, im roten Gewand und die seltsam blaue Schärpe auf den vorgestreckten Armen, eine feurige Aurecle um das geschmeidige und nun umdüsterte Haupt . . . Das war von einer empört lodernden Tragik. Die Farben zersprangen fast, sie führten eine schwer verhaltene, zitternde Sprache. Das Blau der Schärpe wiederholte sich im Gewand eines Jüngers und in dem eines Dieners, sie verhallte wie ein ferner Gongschlag im Hintergrund, wo eine Frau unter dem Flammenregen der Lampe stand . .
Auf einem andern Bild, dem Kain und Abel in der Academia, war das Messer, das auf Abels Hals niederfuhr, keine Klinge: sondern nur ein Blitz, ein heftiges Aufleuchten, gespalten, wie

auf einer Momentaufnahme. Das ganze Bild war dieser S t o s s , der am Ende eines hocherhobenen Armes in der Luft zuckte. Eva war ganz das Licht, das auf ihren Schenkeln ruhte. . . Paul stand vor einem Bild Tintorettos in der Schuola di San Rocco und genoss den Augenblick, da das Orchester unmerklich dunkelnd zum Ausklang des bewältigten Werkes zusammensank. Aus den Händen des Meisters gleitend, war es in der Unnahbarkeit der Vollendung da, ruhevoll, eine ewige, gedämpfte Fermate, die alle Augenblicke der Schöpfung in einer Schale sammelt und hochhält.

. . . Die Sonnenuntergänge, die den Himmel, die weissen Paläste, die Plätze und das Meer entzündeten und alles in lodernder Schwebe hielten, rissen Paul zur höchsten Begeisterung empor und liessen ihn, wenn es vorüber war, verwirrt und in Ungewissheit verloren zurück. Sie waren Versuchungen, denen er erlag. Daraus entstand eine sinnlose Müdigkeit, die ihn erst spät in der Nacht verliess, wenn er vor Glück und Schwermut hätte sterben wollen. Aber er erlebte täglich vor Tintoretto, dass ein Gedicht des überwältigenden Feuerwerkes in ihm entstand und vollendet wurde. Er lernte, seine Begeisterung zu beherrschen, er sah die Sonnenuntergänge als der Einsiedler, der sich versuchen lassen w o l l t e , und der den Ver-

suchungen — sich zum Jubel, und auf dass das unbändige Abenteuer in ihm immer aufs neue triumphiere — mit Wollust erlag. Er lebte nur durch seine Versuchungen und in ihnen, er erlag jeder, damit eine andere ihn reize.



X.

Weil Paul in der grossen Freiheit, die er genoss, die Versuchungen liebte, blieb er bei Ellen Parker stehn, als sie eines Abends auf dem Lido seinen Weg kreuzte.
Sie sass auf der Terrasse am Meer mit den zwei Engländerinnen, denen Paul einmal gefolgt war, und neben einer älteren Französin, die ihre Gesellschafterin zu sein schien. Denn sie tat sehr besorgt um Ellen und hüllte sie fortwährend, wie in laue Umschläge, in ihre furchtsamen Zärtlichkeiten ein. Zugleich war ihre ganze Haltung didaktisch.
Ellen nahm nicht an der Unterhaltung teil. Sie sass nachlässig in ihrem Korbsessel und hatte ihr bleiches, knochiges Gesicht mit den dunkelblauen Augen dem Meere zugewandt. Sie trug ein weisses Sommerkleid wie die andern auch, aber ohne Rüsche, ohne Schmuck. Sie war etwas Feines, Weisses, mit dunkelblauen Augen

und einem roten Mund. Das Licht ihrer Haare schien sich jeden Augenblick in der blauen Luft zu verflüchtigen. Ihre Nasenflügel zuckten.

Das war Miss Ellen Parker, die, wahrscheinlich weil sie krank war, Venedig liebte und es nicht verlassen wollte.

Auf dem Dampfer, der die Gesellschaft nach Venedig zurückbrachte, sass Paul neben der Französin. Sie bat ihn um eine Auskunft, und da sie gesprächig war und sich in ihrer englischen Umgebung langweilte, durfte Paul ihre Bekanntschaft machen. Am folgenden Tag, wiederum auf dem Lido, stellte sie ihn Miss Ellen Parker vor.

Paul sagte ihr, dass er sie schon kenne . . Sie ginge nie in ein Museum, besuche aber täglich das Theater und verbringe ihre Tage in der Gondel.

Miss Ellen sah ihn belustigt an.

— Haben Sie das beobachtet?

— Das war nicht möglich, da ich Sie gestern zum ersten Mal gesehen haben.

— Ah! Sie haben sprechen hören? . . . Und Sie haben mich wiedererkannt? . . .

Sie sahn einander so fröhlich an, dass ihre Gesichter glänzten.

— Ja, das konnte ich mir denken, sagte sie langsam.

Madame Elise vermutete, dass Miss Ellen gern eine Segelpartie unternähme.

— Warum nicht? . . . Wollen Sie? fragte sie Paul.

Eine sanfte Blutröte schimmerte hinter ihrem blassen Gesicht, das Paul lebhaft auf der sinnlichen Bläue von Meer und Himmel vor sich sah. Aber um die grossen Augen herum war es ganz weiss, so weiss, dass ihre braunen Wimpern einen merklichen Schatten warfen. Ihr weisses Kleid flatterte im Wind, und die eine Seite des Körpers, hinter dem in langen Reihen die Wellen herangeeilt kamen, war schlank und kühn in die Luft gezeichnet.

Sie kamen nur mühsam aufs Meer hinaus. Dann liess der Wind nach, und sie mussten sich treiben lassen. Das Boot schaukelte, Ellen lehnte nachlässig gegen den Mast und hielt sich mit der Hand am Segel fest, das schlaff auf ihre Schulter niederhing. Der Schiffer steckte seine Pfeife an und fluchte auf die Oesterreicher, Madame Elise unterstützte ihn mit den Anfangsgründen der italienischen Grammatik. Paul und Ellen glitten mit heimlichen, forschenden Blicken aneinander vorüber und schwiegen. Als er ihr eine Zigarette anbot, glänzten wieder ihre Gesichter, lächelnd dankte sie.

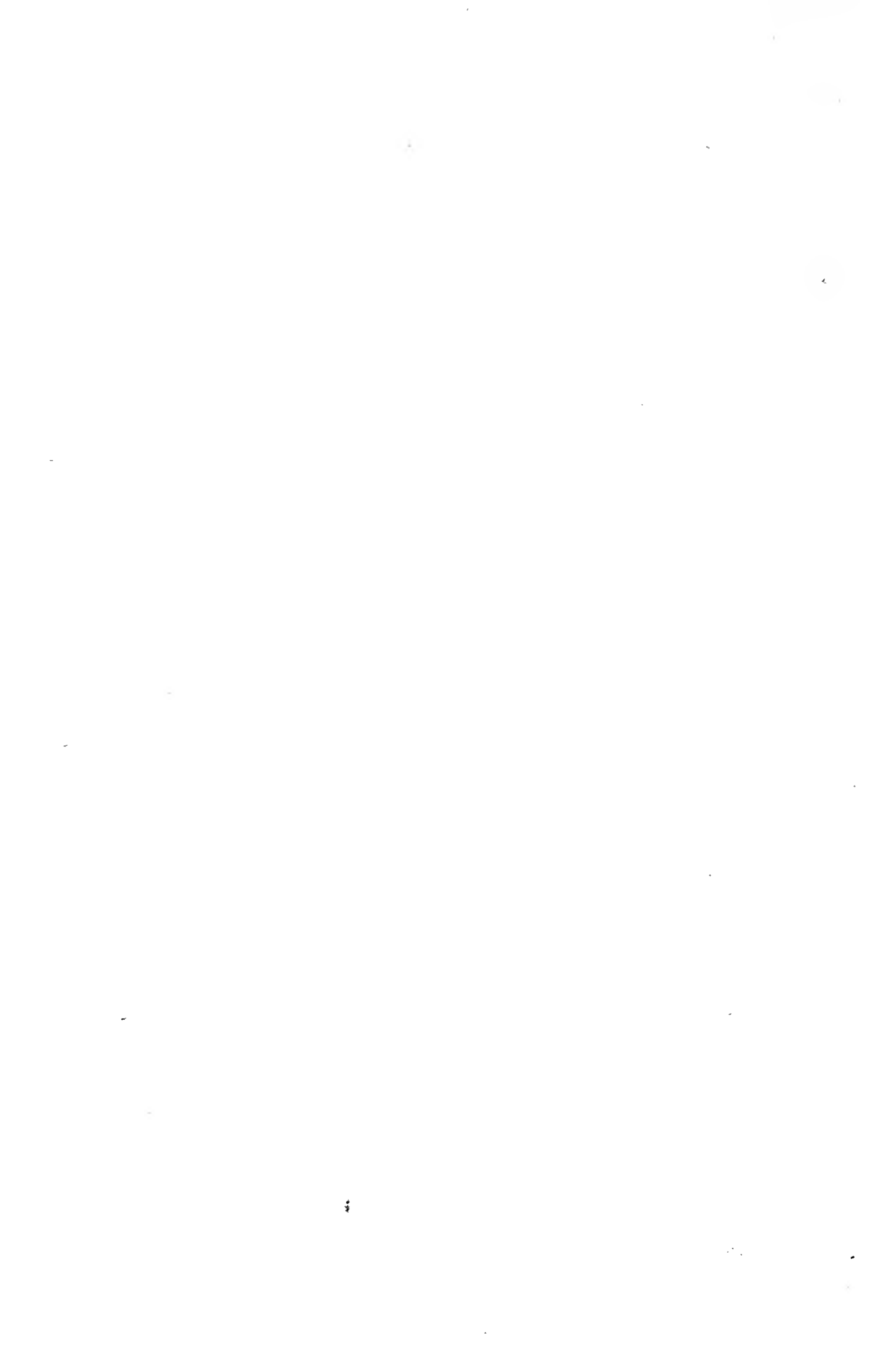
Aber der Schiffer forderte Ellen auf, neben ihm am Steuer Platz zu nehmen. Er wandte das

Boot und fasste die Segelschnüre. Ueber sausenden Reihen von Wellen kamen lose Nebelschwaden geflogen, sie strichen kalt über das Boot, das zurücksank, sich bäumte und mit einem steilen Satz, krachend und zitternd, in den undurchdringlichen Nebel schoss.
Paul beugte sich zu Ellen, die, dicht an den Alten geschmiegt, ihm fröhlich zunickte. Ihr Haar hatte sich gelöst, wirre Strähnen hingen blassgolden um ihr Gesicht, das im Nebel wie Silber war. Der rote Mund blieb halb geöffnet. Dann sahn sie eine blasse Wintersonne, die sich langsam rötete, und erstickte Gluten, die in der Ferne auf dem Wasser schwankten und sich bisweilen bis in ihre Nähe ausstreckten, und der Nebel zerrann.
— Das war schön, nicht wahr? rief Ellen, der Paul aus dem Boot half. Wollen Sie morgen zu uns zum Tee kommen? Sie müssen mich in Ihre Museen führen. Dafür dürfen Sie in meiner Gondel fahren, soviel Sie wollen.
Madame Elise stürzte sich zwischen sie.
— Vor dem Theater warne ich Herrn Merkel! Sie singen wie die Wilden, und wenn das Publikum sich begeistert, gibt es im ganzen Theater nur noch Sanskulotten und Petroleusen, die ein Dakapo verlangen, als gälte es den Kopf des Königs.
— Aber vielleicht gefällt Herrn Merkel das italie-

nische Theater ebenso wie mir . . Wie denken Sie über diese Sängerinnen? Haben Sie jemals mehr Leidenschaft gesehn?
— Ja, die Leidenschaft geprügelter Katzen, meinte Madame Elise.
— Herr Merkel, hören Sie nicht auf Madame Elise. Im Theater Rossini geben sie eine Oper, eine richtige Räuberoper. Ein nichtsnutziger Graf wird vom Publikum geradezu misshandelt. Ich verstehe nicht, dass er nicht längst davongelaufen ist. Sie werden ihn noch umbringen. Aber die Hauptrolle spielt eine Frau mit einer süssen, einfachen Stimme, und sie spielt wie eine grosse Schauspielerin. Ihre Stimme weint und jubelt, wie ich nie gehört habe. Sie müssen sie hören, Herr Merkel!
Madame Elise verstand nicht. Sie schüttelte den Kopf und murmelte:
— Die Frau ist erschreckend.
Paul fragte:
— Ist sie wirklich erschreckend?
Es hatte spöttisch geklungen, und nun versuchte Madame Elise entrüstet einige Verrenkungen der Sängerin nachzuahmen.
Stellen Sie sich vor, stellen Sie sich vor . . . übrigens, das sollte verboten sein.
Aber Miss Ellen sah Paul an.
— Warum, glauben Sie nicht, dass eine Schauspielerin erschreckend sein kann?

Doch, er glaubte es.
— Aber Sie sehn so etwas ungern?
Im Gegenteil, zu manchen Zeiten vergötterte er das Theaterspiel.
— Nicht wahr?!
Ja, denn er wusste, dass diese Leidenschaftlichkeit unecht sei, . . . losgelöst vom wirklichen Motiv.
Sie sah ihm wieder schnell und forschend ins Gesicht. Ihr Mund war halb geöffnet. Jetzt, in der Dämmerung, liefen grosse bläuliche Ringe um ihre Augen. Ihr Blick machte ihn zittern vor Leben. Zugleich tat ihm etwas weh. Eine Angst, eine Sehnsucht regte sich. Aber er war vor allem glücklich, weil sie neben ihm ging und ihm zuhörte.
— Ich meine, das Theater pflegt eine Reinkultur von tragischen Gebärden, die von den Schauspielern nach der Vorschrift ihrer Rolle benutzt werden. Der wirkliche Grund, die persönliche Leidenschaft der Schauspielerin fehlt ja, da ein anderer das Stück geschrieben hat. Aber sie gibt bei der Gelegenheit Erfahrungen zum besten . . Und die liebe ich.
— Es ist möglich, dass ich dasselbe liebe, sagte sie nach einer Weile. Paul fragte sich: Kann sie mich wirklich verstanden haben?
Sie schritt neben ihm im frischen Rauschen ihrer Kleider. Es war so absichtslos. Ein herber

Duft entströmte ihr wie der Atem ihrer starken, schmiegsamen Gestalt, die sich mit der Natürlichkeit eines schönen Tieres bewegte. Ihre ganze erdhafte Jungfräulichkeit war darin.
Paul begleitete sie bis zu ihrer Wohnung am Markusplatz.
— Auf Wiedersehn, Herr Merkel.
Sie sagte es lachend, während sie ihm kräftig die Hand drückte.
Nach dem Abendessen streifte Paul durch die Stadt, sass in Cafés, ging ein Stück Weges hinter allen möglichen Menschen her, kehrte um und belauerte schliesslich am Bahnhof die Ankunft eines Fernzuges. Darauf liess er sich von den Hoteldienern anschreien und fuhr wie neu zur Riva degli Schiavoni. Dort blieb er bis tief in die Nacht und dachte an Ellen, die er noch nicht begehrte, und war glücklich über ihre starken Hände, deren Druck er bewahrt hatte.



XI.

Sie kamen aus der Schuola di San Rocco und gingen auf den grossen Kanal zu.
— Ich bin ganz dunkel von Licht, lachte sie . . Wie sich alles verändert hat! Ich gehe nicht mehr ins Theater, sondern in Museen. Ich habe mir erst Gewalt angetan, um folgsam zu sein, und nun schwärme ich nur noch in Farben, sehe nur noch Farben, und alles entzückt mich, als wenn es immer so gewesen wäre.

Ein zerlumptes Kind, das zum Vergnügen schnell vor ihnen über die Gasse laufen wollte, fiel auf den Leib und begann jämmerlich zu schreien. Ellen sprang hinzu und hob es auf ihren Arm.
— Sehn Sie, vor Erstaunen vergisst das Kleine zu weinen.

Ihr weisses Gesicht neben dem braunen, schwarzäugigen des Kindes glänzte mütterlich. Sie wischte ihm mit dem Taschentuch den schmutzi-

gen Mund und küsste es, ein wenig überlegen, liebevoll, glücklich über ihre Zärtlichkeit.
An der Strassenecke setzte sie es nieder und gab ihm ein Geldstück. Das Kind ballte die Hand und lief eilig davon.
— Der kleine Brigant! In fünfzehn Jahren möchte man ihm nicht in einer einsamen Gasse begegnen. Haben Sie Geschwister, Herr Merkel? . . . Ich auch nicht. Schade, nicht wahr? Ich hätte mich mit zehn Jahren gern als kleines Kind wiedergesehn.
Ein plötzlicher Einfall machte sie erröten. Sie fragte:
— Aber wohin gehen wir jetzt?
Paul wollte ihr Tintorettos Haus zeigen.
Schön. Sie war mit allem einverstanden.
Der Führer stand in der Gondel und winkte mit der Mütze.
— Salute, rief sie, und indem sie sich an Paul wandte:
— Wohin?
— Fundamenta dei Mori.
Der Führer half ihr ins Boot.
— Unsere Herrin wird täglich schöner, das kommt von der vielen Bewegung. So muss man sein, wenn man gesund bleiben will.
Er nickte Paul blinzelnd zu.
— Da haben Sie Ihren grossen Briganten, Miss Ellen.

Aber sie schüttelte den Kopf.
— Oh, er ist gut; ich habe ihn sehr gern.
Ihre Wangen waren in der Mitte ein wenig gerötet, die Augen leuchteten unruhig und manchmal versagend.
Auf beiden Seiten des grünlichblauen Kanals zogen wie steinerne Kulissen unterm blauen Himmel die stolzen und die heiteren Paläste vorüber. Manche trugen das gemeine Schild irgendeines Kunsthändlers, aber auch sie schienen verlassen. Das Stück war zu Ende, die Szene war unverändert geblieben, nur dass darauf Fremde umherirrten, die mit ihr nichts gemein hatten. Man erkannte ihre Gondeln an roten Flecken, die auch in dunkeln Kanälen leuchteten. Das waren ihre Bädeker, ein unbestimmtes Regiebuch vergangener Schauspiele.
Der Bogen der Rialtobrücke war am Wasser mit nassem Moos bewachsen, an der Decke liefen Wasserrinnen und glitzerten wie Silberadern in buntem Gestein. Lange Lichtsträhnen schlängelten hellgrün im Schatten, sie lösten das Grün des Mooses immerfort in leuchtende, erlöschende Punkte und flatterten wie Algen. Jenseits der Brücke schien der Kanal in der Sonne zu sieden. Das Licht blendete, es roch nach Fisch und sumpfigem Wasser.
Das Boot bog in einen Seitenkanal ein. Hier waren die Paläste ganz verfallen. Die schweren

Schornsteine, die hoch in einem schmalen Schacht blauen Himmels schwebten, drohten herabzufallen, die Häuser schwitzten eine gelbliche Flüssigkeit aus, die marmornen Treppen hingen schief ins Wasser. Es gab Türen, die mit Kistendeckeln ausgebessert waren. Aber neben einem kleinen, viereckigen Platz an der Sonne sah ein grüner Baum über die Mauer, hinter dem Gitter sprühte der feine Strahl eines Springbrunnens, und eine steinerne Göttin lächelte. In der Höhe der matten Kanäle glühten rote Röcke und farbige Wäsche; an jeder Ecke ertönten ihre Trompetenstösse und eröffneten neue Abgründe des blauen Himmels und schürten heftig alles Licht und den Schatten. Die traurigsten Paläste verwandelten sich in farbige Wunder, sobald die Sonne sie berührte. Wenn Paul sich zurücklehnte und an ihnen emporsah, waren sie in der Höhe von einem durchsichtigen Licht gebadet, wie die Zinnen einer orientalischen Stadt, der man von ferne naht. Das Haus Tintorettos lag im Schatten und sah kläglich aus.

— Hier hat er gewohnt, Miss Ellen, Tintoretto. Er war verheiratet und hatte viele Kinder. Er arbeitete, und wenn er müde war, machte er mit seinen Töchtern Musik. Vasari erklärt ihn sogar für einen sehr geschickten Musikanten. Dann baute er sich aus Pappe und Brettern

allerhand Szenen, auf denen er mit Lampen das Licht studierte . . die Seele der Dinge. Er hatte eine ganze Kammer voll Puppen. Und er arbeitete. Das ist alles, was man von seinem Leben weiss. Doch, noch etwas. Er hatte eine Tochter, die er sehr liebte. Ich glaube, sie hiess Maria. Sie starb früh. Es war sein grösster Schmerz, den er nie verwand.

— Ja, es muss furchtbar gewesen sein, sagte sie und sah weit zurückgebeugt auf das Haus, hinter dessen Fenstern verwelkte Gardinen hingen.

— Wahrscheinlich hatte er nichts ausser ihr; nichts Lebendiges, das er genügend liebte. Aber dort drüben, Murano gegenüber, wohnte Tizian, der Feste feierte und Freunde hatte. Man kam abends. Sobald es dunkel wurde, bedeckte sich das Meer mit fackelgeschmückten Gondeln, und die schönsten Chöre, die man in Venedig kannte, sangen, indes sie langsam näher kamen, der Garten war bunt erleuchtet. Die Mädchen durften ein- und ausgehn und benahmen sich ganz wie zu Hause. Sie mussten nur schön sein. Man rief sie beim Vornamen. . . Die besten Männer Venedigs waren zugegen, und die vornehmsten Fremden bemühten sich um die Ehre, das italienische Ideal des Virtuoso, des „Uomo libero per la gracia divina“, in seiner Ungebundenheit und bei seinen starken Launen zu

sehn . . Nein, trotz Aretino, diese Menschen waren keine Tiere . .
Ich muss Sie vor eine Statue von Sansovino führen, die vielleicht am Morgen nach einer solchen Orgie begonnen wurde. Es ist eine „Hoffnung“ in S. Salvatore. Ein Leidensgesicht, das soviel Resignation ausdrückt, dass die Hoffnung etwas Grosses, Heiliges wird. Der Vorglanz eines lichten und schweren Geschicks. Diese Menschen waren nur stark. Aber wir sind Enkel; traurige Besitzer einer hypertrophierten Empfindsamkeit.
Ellen lächelte.
— Sagen Sie das nicht, Herr Merkel. Mein Vater fabriziert Schrauben für die grossen Panzerschiffe.
— Aber wir tun das nicht, Miss Ellen. Und vielleicht findet sogar Mister Parker so ein Panzerschiff, abgesehn von allem, recht lächerlich.
Sie blickte wieder zum Haus hinüber.
— Und während die dort drüben feierten, war sein Haus still; er arbeitete?
– Ja. Und als Maria weggegangen war, wird die Einsamkeit schrecklich gewesen sein, und als er alt wurde, wuchs der Kummer ins Unermessliche. Er lässt sich von seinen Selbstporträts ablesen. Auf dem einen ist er ein König Lear des Ideals. Ein kraftvoller Schädel ertrinkt phosphoreszierend im Dunkel. Die Augen sind

nur grosse, finstre Höhlen. Die Stirn ist von den furchtbaren Anstrengungen ermattet, die Wangen sind eingefallen. Der Bart ist der armselige, ungepflegte Bart eines Greises . . . Ein anderes Bild von ihm spricht aus noch tödlicheren Fernen, wie ein Vermächtnis. Es leuchtet mit dem Zug der Qual, den die Seelenstürme und die Anstrengungen in den visionären Greisenkopf gerissen haben. Man erschrickt, wenn der Blick auf die schmale Hand mit den langen Fingern fällt.

. . Paul sah sie vor sich. Er verstand die müde Nervosität dieser Frauenhand. Sie hatte unsichtbar auf seinen eigenen Händen gelegen, wenn er in der Dämmerung venezianischer Abende nach schweren Entzückungen wollüstig ermüdet war.

Es waren die Hände, die ihn hätten trösten sollen, in all den vergangenen qualvollen Nächten, als die Machtbegier der Sinne erstorben war und das Gehirn sich mit Dunkelheit füllte. Man sieht es solchen Händen an, dass sie sich in später Nacht falten werden. Ihr Glück und ihre Ruhe ist der lächelnde Augenblick der Erschöpfung vor dem Anbruch der schweren Nacht. Solche Hände glänzen über der Vernichtung und ruhn wie im Gebet.

— Ellen, er hatte Hände wie Sie!

. . Das schien ihm ganz natürlich . . War er

nicht einem Lächeln nachgegangen? Von allen Dingen flog es ihrem Bilde zu. Sie schien sich mit allen Schönheiten behängt zu haben und bewegte sie mit ihren Schritten und mit ihren Wendungen. Er war umhergeirrt und hatte sie aufgezählt, sich zum Glück, und weil sie seine Zuversicht waren . . Nun trugen sie alle ihren Namen. In den Sonnenuntergängen ahnte er die Ekstase ihrer Hingabe, die ihm zugleich versprochen wurde; und das endgültige Lächeln in den Nächten, das Lächeln der Welt, sammelte sich in ihren Zügen und war das fromme Gebet ihrer Sinne. So schien ihm die grosse Schönheit beschaffen, dass das Glück zu lauter Andacht wurde in der Wollust, die die Seele über die Ufer geschwemmt hat. Ein totseliges Magnifikat . .
Aus der Tiefe ihres weissen Gesichts und ihrer Augen stieg in seinen venezianischen Nachtwachen ihr Lächeln, jenes unausgesprochene Lächeln, das eher ein geheimer Glanz als ein Ausdruck war. Das tiefe Ruhen der Seele in namenlosem Glück. Ein pflanzenhaftes Dämmern. Und alles an ihr, wie sie in den vielen Stunden war, und alle Schönheiten verlangten nach dieser Vollendung. Jeder Zug ihres Gesichts versprach sie, es war ein langsames Reifen in allem, und eine köstliche Erwartung.
Ellen hatte nicht geantwortet. Sie sass zusam-

mengekauert vor ihm, die Arme verschränkt auf den Knieen, und sah ihn gebeugten Hauptes an. Die Augen blieben ernst und unbewegt, indes der Bug der Gondel mit den schlanken Bewegungen eines Schwans, der gegen den Strom schwimmt, sich auf dem schwarzen und blauen Wasser der Kanäle wiegte.

XII.

Später sassen sie auf dem Sofa in ihrem Zimmer. Im offenen Fenster, das auf den Markusplatz hinausging, leuchtete die milchige Bläue des Abendhimmels mit der schier entschwindenden Mondsichel. Davon lag etwas wie ein Abglanz auf ihrer weissen Gestalt, und der goldene Mosaikgürtel an ihrer gebogenen Hüfte glitzerte. Sie lehnte sich in die Ecke und erzählte mit ihrer schönsten Laune von ihren Kinderjahren. Sie liebte es, Schauspiele aufzuführen. Als sie die Kameliendame heimlich gelesen hatte, benutzte sie die Gelegenheit, dass ihre Mutter ausgegangen war, um mit Hilfe einiger Nachbarkinder eine grosse Vorstellung zu veranstalten, in der sie die Rolle der denkwürdigen, herzbewegenden Liebhaberin spielte. Ihre beste Freundin musste sie am Bett besuchen und ihr einen Papierstrauss auf die Brust legen. Sie stellte den Geliebten dar, küsste Ellens Hände und

dann ihre Haare, die sie sorgsam über ihre Schultern gelegt hatte. Aber das Mädchen schien ihr nicht leidenschaftlich genug, und Ellen ermutigte sie, indem sie ihr mit schluchzender Stimme zurief:

— Schüttle mich, schüttle mich!

Und da das Mädchen erstaunt zurückwich und nicht begriff, erklärte ihr Ellen, man bisse seine Geliebte in die Lippen und schüttle sie vor Leidenschaft.

Die Szene wurde wiederholt. Schliesslich biss die Freundin so fest zu, dass Ellen vor Schmerz aufschrie und dem Mädchen das Gesicht zerkratzte.

Das hinderte sie nicht, in den nächsten Tagen glücklich und stolz umherzugehn, die Zähne auf die Narbe gedrückt und mit Hochgefühl eine Wunde der Liebe durch die Reihen der ahnungslosen Menschen tragend. Sie blieb, in den Anblick der kleinen roten Narbe versunken, vor dem Spiegel stehn, in der Schule hielt sie den Finger darauf.

Ein andermal lockte sie die Kinder, die sich fürchteten, mit grossen Versprechungen auf den halbdunklen Speicher. Diesmal war es Balzacs „Frau von dreissig Jahren“, die sie auf dem Nachttisch ihrer Mutter gefunden hatte. Oh, sie erinnerte sich so gut an die Nacht, die sie über dem Buch verbrachte . . .

Sie konnte vor Aufregung nicht schlafen und bereitete in einem unvergessenen Morgendämmern ihre Szene vor . . Gleich nach dem Frühstück ging sie zu ihren Freunden hinüber und führte sie vorsichtig auf den Speicher. Dem gescheitesten Jungen brachte sie bei, dass er ein berühmter Pirat sei, der, von Konstablern verfolgt, ins Haus ihres Vaters flüchtete, sie dort sehe und sie sogleich über alles liebe . . Sie hatte bei der Auswahl der Schauspieler Glück gehabt. Die Knaben spielten ihre Rollen mit ebensoviel Heftigkeit, wie wenn sie ein Stück Kuchen verteidigt hätten . . Als der Pirat vortrat und Ellen mit einem langen Blicke mass, lachte sie. Der Pirat wies sie zurecht, und Ellen neigte tief den Kopf, um sich so versteckterweise in den Finger zu beissen. Es entbrannte der Streit zwischen Vater und Pirat. Ellen sah sie gross an. Jedes Wort, das der Geliebte sprach, erschütterte sie. Er sprach gut. Da machte der erregte Vater Miene, sich mit geballten Fäusten auf den Helden ihres Herzens zu werfen. Ellen sprang dazwischen, sie umklammerte den Geliebten und sprach und sprach. . . . Die Stimme versagte, es flimmerte ihr vor den Augen, sie fühlte einen eisigen Schmerz in der Brust. Der Junge, den sie in den Armen hielt, löste sanft ihre Arme und wischte täppisch mit der Hand über ihr starres Gesicht.

— Ich will deine Mutter rufen, sagte er endlich. Da stiess sie den Jungen zurück und lief zur Tür hinaus. Auf der Treppe fiel sie und weinte so herzzerbrechend, dass alle Dienstboten herausgestürzt kamen. Ihre Mutter nahm sie auf die Arme und trug sie in ihr Zimmer. Sie weinte ihre unaussprechliche Wehmut hinaus und sah sich hilflos nach einem Menschen um, der sie trösten könnte, und fand niemand.
— Ich war eine Woche lang wie zerschlagen, als ob ich mit Leib und Seele schwer gelitten hätte. Viele Jahre später stieg mir noch das Blut in den Kopf, wenn ich mich an den Augenblick erinnerte, wo ich den Arm des Jungen festhielt und einen elektrischen Schlag entgegennahm, der mich erstarren machte . .
Ellens Mund im dunkelnden Zimmer war gross und rot. Ihre Augen schimmerten feucht. Und dann war das Kleid da, das weisse Kleid . . Der Gürtel um die gebogene Hüfte glühte nun verhalten, wie eine goldene Schlange am Abend in einem weissen Beet.
Unter den zögernden, gleichgültigen Worten, die Paul ihr sagte, vor ihrem unbestimmten Lächeln, formte sich in ihm mit heftigen, deutlichen Zügen der Kanon ihrer Frauenseele . . Ihm schien, dass es seine eigene Seele sei, die das erlebt habe . . . sie war seine grössere, vollkommene Schwester.

Dann schwiegen sie, weil es leise dunkel wurde. Immerfort war in seinen Gedanken und in den Schatten im Zimmer ein Neigen zu ihr, und der Tonfall ihrer Stimme, die von fern, wie aus einem andern Zimmer kam.

— Ellen . . sagte er leise.
Sie beugte sich ein wenig vor und sah ihn an. Da wusste er: dieser Blick gab ihm das Fieber. Und das sagte er ihr.
Sie schwieg. Dann fragte sie:
— Wann haben Sie zum letztenmal geliebt?
Er antwortete zögernd:
— Ja, ich habe eine Geliebte gehabt.
— Vor kurzem?
— Ja, vor kurzem.
Paul sah, wie das Weiss ihres Gesichtes sich verdunkelte. Dann flammte es auf. Sie war in ihre frühere Haltung zurückgesunken.
— Und? . . Sie haben vergessen?
— Ganz. Bevor ich Sie kannte.
— Sind Sie dessen sicher?
— Ich glaube.

— Sie finden mich schöner als sie?
— Ich weiss nicht . . . aber anders. Warum fragen Sie?
— Weil ich Ihre Freundin sein möchte.
Paul wollte ihre Hand nehmen und sie küssen. Sie zog sie zurück.

— . . Nicht jetzt.
— Ja, demütigen Sie mich, sagte er nach einer Pause.
Sie fuhr in die Höhe.
Da stand er dicht vor ihr und hatte geschrien.
— Ellen!
Als sie aber langsam vor ihm zurückwich, setzte er sich wieder in seine Ecke.
— Ich wollte Ihnen nicht wehtun.
Sie schüttelte den Kopf. Dann lehnte sie sich gegen den Schrank am Fenster und sah hinaus.
Nach einer Weile erinnerte er sich . .
— Nicht wahr, ich soll gehn?
Er erhob sich.
Sie trat mit zwei, drei eiligen Schritten auf ihn zu.
Paul hörte in einer plötzlichen Stille, so als ob die Luft sich verdünnt hätte, ganz klar ein Lied, das jemand unter den Fenstern pfiff, die Unterhaltung zweier Frauen, die Schritte auf dem Markusplatz.
— Paul, sagte sie ruhig und streckte ihm die Hand hin . .
Er hielt sie in der seinen. Sie drückte lange seine Hand. Sie beugte sich nieder und küsste sie.
Er wollte die Frau an sich reissen. Sie taumelte zurück und schlug gegen den Schrank.
— Nein, wir wollen nicht . . nicht wahr, wir wollen nicht?

Er dachte daran, eilig zu fliehen, aber es riss ihn herum, er stürzte sich auf sie.
Ellen brach in die Knie und streckte die Arme gegen ihn aus.
Da blieb er erstarrt stehn.
— Ich will dich nur küssen, sagte er zitternd.
Sie faltete die Hände, und indem sie sich auf den Knien hin- und herbewegte, beschwor sie ihn:
— Nur das nicht. Ich will Ihnen alles sein, was eine Geliebte Ihnen sein könnte . . nur misshandeln Sie mich nicht. Ich . .
Sie verstummte plötzlich und sah ihn reglos an.
Es war so traurig, dass es ihn davontrieb.



XIII.

Am selben Abend reiste Paul Merkel nach Florenz. Er war nicht enttäuscht und auch nicht verzweifelt; vielleicht schämte er sich.
Als er in Bologna auf einem roten Polster des Wartesaals ausgestreckt lag und in den Kronleuchter blickte, der versonnen und so matt wie eine Sommerwolke über den grossen Schatten hing, war ihm, als ob er von einer Frau käme, deren Hingabe ihn endgültig von den minderwertigen Qualen und den Aufregungen einer unreinen Sehnsucht befreit hätte. Sie war eine lichte Gestalt mit ein wenig eckigen Schultern und starken Händen, in der sein eigenes verklärtes Bild lebte, das Bild, das seit seiner Kindheit, als seine Mutter sich lächelnd über ihn neigte, in ihm schwankte, und alle Güte, Wahrhaftigkeit und Stärke strömten in ihn, der in unsterblichen Tagen neben ihr einherging. Er verliess sie; und nun blieb er der lebendige

Spiegel einer Frau, die ihm gehörte, als ob er sie geboren und bis in ihren Tod geliebt hätte. Ellen folgte ihm nach Florenz. Es war die Erfüllung seines Lebens, dass er sie drei Monate lang die Beständigkeit eines namenlosen Glückes tragen sah, und dass sie in der langen, andauernden Inbrunst einer tödlichen Hingabe aus der Gemeinschaft der Menschen schied. In dieser Versunkenheit war sie so, als ob sie nie gelebt hätte.

Sie wurde niemals seine Geliebte; sie war es von Anbeginn. Bei ihrem Wiedersehn begrüssten sie einander wie Menschen, die in einer längst vergangenen, aber unauslöschlichen Stunde ohne Hinterhalt ihre Seelen vermischt haben. Es gibt für sie weder eine Vergangenheit, noch eine Zukunft, ihr Herzschlag kennt keine Trennungen. Ellen war ihm fern, wie eine Frau von dem fern ist, für den sie vor einem Madonnenbild betet.

Manchmal, auf ihren Wanderungen, hob sie den Kopf und sah aufs Tal, über die Hügel. Ihre Augen spiegelten die Landschaft. Die fernen Berge, auf deren Höhe, dicht an der Himmelsbläue, der Schnee glänzte, schimmerten winzig, aber so klar in ihren Pupillen. Ihre Gestalt und ihre Worte nahmen den gedämpften Glanz an, worin sie schritten und die empfindsame Sicherheit der Umrisse, auf denen ihre Augen

ruhten. Ihre Zärtlichkeiten waren von einer flüchtigen Bestimmtheit, sie hoben sich selbstlos von der Gleichmässigkeit ihres Wesens ab. Paul und Ellen verbrachten ganze Tage auf den Wegen und in den Dörfern rings über Florenz. Das Tal schien von seinem eigenen Glanze überzufliessen. Darin standen in lichten Abständen klar und fast durchscheinend die schmalen Stämme mit ihren Aesten, die Grashalme, die Blumen. Blühende Bäume hingen wie farbige Bienenschwärme über dem frischen Grün der Terrassen. In allem lebte das weisse Feuer einer heimlichen Ekstase, eine verzehrende Innigkeit, etwas Leises, Entzücktes, woran der Geist mehr teil hat als die Sinne.

. . Wenn unter den Liebhabern dieser Landschaft ein Heiliger wäre, ein Asket der Schönheit vom Geist des heiligen Franziskus, so müsste er sich platt auf den Boden legen, die Arme und Beine ausstrecken und, an die Erde geschmiegt, die unmerklichen, verklärten Bewegungen seines Geistes belauschen. Der heilige Franz von Assisi fühlte so, der zum Lineal und einem Holze griff, wenn die Stimmen ihn überfielen, und damit Geige spielte wie ein Kind. Deshalb zogen auch die Rosen von Assisi, als er sie pflücken wollte, vor den milden Händen ihre Dornen ein.

Die grosse Klarheit des toskanischen Frühlings

ordneten noch die tiefgrünen, rosigen und silbergrauen Terrassen, in den die Hügel um Florenz emporsteigen. Eine jede war der natürliche Garten eines vergeistigten Frühlings.
Es gab keine Verfinsterungen des Geistes durch auswärtige Feuersbrünste, die die grossen Schatten werfen. Die Sehnsucht regte sich nur wie eine weisse zerfliessende Blüte in der Luft. Sie war eine schöne, frühlinghafte Sehnsucht aus diesem Tal heraus in Ebenen, die voller Seen sind, ans Meer, so wie es dalag, als die Venus — nicht anders, als wie die Knospe sich öffnet und die Blüte gebiert — in einem silbernen Rieseln seiner Bläue entstieg . . Eine natürlichere Apotheose war nicht auszudenken. Was bedeutete die Schaumgeborene anders, als die in heitern und stillen, anschwellenden Triumphen entfaltete Blüte menschlichen Geistes?
Eine Göttin thronte unsichtbar über der Landschaft, als Paul von Ellen Abschied nahm. Die Mileserin, deren einfache Göttlichkeit der Louvre beherbergt, erhob sich gross und in einer Schönheit, die blenden müsste, läge nicht ihre Milde wie der durchsichtige Schatten einer Wolke auf diesen Hügeln, wie eine duftige Kühle über ihr: die reine Seele, die solchen Formen entströmt, und die das Lächeln der vollkommenen Schönheit ist; der guten Schönheit . .
Sie hatte keine Arme; auch der Kopf hätte

fehlen dürfen, ihr Ruhm wäre um nichts geringer gewesen. Nur die Menschen denken . . Und vielleicht war der idealste Gedanke, den die Menschen gestalten konnten, ihre grösste Sehnsucht: die Einheit Geburt und Tod . . Der Augenblick, da eine Schönheit ersteht und derselbe, da sie in der endgültigen Form, die die Grenze ihres Wachstums ist, unbewegt in die unmenschliche Natur zurücktritt . .



XIV.

An einem Abend, der ihnen schöner schien, als alle vergangenen Abende, wurde Paul von Ellen durch ein grosses Leichenbegängnis getrennt, das die Via Calzaioli heraufkam. Paul stand auf der einen, Ellen auf der andern Seite der Strasse, indes das Kreuz und der Sarg, die vermummten Brüder der Misericordia, die gelangweilten Gestalten der Priester und die hingegebenen der Sänger, lausbübische Chorknaben und endlich die mit Kränzen und zitternden Gewinden beladenen Wagen zwischen dem gelben Schein der Kerzen vorüberzogen. Die rauhe Eintönigkeit des Gesanges verschlang ihn. Er stand unter einem barbarischen Bann, worin ein uraltes Stück Tierhaftigkeit seiner Natur sich zu gefallen schien. Der gregorianische Niggersong der Männer, die drei oder vier Musikkapellen, die gebieterisch durcheinander spielten, benahmen ihm die Sinne. Er schloss halb die Augen.

Als er sie wieder aufschlug, merkte er, dass er einer primitiven Begeisterung nahe gewesen war. Sein Blick fiel, zwischen den beiden letzten Wagen, auf etwas Tiefes, Strahlendes. Er sah das blasse Gesicht Ellens, das heiss und matt im grauenden Abend schwebte. Es schien der geheimnisvolle Mittelpunkt des aufgeregten, verschwommenen Lebens zu sein. Es war hineinversenkt und ruhte unbeweglich.

Und so, auf dem Hintergrund ursprünglicher Dämmerungen, behielt Paul Merkel das beständige und gütige Gesicht Ellens in der Erinnerung. Der Klang ihrer Sprache ordnete die unverständlichen Konzerte der Natur. Ihr Gang gab dem wirren Getriebe der Welt Halt und Bedeutung . .

Paul blieb den Abend mit ihr zusammen. Ihr Gesicht war das gleiche im Restaurant und in den Strassen. Sie war fröhlich und aufmerksam, die geringste Neuheit machte sie erstaunen; voll eines phantastischen Uebermuts spielte sie damit, bis sie es müde war und mit grossen Augen schweigend durch die Menschen ging.
An einer Wand sah sie das Programm eines Theaters. Da verlangte sie, in einer Loge zu sitzen, in einer roten Loge . .

— Und dann lehnt man sich ein klein wenig vor und sieht aufs Parkett hinunter.

Paul musste ihr die Theater beschreiben, damit sie wählen könnte. Sie entschied:
— Gehn wir in das Theater, wo die meisten Lichter sind.
Ellen sass in ihrer Loge, und ihr Gesicht im Schatten war wie ein beschlagener Spiegel, vor dem ein Strauss roter Kamelien steht. Die Augen wanderten ruhig durch den Raum, füllten sich mit Licht und Schatten und kehrten tief glänzend zu Paul zurück. Sie brauchte eine Viertelstunde, um eine kleine Portion Eis zu essen. Jeden Löffel Vanille liess sie auf der Zunge vergehn, sie hatte geduldige Blicke und langsame Bewegungen. Dieser lange, merkwürdig klare Blick strich wie ein sanftes Licht über Menschen und Dinge und erhellte sie. Dann kehrte er sich ab. Niemals hatte Paul ergreifendere Liebkosungen erfahren.
Einmal sah er sie zwei schönen, brutalen Demimondainen zulächeln, die hinter der Loge vorübergingen. Sie stutzten, und dann löste sich die harte Spannung in ihren Gesichtern, sie lächelten wie sie.
Einem schlanken Bettelkind, das finster und verdorben an einer Strassenlaterne lehnte, schenkte sie ihr ganzes Geld. Es lächelte. Der Heimweg in den widerhallenden Strassen war von einer feierlichen Fröhlichkeit umgeben.
Zwei Monate verstrichen. Ellen starb langsam,

wie die Tage heisser wurden. Paul sass helle Nächte lang in den Cascinen, an grossen Wiesen, die wie Seen waren, zwischen schimmernden Taxushecken, die vom Himmel nur ein kleines tiefblaues Stück mit zitternden Sternen sehen liessen, im Gesang und in den Düften, und fühlte Ellen sterben. Aber er empfand ihren Tod als eine letzte Verwandlung: in ihrer grenzenlosen Hingabe löste sich Ellen ganz in ihn auf, er wurde ihr lebendiges Grab . .
Sie rief ihn nicht, und er wagte nicht, ihrer beiden erhabenste Einsamkeit, die sich für immer vereinen wollte, zu stören. Er liess sie sterben. Endlich, am Morgen nach ihrem Todestag, sah er sie. Sie erschien ihm wie das Spiegelbild einer entschwundenen Gestalt, das wunderbarerweise in einem stehenden Wasser zurückgeblieben ist und nur ganz leise, aber unaufhaltsam versinkt. Er beugte sich über sie, um ihren Mund zu küssen, auf dem wie die Versteinerung einer Blüte ihr Lächeln lag; er tat es nicht. Er betrachtete ihn nur, wie er noch nie ein Ding betrachtet hatte; er hielt still, weil dieser Mund sich deutlich in seinen eigenen Lippen formte. Als er ihn ganz aufgenommen hatte, erhob er sich, trat an einen Spiegel, der neben dem Bette hing, und küsste ihn.

